This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

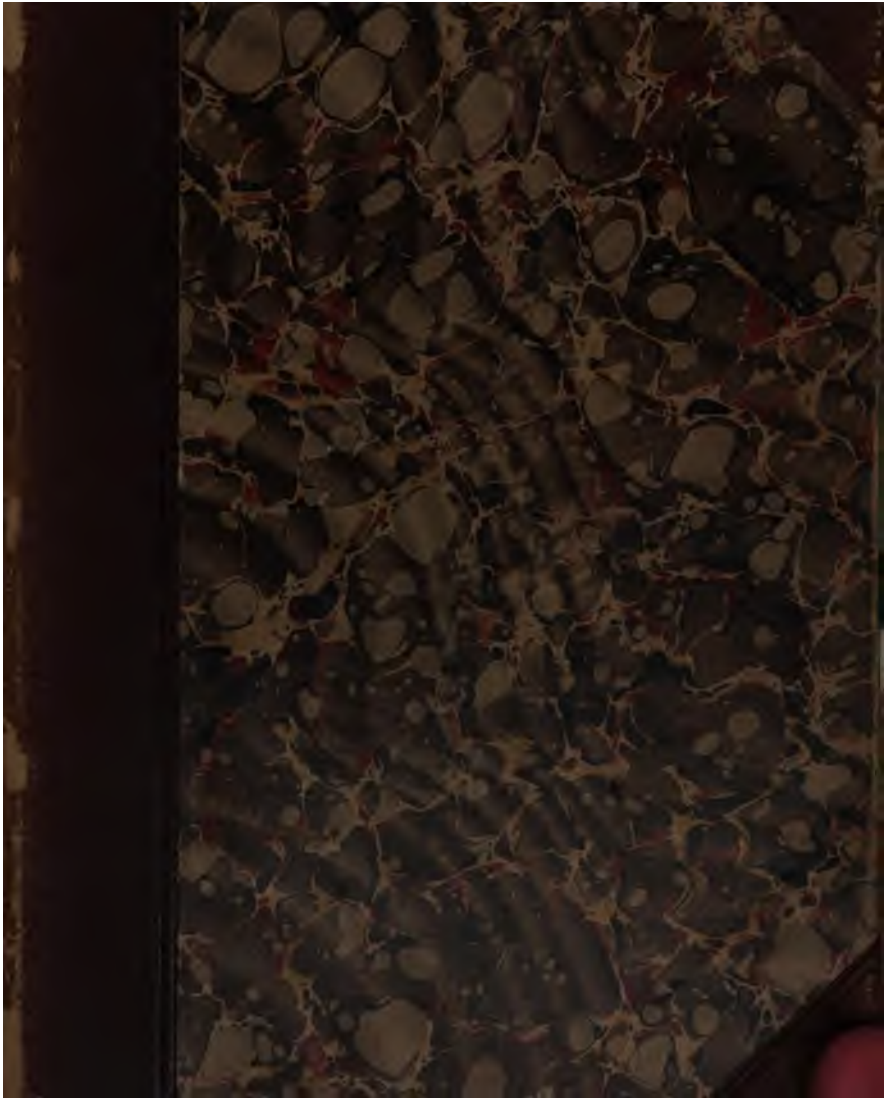
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

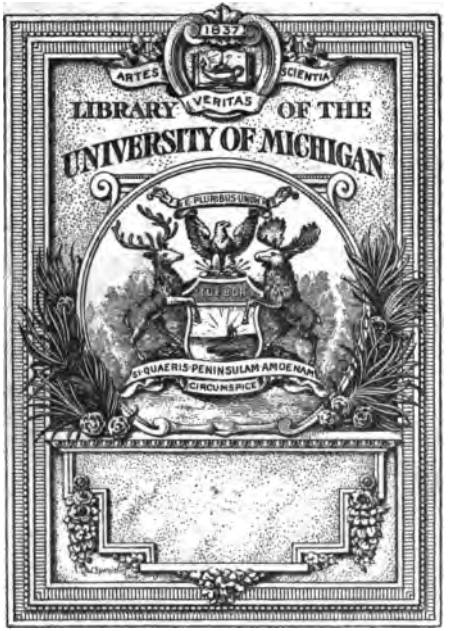
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

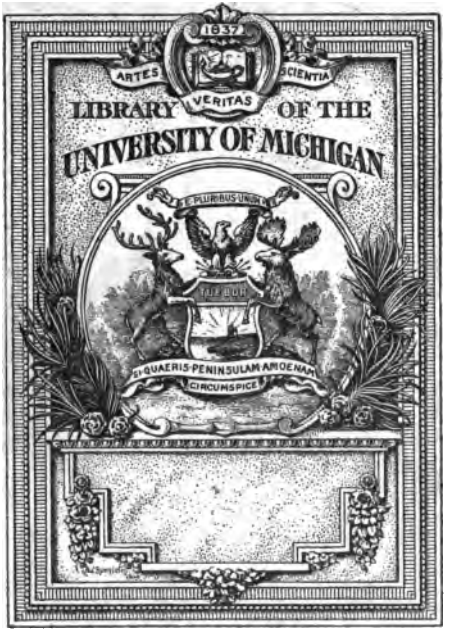
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Klinger.
5.

Sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1842.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Ich wagte in den folgenden Bänden, was, so viel mir bekannt ist, kein Schriftsteller vor mir gewagt hat, ich faßte den wenigstens kühnen Entschluß, auf einmal den Plan zu zehn ganz verschiednen Werken zu entwerfen, und zwar so, daß jedes derselben ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und sich am Ende doch alle zu einem Hauptzweck vereinigten.

Diese so sehr verschiednen Werke sollten meine aus Erfahrung und Nachdenken entsprungne Denkungsart über die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralisches Daseyn umfassen und alle wichtige Seiten desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, Wissenschaften, hoher idealischer Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Daseyn über dieser Erde sollten in ihrem Werthe und Unwerthe, in ihrer richtigen Anwendung und ihrem Mißbrauche aus den aufgestellten Gemälden hervortreten, die natürlich eben so vielseitig werden mußten, als sie sich uns in der moralischen Welt, durch ihren

ſchneidenden Kontraſt, auffallend darſtellen. Daher nun der bloß ſcheinbare Widerſpruch dieſer Werke unter und gegen einander, welcher manchen Leſer irre leiten könnte; und darum ſcheint oft das folgende Werk niederzureißen, was das vorhergehende ſo ſorgfältig aufgebaut hat. Beides iſt hier Zweck; und da uns die moraliſche Welt in der Wirklichkeit ſo viele verſchiedne, oft bis zur Empörung widerſprechende Seiten zeigt, ſo mußte eine jede, weil jede in der gegebenen Lage die wahre iſt, ſo und nicht anders aufgefaßt werden. Hier nun muß die Erfahrung und nicht die Theorie das Urtheil ſprechen; denn die Widerſprüche ſelbſt zu vereinigen, oder das Räthſel ſelbſt zu löſen, geht über unſre Kräfte, ſollte und mußte über unſre Kräfte gehen. Auch dieſes ſollte hervorſpringen. Wie es übrigens in der Welt, die wir die moraliſche nennen, hergehen ſollte, habe ich nicht unterlaſſen, anzuzeigen, und meine frommen Wünſche darüber liegen ſo klar am Tage, wie die jedes andern Gutmeinenden; auch werden ſie wohl das Schickſal aller frommen Wünſche haben. Doch, Wahrheit und Muth ſind des Mannes herrlichſter Werth, und darum ſtellte ich den Menſchen in dieſen Werken bald in ſeiner glänzendſten Erhabenheit, in ſeinem idealiſchſten Schwunge, bald wieder in ſeiner tiefſten Erniedrigung, ſeiner flachſten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend vor, das einzige wahre Bild der Gottheit, durch welches ſie ſich uns allein offenbarte; dort folgt er dem trugvollen,

täuſchenden, bunten Götzen, dem Wahne, den er ſelbſt geſchaffen hat. Und ſo findet der Leſer in dieſen Werken den raſtloſen, kühnen, oft fruchtloſen Kampf des Edeln mit den von dieſem Götzen erzeugten Geſpenſtern; die Verzerrungen des Herzens und des Verſtandes; die erhabenen Träume; den thieriſchen, verderbten, den reinen und hohen Sinn; Heldenthaten und Verbrechen; Klugheit und Wahnſinn; Gewalt und ſeufzende Unterwerfung; und, um es mit einem Worte zu bezeichnen, die ganze menſchliche Geſellſchaft mit ihren Wundern und ihren Thorheiten, ihren Scheußlichkeiten und ihren Vorzügen; aber auch das in jedem dieſer Werke vorzüglich bemerkte Glück der natürlichen Einfalt, Beſchränktheit und Genügſamkeit, auf welche hinzudeuten ich nirgends unterlaſſen habe. Iſt das Streben des Edeln und Guten etwas anders als ein immerwährendes Ringen nach dem Glücke, das uns die Natur zudachte? Freilich iſt die Forderung des Weiſen an dieſe unſre Genügſamkeit, Unterwerfung, Geduld und Beſchränktheit eines der Dinge, woraus ſich gar vieles folgern ließe, und man möchte beinahe ſagen, die Weiſen ſuchten mehr durch dieſe Vermahnung den ſo ſehr verwickelten Handel von ſich abzulehnen, als ihn zu entſcheiden; aber wenn nun ſelbſt die Weiſen nicht mehr als dieſes vermögen? Wir, die wir den Glauben (mit dem wir es nicht zu thun haben), den Heilbalſam der heutigen Philoſophie, weder brauchen wollten noch konnten, wir mußten, nach völliger Anerkennung der

und soll. Und auch nur so beweist er, daß ihn ein wirkender, schaffender Geist beseelt, daß er dieses selbst ist, und frei, würdig seines Urhebers — die Gewalt der physischen Nothwendigkeit allein anerkennend.

Sapienti sat! — Wird man es mir nach dieser Aeußerung verargen, wenn ich mich mit einem alten, kahlen Spruche von diesem Schlachtfelde zurückziehe? Ich glaube den Kampf so redlich als muthig geführt zu haben, wende ihm unverletzt den Rücken und erwarte den glücklichern Sieger auf diesem gefährlichen, schlüpfrigen Felde, welches, um kühn zu reden, keine körperlichen Leichname, sondern feige, trauernde, mißmuthige, klagende und verzweifelnde Geister bedecken. Mir gelang es auf meinem Wege mich darüber emporzuheben.

Fauſts

Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Erſtes Buch.

1.

Lange hatte ſich Fauſt mit den Seifenblaſen der Metaphyſik, den Irrwiſchen der Moral und den Schatten der Theologie herumgeſchlagen, ohne eine feſte, haltbare Geſtalt für ſeinen Sinn herauszukämpfen. Ergrimmt warf er ſich in die dunkeln Gefilde der Magie und hoffte nun der Natur gewaltſam abzuzwingen, was ſie uns ſo eigenſinnig verbirgt. Sein erſter Gewinn war die merkwürdige Erfindung der Buchdruckerei; ſchaudervoller war der zweite. Er entdeckte durch Forſchen und Zufall die furchtbare Formel, den Teufel aus der Hölle zu rufen und ihn dem Willen des Menſchen unterthänig zu machen. Bis jetzt konnte er ſich noch nicht, aus Vorliebe zu ſeiner unſterblichen Seele, für die jeder Chriſt wacht, ohne ſie weiter zu kennen, zu dieſem gefährlichen Schritte entſchließen. In dieſem Augenblick war er ein Mann in ſeiner vollen Blüthe. Die Natur hatte ihn wie einen ihrer Günſtlinge behandelt, ihm einen ſchönen, feſten Körper und eine bedeutende, edle Geſichtsbildung verliehen. Genug um Glück in der Welt zu machen; aber da ſie die gefährlichſten Gaben: ſtrebende, ſtolze Kraft des Geiſtes,

hohes, feuriges Gefühl des Herzens und eine glühende Einbildungskraft hinzufügte, die das Gegenwärtige nie befriedigte, die das Leere, Unzulängliche des Erhaschten in dem Augenblick des Genusses aufspürte und alle seine übrigen Fähigkeiten beherrschte, so verlor er bald den Pfad des Glücks, auf den nur Beschränktheit den Sterblichen zu führen scheint und auf welchem ihn nur Bescheidenheit erhält. Früh fand er die Gränzen der Menschheit zu enge und stieß mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Durch das, was er in frühern Jahren begriffen und gefühlt zu haben glaubte, faßte er eine hohe Meinung von den Fähigkeiten, dem moralischen Werthe des Menschen, und in der Vergleichung mit andern legte er natürlich seinem eignen Selbst (welches der größte Geist mit dem flachsten Schafskopf gemein hat) den größten Theil der Hauptsumme bei. Zunder genug zu Größe und Ruhm; da aber wahre Größe und wahrer Ruhm, gleich dem Glücke, den am meisten zu fliehen scheinen, der sie dann schon erhaschen will, bevor er ihre feinen, reinen Gestalten von dem Dunst und Nebel absondert, den der Wahn um sie gezogen, so umarmte er nur zu oft eine Wolke für die Gemahlin des Donnerers. In seiner Lage schienen ihm der kürzeste und bequemste Weg zum Glück und Ruhm die Wissenschaften zu seyn; doch kaum hatte er ihren Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Jeder, der diese Sirenen kennt und ihnen ihren betrügerischen Gesang abgelernt hat, fühlt (wenn er die Wissenschaften nicht als Handwerk treibt) ohne mein Erinnern, daß ihm sein Zweck, diesen

brennenden Durſt zu ſtillen, entwiſchen mußte. Nach langem Herumtaumeln in dieſem Labyrinthe waren ſeine Ernte: Zweifel, Unwille über die Kurzſichtigkeit des Menſchen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geſchaffen, das Licht zu ahnen, ohne die dicke Finſterniß durchbrechen zu können. Noch wäre er glücklich geweſen, hätte er mit dieſen Empfindungen allein zu kämpfen gehabt; da aber das Leſen der Weiſen und Dichter tauſend neue Bedürfniſſe in ſeiner Seele erweckte und ſeine nun beflügelte und zugekünſtelte Einbildungskraft die reizenden Gegenſtände des Genuſſes, die Anſehen und Gold allein verſchaffen können, unabläßig vor ſeine Augen zauberte, ſo rann ſein Blut wie Feuer in ſeinen Adern und alle ſeine übrigen Fähigkeiten wurden bald von dieſem einzigen Gefühl verſchlungen. Durch die merkwürdige Erfindung der Buchdruckerei glaubte er ſich endlich die Thore zum Reichthum, Ruhm und Genuß aufgeſprengt zu haben. Er hatte ſein ganzes Vermögen darauf gewandt, ſie zur Vollkommenheit zu bringen, und trat nun vor die Menſchen mit ſeiner Entdeckung; aber ihre Laulichkeit und Kälte überzeugten ihn bald, daß er, der größte Erfinder ſeines Jahrhunderts, mit ſeinem jungen Weibe und ſeinen Kindern Hungers ſterben könnte, wenn er nichts anders zu treiben wüßte. Von dieſer ſtolzen Hoffnung ſo tief herabgeſunken, gedrückt von einer ſchweren Schuldenlaſt, die er ſich durch leichtſinnige Lebensart, übertriebene Freigebigkeit, unvorſichtige Bürgſchaften und Unterſtützung falſcher Freunde auf den Hals gezogen, warf er einen Blick auf die Menſchen; ſein Groll färbte ihn ſchwarz, ſein häusliches Band, da er ſeine Familie nicht mehr

zu erhalten wußte, ward ihm zur Laſt und er fing für immer an zu glauben, daß die Gerechtigkeit nicht den Vorſitz bei der Austheilung des Glücks der Menſchen habe. Er nagte an dem Gedanken: wie und woher es käme, daß der fähige Kopf und der edle Mann überall unterdrückt, vernachläßigt ſey, im Elende ſchmachte, während der Schelm und der Dummkopf reich, glücklich und angeſehen wären. Sō leicht nun Weiſe und Prediger dieſen Zweifel zu heben wiſſen, ſo erbittert er gleichwohl, da ſie nur zu dem Verſtande reden und das Gefühl durch die tägliche Erfahrung verwundet wird, das Herz des Stolzen, und ſchlägt den Sanftern nieder. Zu den erſtern gehörte Fauſt. Von dieſem Augenblick ſtrebte ſein gekränkter Geiſt, den verſchlungenen Knäuel aufzuwickeln, über deſſen Auflöſung ſo viele Tauſende die Ruhe und das Glück ihres Lebens umſonſt verloren haben. Er wollte nun den Grund des moraliſchen Uebels, das Verhältniß des Menſchen mit dem Ewigen erforſchen. Wollte wiſſen, ob er es ſey, der das Menſchengeſchlecht leite, und wenn? — woher die ihn plagenden Widerſprüche entſtänden? Er wollte die Finſterniß erleuchten, die ihm die Beſtimmung des Menſchen zu umhüllen ſchien. Ja, er faßte ſelbſt den verwegnen Gedanken, den erforſchen zu wollen, deſſen Seyn uns ſo unbegreiflich und deſſen Wirken uns ſo klar iſt. Die Hoffnung, mit dieſen wichtigen Kenntniſſen ausgerüſtet, die Welt in Erſtaunen zu ſetzen und als ein Geiſt erſter Größe unter die Menſchen zu treten, verſüßte eine Zeit lang ſeine fruchtloſe, peinliche Anſtrengung. Da aber ſeine Lage immer trauriger ward, die Menſchen, die ihm ſo viel zu danken

hatten, ſich immer mehr von ihm entfernten und all ſein Streben, Licht in dieſe Finſterniß zu bringen, nur dazu diente, ſie noch ſchwärzer und quälender zu machen, ſo ſenkte ſich bald der Gedanke tief in ſeine Seele: nur ein Geiſt der andern Welt könnte ſeinem Elend abhelfen und ihm Licht über dieſe Gegenſtände geben. Zwar ſchlummerte dieſer Gedanke noch in ſeinem Buſen, aber ſeine Begierden, ſein Unmuth brauchten nur einen neuen, äußern Reiz, um ihn über die Gränzen zu treiben, gegen die er ſo wild anſtieß.

2.

In dieſer düſtern Stimmung wanderte Fauſt von Mainz nach einer benachbarten Reichsſtadt, dem Hochweiſen Magiſtrat derſelben eine von ihm gedruckte lateiniſche Bibel zu verkaufen, um ſeine hungrigen Kinder von dem gelösten Gelde zu ſättigen. In ſeiner Vaterſtadt hatte er darum nichts ausrichten können, weil damals der Erzbiſchof mit ſeinem Kapitul in einen großen Krieg verwickelt war und ſich ganz Mainz in der größten Verwirrung befand. Die Urſache davon war folgende. Es hatte einem Dominikanermönch geträumt, er ſchliefe mit ſeinem Beichtkinde, der ſchönen Klara, einer weißen Nonne und Nichte des Erzbiſchofs. Morgens ſollte er die heilige Meſſe leſen; er las ſie und empfing ungeachtet der ſündlichen Nacht den Leib des Herrn. Abends erzählte er in der Begeiſterung des Rheinweins einem jungen Novizen ſeinen Traum. Der Traum kitzelte die Einbildungskraft des Novizen, er erzählte ihn mit einigen Zuſätzen einem Mönche und ſo lief er durch das ganze Kloſter, verbrämt mit Gräuel und lüſternen Bildern, bis er zu den Ohren des ſtrengen

Priors kam. Der heilige Mann, der den Pater-Gebhardt wegen seines Ansehens in vornehmen Häusern haßte, erschrak vor dieser Aergerniß, und da er's als eine Entweihung des heiligen Sakraments ansah, so wagte er nicht über den wichtigen Fall zu entscheiden und meldete ihn dem Erzbischof. Der Erzbischof, vermöge des richtigen Schlusses: was der sündige Mensch bei Tage denkt und wünscht, davon träumt er des Nachts, sprach den Kirchenbann über den Mönch aus. Das Domkapitul, dessen Haß immer mehr zunimmt, je länger ein Erzbischof lebt, und das gerne jede Gelegenheit, ihn zu quälen, ergreift, nahm den Pater Gebhardt in Schutz und widersetzte sich dem Banne aus dem Grunde: „Es sey weltbekannt, daß der Teufel den heiligen Antonius mit den üppigsten Vorstellungen und lüsternsten Lockungen in Versuchung geführt habe, und wenn dieß der Teufel mit einem Heiligen getrieben hätte, so könnte ihm auch wohl einmal einfallen, sein Gaukelspiel mit einem Dominikaner zu treiben. Man müsse den Mönch vermahnen, dem Beispiel des heiligen Antonius zu folgen und gleich ihm gegen die Versuchungen des Teufels mit den Waffen des Gebets und des Fastens zu kämpfen. Uebrigens bedauerte man sehr, daß der Satan nicht mehr Achtung vor dem Erzbischof hätte und so unverschämt wäre, seine höllischen Vorspieglungen nach den Gestalten seiner hohen Familie zu bilden." Das Domkapitul führte sich hierbei ganz so auf wie die Erbprinzen, denen ihre Väter zu lange regieren. Was aber den Fall gänzlich verwirrte, war ein Bericht aus dem Nonnenkloster. Die Nonnen waren alle im Refektorio versammelt, eine Mutter Gottes zum

nächſten Feſt aufzuputzen, um es durch ihre Pracht den ſchwarzen Nonnen zuvorzuthun, als die alte Pförtnerin hereintrat, die hölliſche Geſchichte erzählte und hinzuſetzte: „der Dominikaner würde gewiß lebendig verbrannt werden, denn eben ſey das Domkapitul verſammelt, ſein Urtheil zu ſprechen.“ Während die Pförtnerin die Geſchichte mit allen Umſtänden erzählte, färbten ſich die Wangen der jungen Nonnen hochroth, und die Sünde, die keine Gelegenheit entwiſchen läßt, unſchuldige Herzen zu vergiften, ſchoß in ihr Blut und dramatiſirte in flüchtiger Eile ihrer Einbildungskraft alle die gefährlichen Scenen vor. Wuth und Zorn zogen indeſſen ihre grimmigen Larven über die Geſichter der Alten. Die Aebtiſſin zitterte an ihrem Stabe, die Brille fiel von ihrer Naſe; die Mutter Gottes ſtand indeſſen nackend in der Mitte und ſchien den erſtaunten und erzürnten Nonnen zuzurufen, ihre Blöße zu bedecken. Da aber die Pförtnerin hinzuſetzte, es ſey die Schweſter Klara, die der Teufel dem Dominikaner zugeführt hätte, ſo erfüllte ein wilder Schrei den ganzen Saal. Nur Klara allein blieb gelaſſen und nachdem eine kleine Pauſe auf das Zetergeſchrei erfolgte, ſo ſagte ſie lächelnd: „Liebe Schweſtern, warum ſchreit ihr ſo fürchterlich? Träumte mir doch auch, ich ſchliefe mit dem Pater Gebhardt, meinem Beichtvater, und wenn es der böſe Feind gethan hat,“ (hier machte ſie mit allen übrigen ein Kreuz) „ſo mögen ſie ihm die Disciplin geben. Ich für meinen Theil habe nie eine kurzweiligere Nacht gehabt, ſie komme auch woher ſie wolle.“ „Der Pater Gebhardt?“ ſchrie die Pförtnerin. „Nun, alle ihr Engel und Schutzheiligen! das iſt er eben, dem von Euch

geträumt hat, dem Euch vielmehr der Teufel zugeführt hat, und den ſie nun darum verbrennen wollen.“ So ging die Pförtnerin noch einen Schritt weiter, verkörperte den Traum und in dieſer Geſtalt flog er in die Stadt. Man ließ die Mutter Gottes ſo nackend ſtehen wie ſie war, bekümmerte ſich nichts mehr darum, ob es die weißen Nonnen den ſchwarzen zuvor thun würden. Die Aebtiſſin machte ſich auf den Weg, um die hölliſche Geſchichte auszubreiten, ihr folgte die Schaffnerin, die Pförtnerin hielt eine Verſammlung an ihrem Pförtchen und Klärchen beantwortete naiv die noch naiveren Fragen der Schweſtern. Die Trompeten des jüngſten Gerichts können einſt in Mainz nicht mehr Schrecken und Verwirrung verbreiten, als dieſe Geſchichte. Doch war der Schrecken in den rheiniſchen Erzſtiftern und Bisthümern größer, als es ſich die muntern Franzoſen einfallen ließen, die ſchon bei dem erſten Zuſammentreffen in Geſellſchaft verlornen Rechte der Menſchheit hervorzuſuchen. Und natürlich; man erinnerte ſich hierbei des berühmten Sanct-Veitstanzes, der ſich einſtens anſteckend durch alle Provinzen und Reiche Europas ausbreitete und die Köpfe der Europäer, beſonders der Deutſchen, ſo verwirrte und erhitzte, daß ſich Ritter und Bauer, Graf und Troßknecht, Biſchof und Dorfpfarrer, Edelfrau und Bettlerin, Gräfin und Kammerjungfer, unter einander und durch einander an den Händen faßten und in wilden, unſinnigen Kreiſen von Dorf zu Dorfe, von Stadt zu Stadt herum tanzten, bis ſie alle erſchöpft und die Geſchwächteſten von ihnen ſogar leblos niederſanken.

Da nun der Prior der Dominikaner dieſen Vorfall erfuhr,

rannte er nach dem verſammelten Kapitul und gab durch dieſen Bericht auf einmal der Sache eine neue Wendung. Der Erzbiſchof hätte nun gerne den ganzen Handel unterdrückt; aber jetzt lag dem Kapitul daran, ihn auszubreiten, und alle Domherrn ſtimmten einmüthig: die bedenkliche Sache müßte dem heiligen Vater in Rom vorgelegt werden. Man ſchrie, raste, tobte, drohte und nur die Mittagsglocke konnte die Streitenden aus einander bringen. Die offne Fehde verwandelte ſich bald in eine feinere. Von Hofe aus fing man an zu beſtechen, im Kapitel zu intriguiren und ganz Mainz, Mönch und Laie, zerfiel auf einige Jahre in zwei Theile, ſo daß ſie nichts ſahen, hörten, von nichts ſprachen und träumten, als von dem Teufel, der weißen Nonne und dem Pater Gebhardt. Auf den Kathedern jeder Fakultät ward darüber diſputirt; die Kaſuiſten, nachdem ſie die Nonne und den Pater ad protocollum genommen und gegen einander geſtellt hatten, ſchrieben Foliobände über alle die möglichen ſündigen und nicht ſündigen Fälle der Träume. War dieß wohl eine Zeit für Fauſten und ſeine Erfindung?

3.

In der Reichsſtadt nun, dem ſtillen Sitze der Muſen, dem Schutzort der Wiſſenſchaften, hoffte Fauſt beſſres Glück. Er bot dem erlauchten Rath ſeine Bibel für zweihundert Goldgulden an; da man aber vor einigen Wochen fünf Fäſſer Rheinwein in den Rathskeller gekauft hatte, ſo fand ſein Geſuch ſo leicht nicht Statt. Er hofirte den Schöppen, dem Schultheißen, den Senatoren, vom ſtolzen Patrizier bis zu dem noch ſtolzern Rathsherrn der Schuhmacherzunft. Man

verſprach ihm überall Huld, Schutz und Gnade. Zuletzt hielt er ſich vorzüglich an den regierenden Bürgermeiſter, wobei er aber bisher weiter nichts gewann, als daß die Frau Bürgermeiſterin eine gewaltige Flamme in ſeinem leichtfangenden Buſen anzündete. Eines Abends verſicherte ihn der Bürgermeiſter, daß man erſten Tages einen Rathsſchluß faſſen würde, vermöge welchem die geſammte Judenſchaft gehalten ſeyn ſollte, Mann für Mann, die Summe für die Bibel herzuſchießen. Da Fauſt bemerkt hatte, daß ſeine Kinder Hungers ſterben könnten, bevor eine ſo aufgeklärte Verſammlung einſtimmig würde, ſo ging er ohne Hoffnung, voller Liebe und Grimm auf ſeine einſame Stube. In dieſem Mißmuth nahm er ſeine Zauberformeln vor. Der Gedanke etwas Kühnes zu wagen und Unabhängigkeit von den Menſchen durch die Verbindung mit dem Teufel zu ſuchen, ſchoß jetzt feuriger als je durch ſein Gehirn. Noch erſchütterte ihn die Vorſtellung davon. Mit heftigen Schritten, wüthenden Gebärden, unter fürchterlichen Ausrufungen ging er in ſeinem Zimmer auf und ab und kämpfte mit ſeinen innern, aufrühreriſchen Kräften. Kühn ſtrebten dieſe, das Dunkel zu durchbrechen, das uns umhüllt; noch ſchaudert ſein Geiſt vor dem Entſchluß; aber nun wägt der Lüſterne die Befriedigung der unerſättlichen Begierden ſeines Herzens, die längſt gewünſchten Genüſſe der ganzen Natur, gegen die Vorurtheile der Jugend, die Armuth und die Verachtung der Menſchen — Schon ſchwankt die Zunge der Wage. — Die Glocke ſchlägt eilf auf dem nahen gothiſchen Thurme. Schwarze Nacht liegt auf der Erde. Der Sturm heult aus Norden, die Wolken

verhüllen den vollen Mond, die Natur iſt in Aufruhr. Eine herrliche Nacht, die empörte Einbildungskraft zu verwildern. — Noch ſchwankt die Zunge der Wage. In dieſer Schale tanzen leicht Religion und ihre Stütze, die Furcht vor der Zukunft. Die Gegenſchale ſchlägt ſie hinauf; Durſt nach Unabhängigkeit und Wiſſen, Stolz, Wolluſt, Groll und Bitterkeit füllen ſie. Ewigkeit und Verdammniß ſchallen nur dumpf in ſeiner Seele. So ſtrauchelt die Jungfrau, welche die glühenden Küſſe des Geliebten auf dem Buſen fühlt, zwiſchen den Lehren der Mutter und dem Zuge der Natur. So ſchwankt der Philoſoph zwiſchen zwei Sätzen, dieſer iſt wahr, jener glänzend und führt zu dem Ruhme; welchen wird er wählen?

Nun zog Fauſt, nach der Vorſchrift der Magie, den fürchterlichen Kreis, der ihn auf ewig der Ob- und Vorſicht des Höchſten und den ſüßen Banden der Menſchheit entreißen ſollte. Seine Augen glühten, ſein Herz ſchlug, ſeine Haare ſtiegen auf ſeinem Haupte empor. In dieſem Augenblick glaubte er ſeinen alten Vater, ſein junges Weib und ſeine Kinder zu ſehen, die in Verzweiflung die Hände rangen. Dann ſah er ſie auf die Knie fallen und für ihn zu dem beten, dem er eben entſagen wollte. „Es iſt der Mangel, mein Elend, das ſie in Verzweiflung ſtürzt;“ ſchrie er wild und ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden. Sein ſtolzer Geiſt zürnte der Schwäche ſeines Herzens. Er drang abermals nach dem Kreiſe, der Sturm raſſelte an ſeinen Fenſtern, die Grundfeſte des Hauſes zitterte. Eine edle Geſtalt trat vor ihn und rief ihm zu:

„Fauſt! Fauſt!“

Fauſt. Wer biſt du, der du mein kühnes Werk unterbrichſt?

Geſtalt. Ich bin der Genius der Menſchheit und will dich retten, wenn du noch zu retten biſt.

Fauſt. Was kannſt du mir geben, meinen Durſt nach Wiſſen, meinen Drang nach Genuß und Freiheit zu ſtillen?

Geſtalt. Demuth, Unterwerfung im Leiden, Genügſamkeit und hohes Gefühl deines Selbſts; ſanften Tod und Licht nach dieſem Leben.

Fauſt. Verſchwinde, Traumbild meiner erhitzten Phantaſie, ich erkenne dich an der Liſt, womit du die Elenden täuſcheſt, die du der Gewalt unterworfen haſt. Gaukle vor der Stirne des Bettlers, des zertretnen Sklaven, des Mönchs und aller derer, die ihr Herz durch unnatürliche Bande gefeſſelt haben und ihren Sinn durch Kunſt hinaufſchrauben, um der Klaue der Verzweiflung zu entwiſchen. Die Kräfte meines Herzens wollen Raum und der verantworte für ihr Wirken, der mir ſie gegeben hat.

„Du wirſt mich wieder ſehen,“ ſeufzte der Genius und verſchwand.

Fauſt rief: „Necken mich die Mährchen der Amme noch am Rande der Hölle? Sie ſollen mich nicht abhalten, das Dunkel zu durchbrechen. Ich will wiſſen, was der düſtre Vorhang verbirgt, den eine tyranniſche Hand vor unſre Augen gezogen hat. Hab' ich mich ſo gebildet, daß das Loos der Beſchränktheit meine Kraft empört? Hab' ich die Flamme der Leidenſchaft in meinem Buſen angeblaſen? Hab' ich den

Trieb, immer zu wachſen und nie ſtille zu ſtehen, in mein Herz gelegt? Hab' ich meinen Geiſt ſo geſtimmt, daß er ſich nicht unterwerfen und die Verachtung nicht ertragen kann? Wie? ich, der Topf, von fremder Hand gebildet, ſoll darum einſt gewaltſam zerſchlagen werden, weil er dem Werkmeiſter nicht nach ſeinem Sinne gelang; weil er dem niedrigen Gebrauche nicht entſpricht, zu dem er ihn geformt zu haben ſcheint? Und immer nur Gefäß, immer nur Werkzeug, immer nur Unterwerfung? Wozu denn dieß widerſprechende, lautſchreiende Gefühl von Freiheit und eigner Kraft dem Sklaven? Ewigkeit! Dauer! Schallt ein Sinn heraus? Was der Menſch fühlt, genießt und faßt, nur das iſt ſein; alles übrige iſt Erſcheinung, die er nicht erklären kann. Der Stier nutzt die Kraft ſeiner Hörner und trotzt auf ſie, der Hirſch ſeine Leichtigkeit, dem Jäger zu entfliehen; iſt das, was den Menſchen von ihnen unterſcheidet, weniger ſein? Ich hab' es lange genug mit den Menſchen und allem dem, was ſie erſonnen, verſucht; ſie haben mich in Staub getreten, Schatten habe ich für Wahrheit ergriffen, laß mich's nun mit dem Teufel verſuchen!"

Hier ſprang er wild begeiſtert in den Kreis hinein und Klagegetön ſeines Weibes, ſeiner Kinder, ſeines Vaters erſchollen in der Ferne: „Ach verloren! ewig verloren!"

4.

Satan, der Herrſcher der Hölle, hatte durch ſchrecklichen an der glühenden Scheibe der Sonne wiedertönenden Hörnerſchall allen gefallnen Geiſtern, auf der Ober- und in der

Unterwelt, kund thun laſſen, daß er heute ein großes Freudenfeſt geben würde. Die hölliſchen Geiſter verſammelten ſich auf den mächtigen Ruf. Selbſt ſeine Abgeſandten auf unſrer Erde verließen ihre Poſten, denn die Einladung ließ etwas Großes und Wichtiges vermuthen. Schon ertönte das ungeheure Gewölbe der Hölle von dem wilden Geſchrei des Pöbels der Geiſter. Myriaden lagerten ſich auf den verbrannten, unfruchtbaren Boden. Nun traten die Fürſten hervor und geboten Schweigen der Menge, damit Satan die Berichte ſeiner Abgeſandten der Oberwelt vernehmen könnte. Die Teufel gehorchten und eine ſchaudervolle Stille herrſchte durch die dicke, düſtre Finſterniß, die nur das Gewinſel der Verdammten unterbrach. Die Sklaven der Teufel, Schatten, die weder der Seligkeit noch der Verdammniß werth ſind, bereiteten die unzähligen Tiſche zum Schmauſe und ſie verdienen dieß Loos der ſchändlichſten Knechtſchaft. Als ſie noch in Fleiſch und Bein die Früchte der Erde aßen, waren ſie von jener zweideutigen Art, die aller Menſchen Freund ſind, ohne es von einem zu ſeyn. Deren Zungen von den herrlichen Lehren der Tugend plappern, ohne daß ihr Herz ſie fühlt. Die das Böſe nur darum unterlaſſen, weil es Gefahr mit ſich führt, und das Gute, weil es Muth und Verleugnung erfordert. Die mit der Religion wuchern und ſie, wie der filzige Jude ſein Kapital, auf Zinſen legen, in der Meinung, ihren elenden Seelen ein gutes Behältniß zu ſichern. Die Gott aus Furcht anbeten und vor ihm wie Sklaven zittern. Die Teufel, die wahrlich keine beſſre Herren ſind, als gewiſſe Herrn von Leibeignen, reiten ſie dafür in der Hölle wacker herum. Indeſſen

ſchwitzten ihre Brüder in den hölliſchen Küchen, das Mahl für ihre ſtrengen Herren zuzurüſten; ein ſchreckliches Geſchäft für eine Seele, die einſt einen menſchlichen Körper durch Fraß, Soff und Ueppigkeit aufgerieben hat. Denn obgleich die Teufel weder eſſen noch trinken, ſo haben ſie den Menſchen doch den Gebrauch abgelernt, jede Feierlichkeit durch Freſſen und Saufen merkwürdig zu machen, und bei ſolchen Gelegenheiten halten ſie ein Seelenmahl. Der Anführer jeder Legion wahlt eine gefällige Anzahl verdammter Seelen zum Schmauſe für ſeine Untergebenen. Dieſe übergeben ſie den Sklaven, die ſie ſieden, braten und mit hölliſcher Brühe begießen. Oft trifft es ſich, daß einer dieſer Elenden ſeinen Vater, ſein Weib, Sohn, Tochter oder Bruder an den Spieß ſtecken und das peinliche Feuer unter ihm unterhalten muß — eine ſchreckliche, wahrhaft tragiſche Lage, noch tragiſcher, da ihre Aufſeher, muthwillige Teufel, wie alle Diener großer Herren, mit der Geißel hinter ihnen ſtehen, das Werk zu befördern. Ich empfehle dieſe Situation den Tragikern Deutſchlands, die ſo oft ihren Stoff in den Pfühlen der Hölle und in Pfühlen überhaupt ſuchen. Heute wurden für den Gaumen des Großherrn, ſeiner Vezire und Günſtlinge zugerichtet: ein Papſt, der aus irdiſcher Sucht zur Weltherrſchaft die Unterthanen gegen Kaiſer, Könige und Fürſten als Statthalter Gottes empörte; ein wilder Eroberer, ein berühmter Philoſoph, der durch ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten das Weſen der Weſen zu Nichts vernünftelte; ein heuchleriſcher Mönch, den ſein Orden durch gelogene Wunder gern zum Heiligen geprägt hätte. Für den Pöbel der Hölle waren ganz friſche Viktualien

angekommen. Der Papſt hatte vor kurzem zwei Heere Franzoſen, Deutſcher, Italiener und Spanier gegen einander getrieben, um einige Herrſchaften in dem Tumult zu fiſchen, die Verlaſſenſchaft des heiligen Peters zu ründen. Sie ſchlugen ſich wie Helden und fuhren zu Tauſenden zur Hölle. Welch ein Glück wäre es für die zu der Tafel der Teufel beſtimmten Seelen, wenn ſie dadurch das Ende ihrer Qual fänden; da ſie dieſe aber ſtückweiſe in die Sümpfe der Hölle ausſchütten, ſo wachſen ſie wieder zuſammen und ſtehen zu neuen Martern auf.

Während dieſe an den Bratſpießen winſelten, beſetzten die Kellermeiſter und Schenken, Alle Schatten gemeldeter Art, die Kredenztiſche. Die Flaſchen waren gefüllt mit Thränen der Heuchler, falſcher Wittwen, der Scheinheiligen, der Empfindſamen und der aus Schwäche Reuigen. Mit Thränen, die der Neid bei dem Glück eines andern auspreßt, mit Thränen der Egoiſten, die ſie bei dem Unglück eines andern aus Freude weinen, daß es ſie nicht getroffen. Mit Thränen luſtiger Erben und mit Thränen der Söhne, die ſie bei dem Sarge der geizigen, harten Väter weinen. Die Flaſchen zu dem Nachtiſche waren gefüllt mit Thränen der Prieſter, die die Rolle des Komödianten auf den Kanzeln ſpielen, ihre Zuhörer zu rühren; und um das Getränk ſchärfer zu machen, miſchte man Thränen der H—n darunter, die aus Hunger ſo lange weinen, bis eine Kunde kommt, die Sünde für Geld mit ihnen zu treiben. Zu dieſen goß man noch Thränen der Kuppler, Kupplerinnen, der Aerzte und ſchelmiſchen Advokaten, die ſie über ſchlechte Zeiten vergießen. Für den Satan

und die Fürſten ſtanden, auf beſondern Kredenztiſchen, Flaſchen des edelſten Getränks. Es war berauſchend, ſchäumend und ſprudelnd; ein Gemiſche von Thränen der ſchwachen Großen der Erde, die ſie über das Leiden ihrer Völker weinen, während ſie ihren Beamten geſtatten, neue Qualen für dieſelben zu erſinnen. Von Thränen der Jungfrauen, die den Verluſt ihrer Keuſchheit betrauern und ſich mit noch naſſen Augen proſtituiren. Zu dieſen hatte man Thränen begünſtigter Großen gegoſſen, die in Ungnade gefallen ſind, und nun weinen, daß ſie unter dem Schutze ihres Herrn nicht mehr rauben und unterdrücken können.

5.

Als nun dieſe Elenden die Tiſche beſorgt hatten, und ſo demüthig hinter den Sitzen ihrer Gebieter ſtanden, als ein Deutſcher vor einem Mächtigen, ſo traten die Großen der Hölle aus den Gemächern des Satans. Die Gefährten der Menſchen — die Sünde, das ſcheußliche Geſpenſt der Vernichtung, der Hunger, die Krankheit, die Peſt, der Krieg, die Ungerechtigkeit, die Armuth, die Verzweiflung, die Herrſchſucht, die Gewalt, der Stolz, die Verachtung, der Reichthum, der Geiz, die Wolluſt, der Wahn, der Neid, die Neugierde und die Lüſternheit gingen als wohlbeſtallte Diener des ſataniſchen Hofes voraus. Ihnen folgten Trabanten, dieſen die Kammerherren. Nun die Pagen mit brennenden Fackeln, die aus Seelen der Mönche geflochten waren, die den Weibern die Kinder machen und den Ehemann auf dem Ehebette drängen, ſein Vermögen der Kirche zu vermachen, ohne

Rückſicht, daß ihre eigne ehebrecheriſche Brut im Lande herumbetteln muß. Dann trat der mächtige Satan heraus und ihm folgten die übrigen Großen ſeines Hofs, nach Gunſt und Range. Die Teufel beugten ſich ehrfurchtsvoll nieder, die Pagen ſtellten die Fackeln auf den Tiſch des Großherrn, und nun ſtieg er mit ſtolzer und ſiegreicher Miene auf ſeinen erhabenen Thron und hielt folgende Rede:

„Fürſten, Mächtige, unſterbliche Geiſter, ſeyd mir alle willkommen! Wolluſt durchglüht mich, wenn ich über euch zahlloſe Helden hinblicke! Noch ſind wir, was wir damals waren, als wir zum erſtenmal in dieſem Pfuhl aufwachten, zum erſtenmal uns ſammelten! Nur hier herrſcht Ein Gefühl, nur in der Hölle herrſcht Einigkeit, nur hier arbeitet jeder auf einen gewiſſen Zweck. Wer über euch gebietet, kann leicht den einförmigen Glanz des Himmels vergeſſen. Ich geſtehe, wir haben viel gelitten und leiden noch, da die Ausübung unſrer Kräfte von dem beſchränkt iſt, der uns mehr zu fürchten ſcheint, als wir ihn; aber in dem Gefühle der Rache, die wir an den Söhnen des Staubs, ſeinen ſchwachen Günſtlingen nehmen, in der Betrachtung ihres Wahnſinns und ihrer Laſter, wodurch ſie unaufhörlich ſeine Zwecke zerrütten, liegt Erſatz für dieſes Leiden. Heil euch allen, die dieſer Gedanke hoch entflammt!“

„Vernehmt nun die Veranlaſſung zu dem Feſte, das ich heute mit euch feiern will. Fauſt, ein kühner Sterblicher, der gleich uns mit dem Ewigen hadert und durch die Kraft ſeines Geiſtes würdig werden kann, die Hölle einſt mit uns zu bewohnen, hat die Kunſt erfunden, die Bücher, das

gefährliche Spielzeug der Menſchen, die Fortpflanzer des Wahnſinns, der Irrthümer, der Lügen und Gräuel, die Quelle des Stolzes und die Mutter peinlicher Zweifel, auf eine leichte Art tauſend und tauſendmal zu vervielfältigen. Bisher waren ſie zu koſtbar und nur in den Händen der Reichen, blähten nur dieſe mit Wahn auf und zogen ſie von der Einfalt und Demuth ab, die der Ewige zu ihrem Glück in ihr Herz gelegt hat und die er von ihnen fordert. Triumph! bald wird ſich das gefährliche Gift des Wiſſens und Forſchens allen Ständen mittheilen! Wahnwitz, Zweifel, Unruhe und neue Bedürfniſſe werden ſich ausbreiten; und ich zweifle, ob mein ungeheures Reich ſie Alle faſſen möge, die ſich durch dieſes reizende Gift hinrichten werden. Doch dieſes wäre nur ein kleiner Sieg, mein Blick dringt tiefer in die ferne Zeit, die für uns der Umlauf des Zeigers iſt. Die Zeit iſt nah, wo die Gedanken und Meinungen kühner Erneurer und Beekler des Alten durch Fauſts Erfindung um ſich greifen werden wie die Peſt. Sogenannte Reformatoren des Himmels und der Erde werden aufſtehen und ihre Lehren werden, durch die Leichtigkeit der Mittheilung, bis in die Hütte des Bettlers dringen. Sie werden wähnen, Gutes zu ſtiften und den Gegenſtand ihres Heils und ihrer Hoffnung vom falſchen Zuſatze zu reinigen; aber wann gelingt dem Menſchen das Gute und wie lange iſt er deſſen mächtig? die Sünde iſt ihnen nicht näher, als böſe Folgen und Mißbrauch ihren edelſten Bemühungen. Das vielgeliebte Volk des Mächtigen, das er durch ein uns furchtbares Wunder der Hölle auf immer entreißen wollte, wird über Meinungen, die keiner begreift,

in blutigen Krieg zerfallen und ſich zerreißen wie die wilden Thiere des Waldes. Gräuel werden Europa verwüſten, die allen Wahnſinn übertreffen, den die Menſchen von ihrem Beginnen gerast haben. Meine Hoffnungen ſcheinen euch zu kühn, ich ſehe es an euren zweifelnden Blicken; ſo hört denn: Religionskrieg heißt dieſe neue Wuth, wovon die alte Geſchichte der Frevel und Raſereien der Menſchen kein Beiſpiel hat. Aus der uns furchtbaren Religion ſogen ihn die Unſinnigen. Einmal hat er ſchon gewüthet, und dort heulen die in dem glühenden Pfuhl, die ihn erweckten; aber nun erſt wird der Fanatismus, der wilde Sohn des Haſſes und des Aberglaubens, alle Bande der Natur und der Menſchheit gänzlich auflöſen. Dem Furchtbaren zu gefallen, wird der Vater den Sohn, der Sohn den Vater ermorden. Könige werden frohlockend ihre Hände in das Blut ihrer Unterthanen tauchen, den Schwärmern das Schwert überliefern, ihre Brüder zu Tauſenden zu ermorden, weil ſie anderer Meinung wie ſie ſind. Dann wird ſich das Waſſer der Ströme in Blut verwandeln und das Geſchrei der Ermordeten wird ſelbſt die Hölle erſchüttern. Wir werden Verbrecher mit Laſtern beſudelt herunterfahren ſehen, wofür wir bis jetzt weder Namen noch Strafe haben. Schon ſeh' ich ſie den päpſtlichen Stuhl anfallen, der das lockre Gebäude durch Liſt und Betrug zuſammenhält, während er ſich durch Laſter und Ueppigkeit ſelbſt untergräbt. Die Stützen der uns fürchterlichen Religion ſtürzen zuſammen, und wenn der Ewige dem ſinkenden Gebäude nicht durch neue Wunder zu Hülfe eilt, ſo wird ſie von der Erde verſchwinden, und wir werden nochmals in den

Tempeln als angebetete Götter glänzen. Wo bleibt der Geiſt des Menſchen ſtehen, wenn er angefangen hat, das zu beleuchten, was er als Heiligthum verehrt hat? Er tanzt auf dem Grabe des Tyrannen, vor dem er noch geſtern gezittert, zerſchlägt gänzlich den Altar, auf dem er geopfert hat, wenn er einmal unternimmt, dem Weg zum Himmel auf ſeine Weiſe nachzuſpähen. Wer mag ihren raſtloſen Geiſt auf Jahrtauſende feſſeln? Vermag der, der ſie geſchaffen, nur einen ſich ſo zuzueignen, daß er nicht millionenmal unſerm Reiche näher als dem ſeinen ſey? Alles mißbraucht der Menſch, die Kraft ſeiner Seele und ſeines Leibes; Alles, was er ſieht, hört, betaſtet, fühlt und denkt, womit er ſpielt und womit er ſich ernſthaft beſchäftigt. Nicht zufrieden, das zu zertrümmern und zu verunſtalten, was er mit den Händen faſſen kann, ſchwingt er ſich auf den Flügeln der Einbildungskraft in ihm unbekannte Welten, und verunſtaltet ſie wenigſtens in der Vorſtellung. Selbſt die Freiheit, ihr höchſtes Gut, wenn ſie auch Ströme Bluts dafür vergoſſen, verkaufen ſie für Gold, Luſt und Wahn, wenn ſie dieſelbe kaum gekoſtet haben. Des Guten unfähig, zittern ſie vor dem Böſen, häufen Gräuel auf Gräuel, ihm zu entfliehen, und zerſchlagen dann wieder ihrer Hände Werk."

„Nach den blutigen Kriegen werden ſie, vom Morden ermüdet, einen Augenblick raſten und der giftige Haß wird ſich nur in heimlichen Tücken zeigen. Einige werden dieſen Haß unter dem Schatten der Gerechtigkeit zum Rächer des Glaubens machen, Scheiterhaufen errichten und die lebendig verbrennen, die nicht ihrer Meinung ſind. Andere werden

anfangen, die unerklärbaren Verhältniſſe und dunklen Räthſel zu benagen, und die zur Finſterniß Gebornen werden verwegen um Licht kämpfen. Ihre Einbildungskraft wird ſich entflammen und tauſend neue Bedürfniſſe erſchaffen. Wahrheit, Einfalt und Religion werden ſie mit Füßen treten, um ein Buch zu ſchreiben, das einen Namen mache und Gold einbringe. Ja, ſo weit wird dieſes aufgeblaſene Geſchlecht hierin den Wahnſinn treiben, daß ſogar ihre Weiber — hört es, alle ihr Kräfte und Geiſter der Hölle! — daß ſogar ihre Weiber Bücher ſchreiben werden. Ihr kennt die eitlen Töchter Eva's, und ich brauche euch nicht zu ſagen, was dieſes für verzerrte Ungeheuer aus ihnen machen muß. So wird nun das Bücherſchreiben ein allgemeines Handwerk werden, wodurch Genies und Stümper Ruhm und Fortkommen ſuchen, unbekümmert, ob ſie die Köpfe ihrer Mitbrüder verwirren und die Flamme an das Herz der Unſchuldigen legen. Den Himmel, die Erde, den Furchtbaren ſelbſt, die verborgenen Kräfte der Natur, die dunkeln Urſachen ihrer Erſcheinungen, die Macht, welche die Geſtirne wälzt und die Kometen durch den Raum ſchleudert, die unfaßliche Zeit, alles Sichtbare und Unſichtbare werden ſie betaſten, meſſen und begreifen wollen; für alles Unfaßliche Worte und Zahlen erfinden, Syſteme auf Syſteme häufen, bis ſie die Finſterniß auf Erden gezogen haben, wodurch nur die Zweifel, gleich den Irrwiſchen, blitzen, die den Wandrer in den Sumpf locken. Nur dann werden ſie helle zu ſehen glauben! und da erwarte ich ſie! Wenn ſie die Religion weggeräumt haben wie alten Schutt, und gezwungen ſind, aus dem ſtinkenden Ueberbleibſel

ein neues ungeheures Gemiſche von Menſchenweisheit und Aberglauben, von Myſtik und Poeterei zuſammenzugießen, dann erwarte ich ſie! Und dann machet weit die Thore der Hölle, daß das Menſchengeſchlecht einziehe! Der erſte Schritt iſt geſchehen, der zweite iſt nah. Noch eine ſchreckliche Revolution auf dem Erdboden ſteht bevor. Ich berühre ſie nur mit flüchtiger Eile. Bald werden die Bewohner der alten Welt ausziehen, um neue, ihnen bisher unbekannte Erdſtriche zu entdecken. Dort werden ſie Millionen in religiöſer Wuth erwürgen, um ſich des Goldes zu bemächtigen, das dieſe Unſchuldigen nicht achten. Dieſe neuen Welten werden ſie mit allen ihren Laſtern erfüllen und Stoff zu ſcheußlichern der alten zurückführen. So werden Völker unſre Beute werden, die bisher Unſchuld und Unwiſſenheit vor unſerer Rache geſichert haben. Jahrhunderte werden ſie im Namen des Furchtbaren den Erdboden mit Blute netzen; und ſo ſiegt die Hölle durch die Günſtlinge des Himmels über den, der uns hierher geſchleudert hat!"

„Dieß iſt es, ihr Mächtigen, was ich euch verkünden wollte, und nun freut euch mit mir des feſtlichen herrlichen Tags, genießet im voraus der Siege, die ich euch verſpreche, weil ich die Menſchen kenne. Höhnt des Ewigen, der ſo lächerlich und widerſinnig in dem Sohne des Staubs das rohe Thier mit dem Halbgott zuſammenſpannte, daß nun ein Theil den andern zerreibt! Höhnt ſeiner und ruft mit mir in Siegesgebrülle: Es lebe Fauſt!"

Erſchreckliches Getöſe, daß die Axe der Erde zitterte, die Gebeine der Todten in den Gräbern zuſammenra

erſcholl: „Es lebe Fauſt! Es lebe der Vergifter der Söhne des Staubs!“

Hierauf wurden die Vornehmſten des dunkeln Reichs zur Anbetung, dem Kniebeugen, Handkuſſe, das heißt zum Glückwunſche zugelaſſen, und Satan empfing ſie mit heiterer Würde.

6.

Nun warfen ſich die frohlockenden Teufel an die Tiſche, und fielen über das zugerichtete Mahl her. Die Becher erklangen, die Seelen knarrten unter ihren ſcharfen Zähnen, und man trank des Satans, Fauſts, aller Mächtigen, Gewaltigen und kräftigen Sünder der Erde — des Staats und der Kirche — aller lebenden und künftigen Autoren — der Entdecker der neuen Welt — Geſundheit, unter dem Donner der hölliſchen Artillerie. Um das Feſt recht glänzend zu machen, fuhren die Aufſeher der Ergötzungen des Satans nach den Sümpfen der Verdammten, trieben die brennenden Seelen heraus und jagten ſie über die Tafeln, die düſtre Scene zu erleuchten. Sie ritten mit giftigen Peitſchen hinter ihnen her und zwangen ſie, ſich grimmig zu balgen; und die Funken knaſterten und leuchteten am ſchwarzen Gewölbe, wie wenn in dunkler Nacht der Blitz die Garben des Feldes anzündet. Um die Ohren der Teufel beim Schmauſe mit Tafelmuſik zu kitzeln, eilten andre nach den Pfühlen, goſſen glühendes Metall in die Flamme, daß die Verdammten in gräßlicher Verzweiflung heulten und fluchten. Könnt' ich, ſtatt eurer kalten und fruchtloſen Bußpredigten, dieſes ſcheußliche

Gewinsel auf die Erde ziehen! wahrlich, die Sünder würden ihr Ohr dem wollüstigen Gesang der Kastraten und dem üppigen Geflüster der Flöten verschließen und reuig Psalmen anstimmen. Umsonst! weit entfernt ist die Hölle und nah die Wollust! Hierauf wurden auf einem großen Theater Schauspiele aufgeführt, welche die Heldenthaten des Satans darstellten (denn da der Teufel Dichter an seinem Hofe hält, so hat er auch Schmeichler); zum Beispiel: die Verführung Eva's, Judas Ischarioths Verrath, Davids Mord des Uria's, Salomons Abgötterei u. s. w.

Dann verwandelte sich das Theater zur Vorstellung eines allegorischen Ballets. Die Scene stellte eine wilde Gegend vor. In einer dunklen Höhle saß die Metaphysik, eine hagre, lange Gestalt, die ihre Augen auf fünf schimmernde Worte heftete, welche sich beständig hin und her bewegten, und bei jeder Veränderung einen andern Sinn vorstellten. Der Hagre ließ nicht nach, ihnen mit seinen starren Augen zu folgen. In einem Winkel stand ein kleiner schelmischer Teufel, der ihm zu Zeiten Blasen, mit Wind gefüllt, an die Stirne warf. Der Stolz, des Hagern Amanuensis, las sie auf, drückte den Wind heraus und knetete ihn zu Hypothesen. Der Hagre war in ein ägyptisches Unterkleid gehüllt, das mit mystischen Figuren besäet war. Ueber diesem trug er einen griechischen Mantel, der die mystischen Zeichen bedecken sollte, wozu er aber viel zu kurz und zu enge war. Seine Beinkleider waren weite Pumphosen, sie verhüllten aber seine Blöße nicht. Ein großer Doktorhut deckte sein kahles Haupt, auf welchem man nur die Ritze sah, die er

mit ſeinen langen Nägeln bei ſcharfem Nachdenken hineingeriſſen. Seine Schuhe waren nach europäiſchem Zuſchnitte gemacht und mit dem feinſten Staube der Univerſitäten und Gymnaſien beſtreut. Nachdem er lange auf die ſchwankenden Worte geblickt hatte, ohne einen Sinn zu faſſen, winkte der Stolz dem Wahne, der auf des Hagern Linken ſtand. Dieſer ergriff eine hölzerne Pfennigstrompete und blies einen Tanz. Da das hagre Gerippe das Geplärre hörte, faßte er den Stolz an der Hand und tanzte mit ihm in taktloſen Sprüngen herum. Seine mürben dünnen Beine konnten es nicht lange aushalten und er ſank bald athemlos in ſeine vorige Stellung.

Ihm folgte die Moral, eine ſehr feine Geſtalt, in einen Schleier gehüllt, der, wie der Chamäleon, alle Farben ſpielte. Die Kultur, prächtig geſchmückt, war die Leiterin der Verhüllten. Sie ſelbſt hielt die Tugend und das Laſter an den Händen, und tanzte ein Trio mit ihnen. Ein nackender Wilde blies dazu auf einem Haberrohr, ein europäiſcher Philoſoph ſtrich die Geige, ein Aſiate ſchlug die Trommel, und obgleich dieſe widrigen Töne ein harmoniſches Ohr zerriſſen hätten, ſo kamen doch die Tanzenden nicht aus dem Takte, ſo gut hatten ſie ihre Schule gelernt. Gab die feine Dirne dem Laſter die Hand, ſo gaukelte ſie wie eine Buhlſchweſter, floh lockend vor ihm her, gab alsdann der Tugend die Hand, und bewegte ſich in den ſittſamen Schritten der Matrone. Nach dem Tanze ruhte ſie auf einer dünnen, durchſichtigen und ſchöngemalten Wolke aus, die ihre Verehrer aus vielen Fetzen zuſammengeflickt hatten.

Nach ihr erſchien die Poeſie, in der Geſtalt eines unbekleideten, wollüſtigen Weibes. Sie tanzte mit der Sinnlichkeit einen üppigen, ſehr figürlichen und darſtellenden Tanz, wozu die Einbildungskraft die Flöte d'amour blies.

Hierauf trat die Geſchichte auf. Vor ihr her ging die Fama, mit einer langen, ehernen Trompete. Sie ſelbſt war behangen mit Erzählungen der Gräuel, womit ſie wilde Eroberer, Uſurpatoren, Vezire, Höflinge, Günſtlinge, Schwärmer, Thoren, Aufrührer, gemißbrauchte Religion, falſche Politik zum bleibenden Dokument des Strebens nach immer ſteigender Veredlung des Menſchengeſchlechts bereichert haben. Hinter ihr keuchte ein ſtarker, nervigter, deutſchgekleideter Mann, unter einer ungeheuren Bürde von Chroniken, Diplomen und Dokumenten. Sie tanzte unter dem Geraſſel der Erzählungen, womit ſie behangen war, mit der Furcht; die Lüge nahm der Fama die Trompete von dem Munde weg, ſtimmte den Tanz an und die Schmeichelei zeichnete ihr die Figuren vor.

Dann fuhren mit lautem Gelächter auf die Scene die Medizin und Charlatanerie, tanzten eine Menuet, wozu der Tod mit einem Beutel voll Gold die Muſik klimperte.

Hierauf erſchienen die Aſtrologie, die Kabala, Theoſophie und Myſtik, ſie hatten ſich an den Händen gefaßt und trieben ſich wild in dunklen Figuren herum, wozu der Aberglaube, Wahnſinn und Betrug auf Waldhörnern bliesen.

Dieſen folgte die Jurisprudenz, eine feiſte, gut

genährte Gestalt, mit Sporteln gefüttert und mit Gloſſen behangen. Sie keuchte ein mühſames Solo und die Chikane ſtrich den Baß dazu.

Zuletzt fuhr die Politik in einem Siegeswagen herein, den zwei Mähren zogen, Schwäche und Betrug. Zu ihrer Rechten ſaß die Theologie, in einer Hand einen ſcharfen Dolch haltend, in der andern eine brennende Fakel. Sie ſelbſt trug eine dreifache Krone auf dem Haupte und einen Scepter in der Rechten. Sie ſtieg aus dem Wagen und tanzte mit der Theologie ein Pas de deux, wozu Liſt, Herrſchſucht und Tyrannei auf ganz leiſen und ſanften Inſtrumenten ſpielten. Nachdem ſie das Pas de deux geendet hatte, gab ſie den übrigen Geſtalten ein Zeichen, einen allgemeinen Tanz zu beginnen. Sie folgten dem Wink und ſprangen in wilder Verwirrung herum. Alle oben Gemeldete ſpielten ihre Inſtrumenten dazu, ein Geheul, das nur die Tafelmuſik des Satans an Getöſe übertraf. Doch bald miſchte ſich die Zwietracht unter die vertraulich Tanzenden. Sie griffen nach den Waffen, von Wuth und Eiferſucht entflammt. Da die Theologie wahrnahm, daß ſie alle die wollüſtige Poeſie umarmten, und der Moral, ihrer Todfeindin, den Schleier abreißen wollten, ſich damit zu bedecken, gab ſie dieſer einen Dolchſtich von hinten und verbrannte der geliebkosten Dichtkunſt mit der brennenden Fackel den Steiß. Dieſe beiden erhoben ein fürchterliches Geheul; die Politik verwies die Entflammten zur Ruhe, und die Charlatanerie nahte, um die Wunde der Moral zu verbinden; indeſſen ſchnitt die Medizin einen Fetzen von ihrem Talar zur

Bezahlung ab. Der Tod ſtreckte unter dem Mantel der diebiſchen Medizin die Klaue hervor, um die Moral zu ergreifen, die Politik aber ſchlug ihn ſo heftig darauf, daß er laut heulte und fürchterlich grinste. Die Poeſie ließen ſie mit verbranntem Steiße herumhüpfen, weil ſie nackend und ihr nichts abzuſchneiden war. Endlich erbarmte ſich ihrer die Geſchichte und legte ihr ein naſſes Blatt aus einem hiſtoriſchen Roman darauf, in welchem der Autor einen Helden des Alterthums moderniſirt, verſchnitten oder verwäſſert hatte. Sie ſelbſt aber winſelte nach einem myſtiſchen Sonett, als einem noch kühlendern Mittel. Die Politik ſpannte ſie alsdann alle zuſammen vor ihren Wagen und fuhr im Triumphe davon.

Die ganze Hölle ſchlug Beifall in die Hände bei der letzten Vorſtellung und Satan umarmte den Teufel Leviathan, der dieſes Schauſpiel veranſtaltet und ihm ſo ſüß geſchmeichelt hatte; denn es war eine ſeiner ſtolzen Grillen, von den Teufeln für den Erfinder der Wiſſenſchaften gehalten zu werden. Oft ſagte er in ſeinem Uebermuth: „er habe ſie einſt mit den Töchtern der Erde im Ehebruch gezeugt, um die Menſchen von dem geraden, einfachen und edlen Gefühl ihres Herzens abzulenken, ihnen den Schleier ihres Glücks vor den Augen wegzureißen, ſie mit ihrer Beſchränktheit und Schwäche bekannt zu machen und ihnen peinigende Zweifel über ihre Beſtimmung einzuimpfen. Er habe ſie dadurch gelehrt, über den Ewigen und die Tugend zu vernünfteln, damit ſie vergeſſen möchten, dieſen anzubeten und jene auszuüben. „Wir," ſetzte er dann hinzu, „haben mit offnen und kühnen Waffen den Himmel bekriegt, ihnen hab' ich

wenigſtens die Mittel an die Hand gegeben, unaufhörlich mit dem Ewigen zu ſcharmuziren.“ Elende Prahlerei! werden ſich die Menſchen das nehmen laſſen, worauf ſie nie ſtolzer ſind, als wenn ſie es mißbrauchen?

Man bewundere doch hier einen Augenblick mit mir, wie ſich darin alle Höfe gleichen, daß meiſtens die Großen durch das Verdienſt, die Arbeit, den Schweiß der Kleinen, die Gunſt des Fürſten gewinnen und die Belohnung davon tragen. Leviathan gibt ſich geradezu für den Erfinder dieſes allegoriſchen Ballets aus, läßt ſich dafür liebkoſen und danken; gleichwohl iſt der Autor davon ein deutſcher Hofpoet, der erſt kürzlich Hungers, folglich in Verzweiflung geſtorben und ſo zur Hölle gefahren war. Er verfertigte dieſes Ballet auf des Fürſten Leviathans Befehl, der den Sinn hatte, Talente auszuſpähen, nach dem neueſten Geſchmack ſeines Hofes, und legte vermuthlich die giftige Anſpielung auf die Wiſſenſchaften darum hinein, weil ſie ihn ſo ſchlecht genährt hatten. Vielleicht auch, daß Leviathan, der ſo gut wußte, was dem Satan gefiel, den Wink dazu gegeben hat. Es ſey wie ihm wolle, dieſer erntete den Lohn ein und der dünne Schatten des deutſchen Hofpoeten ſaß kauernd hinter einem Felſen des Theaters und ſah mit tiefem Schmerze, wie Satan den Leviathan für ſeine Arbeit liebkoste.

7.

Die frohen, berauſchten Teufel lärmten hierauf, daß ſie das Geheul der Verdammten ſelbſt überbrüllten. Auf einmal erſcholl Fauſts mächtige Stimme von der Oberwelt durch die Hölle. Es war ihm gelungen, durch ſeinen Zauber bis in

den Abgrund zu dringen und einen der erſten Fürſten des ſchwarzen Reichs aufzufordern. Seiner Gewalt war nicht zu widerſtehen. Frohlockend fuhr Satan auf: „Es iſt Fauſt, der da ruft; nur dem Kühnen konnte es gelingen, nur der Verwegne konnte es wagen, ſo gewaltſam an die ehernen Pforten der Hölle zu ſchlagen. Auf! ein Mann wie er, iſt mehr werth als tauſend der elenden Schufte, die wie Bettler ſündigen und auf eine alltägliche Art zur Hölle fahren.“ Er wandte ſich zu dem Teufel Leviathan, ſeinem Liebling:

„Dich, den geſchmeidigſten Verführer, den grimmigſten Haſſer des Menſchengeſchlechts fordre ich auf, hinaufzufahren und mir die Seele dieſes Kühnen durch deine gefährlichen Dienſte zu erkaufen. Nur du kannſt das gierige Herz, den ſtolzen, raſtloſen Geiſt dieſes Verwegenen feſſeln, ſättigen und dann zur Verzweiflung treiben. Fahre hinauf, verjage den Dunſt der Schulweisheit aus ſeinem Gehirne. Senge durch das üppige Feuer der Wolluſt die edlen Gefühle ſeiner Jugend aus ſeinem Herzen. Oeffne ihm die Schätze der Natur, treibe ihn haſtig ins Leben, daß er ſich ſchnell überlade. Er ſehe Böſes aus Gutem entſpringen; das Laſter gekrönt, Gerechtigkeit und Unſchuld mit Füßen getreten, wie es der Menſchen Art und Sitte iſt. Führe ihn durch die wilden, ſcheußlichen Scenen des menſchlichen Lebens; er verkenne den Zweck, verliere unter den Gräueln den Faden der Leitung und Langmuth des Ewigen. Und wenn er dann abgeriſſen ſteht von allen natürlichen und himmliſchen Verhältniſſen, zweifelnd an der edlen Beſtimmung ſeines Geſchlechts, der Sinn der Wolluſt und des Genuſſes in ihm

verdampft iſt, er ſich an nichts mehr halten kann und der innere Wurm erwacht, ſo zergliedere ihm mit hölliſcher Bitterkeit die Folgen ſeiner Thaten, Handlungen und ſeines Wahnſinns und entfalte ihm die ganze Verkettung derſelben bis auf künftige Geſchlechter. Ergreift ihn dann die Verzweiflung, ſo ſchleudere ihn herunter und kehre ſiegreich in die Hölle zurück.

Leviathan. Satan, warum wendeſt du dich abermals an mich? Du weißt es, mir iſt das ganze Menſchengeſchlecht und die Erde, ihr Tummelplatz, längſt zum Ekel geworden. Was iſt aus den Kerlen zu machen, die weder Kraft zum Guten noch Böſen haben? Den, der eine Zeit lang mit dem Phantom Tugend buhlt, machen bald Gold, Ehrgeiz oder Wolluſt zum Schurken und tritt auch einer oder der andere kühn in die Bahn des Laſters, ſo fährt er auf halbem Wege vor den Geſpenſtern ſeiner ſchwächlichen Einbildungskraft zurück. Ja, wenn es noch ein heißer, ſtolzer Spanier, ein rachſüchtiger, ränkevoller Italiener oder ein luſtiger, verbuhlter Franzoſe wäre! aber ein Deutſcher! träge Klötze, die ſich vor Anſehen und Reichthum, vor allen Unterſcheidungen der Menſchen ſklaviſch beugen, von ihren Fürſten und Großen glauben, ſie ſeyen von edlerem Stoffe gemacht als ſie, und ganze Kerle zu ſeyn glauben, wenn ſie ſich für ſie todtſchlagen oder zum Todtſchlagen an andere Fürſten verkaufen laſſen. Leben ſie nicht ganz zufrieden unter der Feudaltyrannei; mag ſie ſchinden wer da will und wie man will? Vernimmſt du ein Wort von Empörung gegen Tyrannei aus dieſem Lande? Der Schall des Worts deutſcher Freiheit iſt

wohl in ihrer Sprache, aber sie kennen die wahren Tollworte für den Sohn des Staubs nicht — Menschenrecht und Gleichheit, und darum können nie Männer für die Hölle unter ihnen aufblühen. Weg mit dem Deutschen! er ist zu rechtlich, hält zu viel auf den schwächlichen, moralischen Sinn, auf bürgerliche Ordnung und hält Fürstentreue für Pflicht. Noch ist keiner dieses Volks auf eine recht stattliche Art zur Hölle gefahren, ein Beweis, daß dieß Volk keine sich auszeichnenden Köpfe hat. Ich meine von jenen, die keck alle Verhältnisse benagen, den diamantnen Schild Eigenheit* erkämpfen, an dem sich alle himmlische und irdische Vorurtheile zerschlagen. Zeige mir einen solchen Mann, der auf die Gefahr seiner Seele groß seyn und bleiben will und ich fahre hinauf.

Satan. Leviathan, sollen Teufel sich von Vorurtheilen blenden lassen, wie die Söhne des Staubs? Der Mann nach unserm Sinne wird unter jedem Himmelsstrich geboren; dieß wird er dir beweisen. Er ist einer von denen, die die Natur zum Großen geschaffen, mit allen heißen Leidenschaften ausstaffirt hat und die sich gegen die alten Verträge der Menschen empören. Wenn ein solcher Geist durch dieses Spinnengewebe reißt, so gleicht er einer Flamme, die durch ihre Heftigkeit den Stoff ihres Glanzes nur schneller aufzehrt. Er ist einer der Philosophen auf Schöngeist gepfropft, die durch die Einbildungskraft fassen wollen, was dem kalten Verstande versagt ist, und die, wenn es ihnen mißlingt, alles

* Originalität.

Wiſſen verlachen und den Genuß und die Wolluſt zu ihrem Gott machen. Fahr hinauf, Leviathan, bald wird ein Feuer in Deutſchland ausbrechen, das ganz Europa umfaſſen wird. Schon ſchießt der Keim des Wahnſinns auf Jahrhunderte auf, und das, was der Deutſche einmal gefaßt hat, davon läßt er nicht ab.

Bravo, ſataniſche Majeſtät! rief auf einmal ein Schatten obiger Art, der hinter dem Satan zur Aufwartung ſtand; mögen ſich die Spötter dieß merken. Ja wohl, was der Deutſche einmal gefaßt hat, davon läßt er nicht ab!

Die Teufel erſtaunten über die Kühnheit des elenden Schatten; aber Satan, der wegen des Ballets und Fauſts Erfindung bei guter Laune war, blickte ihn gnädig an und ſagte: Wer biſt du, dünne Geſtalt?

Ein deutſcher Doktor Juris, hochgebietender Satan! Halte mir doch Eure geſtrenge Majeſtät zu Gnaden, wenn ich reſpektwidrig meine Empfindlichkeit über die Verſpottung meines Vaterlands zeigte und zugleich merken ließ, wie ſehr mich das Lob Eurer Majeſtät ergötzte. Dürft' ich es nur unterthänigſt wagen, Deutſchlands Vertheidigung gegen den großen und furchtbaren Fürſten Leviathan zu übernehmen, ich bin gewiß, er würde es bald vor allen Ländern Europas zu ſeinem Aufenthalt erwählen.

Satan lächelte und ſagte: Ich vergebe dir deine Kühnheit; ſteige auf das Theater und laß hören, was du zum Lobe deines Vaterlands vorzubringen haſt. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn du die Deutſchen bei dem Fürſten Leviathan in Gunſt ſetzeſt.

Der Doktor Juris ſtieg keck auf die Bühne, ſah ſich um, und erhob ſeine Stimme:

Vorerſt, furchtbare Fürſten der Hölle, erlaubt mir, daß ich einen allgemeinen Blick auf Deutſchlands weiſe Verfaſſung werfe; gelingt mir dieſes, wie ich mir ſchmeichle, ſo will ich dann verſuchen, jede Anklage des Fürſten Leviathan Stück für Stück zu beantworten. Vergebt mir, wenn meine Beredtſamkeit dem hohen Gegenſtand nicht entſpricht. Noch bin ich des Dampfes, Gebrauſes und Geheuls der Hölle nicht ganz gewohnt; ich lebte auf Erden immer in der Stille der fürſtlichen Gemächer, auf alles lauernd, alles bemerkend, um alles Belauerte, alles Bemerkte zu benutzen. Auch iſt es ſchwer, vor einer ſo gefährlichen Geſellſchaft ohne Zittern und aus dem Stegreife zu reden; doch Vaterlandsliebe beſiegt ſelbſt die Schrecken der Hölle. Aber nur in einem Deutſchen! Mögen es die Spötter merken!

Unſer geliebtes Deutſchland iſt, wie alle Welt weiß, eine wahre fürſtliche Republik, beſtehend aus welt- und geiſtlichen Fürſten, Grafen, Baronen und des heiligen römiſchen Reichs Rittern, die ſich alle unter dem erhabenen Glanze eines einzigen Oberhaupts vereinigen, dem aber, weil ſie alle Selbſtherrſcher ſind und ſeyn wollen, kein Fürſt gehorcht, es ſey denn daß er muß, oder ſich auf Koſten eines Mitfürſten zu vergrößern hofft. Von welchem Lande kann man dieß ſagen? Kühn fordere ich die ganze Hölle auf, alle große Geiſter, die ſie in ihrem unendlichen Bezirk einſchließt, mir eine erhabnere Staatsverfaſſung zu zeigen? Gebt euch nur die Mühe, ihr Spötter, die ihr mich mit euren Grimaſſen verwirren

möchtet, ſie zu ſtudiren; ihr werdet bald ſehen, daß es ſelbſt für einen Teufel ein ungeheures Unternehmen iſt, das aber freilich die Mühe reichlich belohnt. Sagt mir, wo auf Erden glänzt das Feudalſyſtem, das Meiſterſtück der Gewalt und des menſchlichen Verſtandes, in ſeiner ganzen Pracht, als in Deutſchland? Wo hat es ſich ſo rein und vollkommen erhalten, als in Deutſchland? Darum auch iſt kein Reich auf Erden glücklicher als mein geliebtes Vaterland. Fürſten- und Herrenrecht auf der einen Seite; auf der andern Gehorſam, wie es ſeyn muß. Ich habe wohl ehedem Bücher über andere Staatsverfaſſungen geleſen; aber ſie wollen eben nicht viel ſagen. Sie ſind vor Jahrtauſenden geſchrieben, zu einer Zeit, wo die Staatsleute noch ſo kindiſch waren, ein Langes und Breites über das Volk und deſſen Gerechtſame zu ſchwatzen. Wahrlich, es iſt mir unbegreiflich, wie die Alten, die doch in manchen andern Stücken einen Anſchein von Verſtand haben, über dieſen Punkt ſolchen Unſinn lehren konnten. Doch die Blinden kannten leider das Feudalſyſtem nicht! und Männer, die ſie Barbaren ſchalten, haben dieß herrliche Gebäude auf den Trümmern des ihrigen aufgeführt. Es wäre nun einmal Zeit, daß man dieſe alten Bücher auf die Seite ſchaffte, denn unſere Staatsbücher enthalten alles, was der Menſch zu wiſſen nöthig hat. Ich ſchwöre euch, erhabene Fürſten der Hölle, wenn mir einer von euch, außer den Rechten benannter hohen Perſonen, nur ein einziges Wort über das Recht des Geſindels der Menſchen in einem unſerer Staatsbücher zeigen kann, ſo will ich mich zu einer brennenden Fackel drehen laſſen und die Ehre haben, auf Seiner Majeſtät prächtiger

Tafel zu leuchten. Sollte dieſe Strafe meiner Vermeſſenheit nicht hinreichend ſcheinen, ſo mag mich ſeine hohe ſataniſche Majeſtät zu dem Mönch der das Pulver erfunden hat — (im Vorbeigehen geſagt, auch ein Deutſcher — merkt es, ihr Spötter! — Der Ewige ſtürzte ihn in die Hölle, weil er, anſtatt für die Erhaltung ſeiner Brüder zu beten, zu ihrer Zerſtörung arbeitete —) ſo ſag' ich nun — Seine Majeſtät ſoll mich, wenn ihr mir ein ſolches Recht aufweiſen könnt, in den Mittelpunkt der glühenden Kugel keilen laſſen, den ſie beſagtem Mönch zum eignen warmen Aufenthalt anzuweiſen geruhte und mögen die gnädigen Herren mit beſagter Kugel und unſern hineingekeilten Seelen zum hohen Zeitvertreib den Ball ſchlagen, ſo oft es ihnen gefällt. Ich hab' an unſern Höfen gelernt, mit mir ſpielen zu laſſen.

Bravo, riefen die Teufel. Ein wahrer Patriot! Nimm ihn beim Wort, Satan!

Satan lächelte: Fahr fort, Doktor, du wirſt nicht zu dem Mönch in die glühende Kugel gekeilt werden, denn wir haben nie von einem ſolchen Rechte, wohl aber von einem Fauſtrecht gehört.

Doktor Juris. Ein vortreffliches, edelmänniſches Recht, das leider etwas in Abnahme kommt.

Die Teufel wieherten und ziſchten.

Doktor Juris. Wiehert nur, ihr Spötter und ſchneidet mir Geſichter! die gnädige Miene, das Huldlächeln Satans verſüßen mir euren Spott. Ha, wißt nur immer, ein Doktor Juris iſt in Deutſchland ein ganzer Kerl und wird ein Edelmann, ſo bald er promovirt hat. Uebrigens gibt ihm ſein Diplom das Recht, das Geſindel von Menſchen ſo gut nach

ſeiner Art zu ſchinden, wie der Edelmann. Denn hat bei uns der Edelmann das Fauſtrecht ſeiner Hände, ſo hat der Gelehrte das weit gefährlichere Fauſtrecht des Verſtandes. Und er nutzt dieſes Recht ſogar ohne Gefahr für ſeine hohe Perſon; denn eben die Geſetze, die er gegen oder für andere wendet und dreht wie er will, werden ein Schild gegen jeden Angriff an ſeiner klugen Bruſt. Daraus ſeht ihr zugleich, was Gelehrſamkeit für ein Ding iſt!

Satan. Der Mann ſpricht ganz wie ein Menſch und macht mir viele Freude. Leviathan, hätteſt du dieſes einem Deutſchen zugetraut? — Es lebe Deutſchland und treibe viele Deinesgleichen hervor! Es lebe das Feudalſyſtem!

Die Teufel brüllten: Es lebe Deutſchland! Es lebe das Feudalſyſtem! Den erſten Freudenruf ſchrie Fürſt Leviathan, der Haſſer der Deutſchen, nicht mit.

Satan. Doktor, haſt du noch etwas zu ſagen?

Doktor Juris. Eure Majeſtät erlauben mir nun, dem Fürſten Leviathan auf ſeine beſondern Anklagen zu antworten.

Erſtlich ſagt er: Ja, wenn es noch ein heißer Spanier, ein rachſüchtiger, ränkevoller Italiener, oder ein verbuhlter Franzoſe wäre! Meint etwa der Herr, wir hätten keine hervorſtechenden Laſter? Geh' er doch in unſere Klöſter und an die Höfe unſrer Fürſten; oder laß ihn, Hochgebietender! nur einen kleinen Spazierritt durch die Hölle machen nnd meine braven Landsleute fragen, warum ſie hier ſind? Freilich nach mir muß er ſie nicht beurtheilen; ich hatte nicht Kraft genug, ein großer, kühner Sünder zu werden; aber dieß kam daher, daß ich meinen Vortheil mehr

im Heucheln gewiſſer Tugenden fand und mich meine Frau zu tyranniſch beherrſchte. Bloß darum bin ich nun ein Mittelding unter den Verdammten.

Zweitens ſagt Fürſt Leviathan: wir beugten uns ſklaviſch vor den Großen und glaubten, unſre Fürſten ſeyen von edlerm Stoffe wie wir. Warum denn nicht? Sind unſre Fürſten nicht vortreffliche Herren? Ein großer Herr iſt freilich ein andres Ding, als unſer einer, denn er kann wohl und weh thun. Sollen wir etwa nicht das Volk in dieſem Wahn zu erhalten ſuchen, da wir feinern Leute unter ihren ſchützenden Flügeln unſer Hühnchen ungeſtört rupfen? Iſt ja doch überall Rangordnung, auf der Erde, hier in der Hölle und dem Lande, von dem ich ausgeſchloſſen bin!

Drittens ſagt Fürſt Leviathan: die Deutſchen glaubten ganze Kerle zu ſeyn, wenn ſie ſich für ihre Fürſten todt ſchlagen, oder zum Todtſchlagen an andere verkaufen ließen. Auf das erſte antworte ich nicht, denn dafür ſind ſie da, wie wir Juriſten beweiſen; aber warum ſollte er ſie nicht verkaufen? Verkauft nicht jeder ſein Eigenthum, es ſey Ochs, Rind, Pferd, Kuh, Schwein oder Kalb? Und wenn ihm nun ſein Land nicht Gold genug geben kann, es andern Fürſten in Pracht und Aufwand gleich zu thun? Doch ich ſchäme mich über eine ſo klare Sache, vor einer ſo erleuchteten Verſammlung, vor unſterblichen Göttern ein Weiteres zu reden.

Viertens ſagt Fürſt Leviathan zu ſeiner Majeſtät: Vernimmſt du ein Wort von Empörung gegen Tyrannei

aus dieſem Lande? Was will er mit dieſem Worte ſagen? Wir kennen gar keine Tyrannei; unſere Fürſten ſind die beſten Herren von der Welt, ſo lang ſie ihren Willen haben, das heißt, thun dürfen, was ihnen gefällt, und mich deucht, wenn man dieß nicht kann, ſo iſt es wohl nicht der Mühe werth, ein Fürſt zu ſeyn. Außerdem macht es der Nation Ehre, einen Herrn zu haben, der alles vermag und dem niemand widerſprechen darf. Und warum ſollten ſie ſich empören? Was geht ihnen wohl ab? Sind ſie nicht gekleidet, dürfen eſſen und trinken, was ſie bezahlen können? Erlaubt man ihnen nicht alle übrigen Freuden des Fleiſches, wenn ſie nur thun, was man ihnen befiehlt und ihren Ueberfluß zur Ehre des Landes hergeben. Auch iſt dem Fürſten das Wort ſchinden entfallen. Was ſoll es heißen? Das Schaf trägt Wolle, damit es geſchoren werde, der Bürger und der Bauer haben darum Hände, daß ſie im Schweiß ihres Angeſichts arbeiten, und die Gelehrten, die Geiſtlichen, die Großen, der Adel und die Fürſten haben darum Verſtand, für ſie zu denken, zu wachen und den Gewinn ihres Schweißes zu verzehren. Dieſes alles liegt in der Natur, ſehr edle Herren, und iſt überall Sitte.

Was da fünftens Fürſt Leviathan von der Eigenheit und ihrem diamantnen Schilde geſprochen hat und merken ließ, als wenn uns dieſe fehlte, ſo würde ich darüber lachen, wenn es einem armen Schatten, wie ich bin, erlaubt wäre. Ei ſind doch unſre Privilegien unſre Eigenheit, und wer die antaſtet, der würde eben ſo gut thun, einen ſchlafenden hungrigen Wolf bei den Ohren zu zupfen. Auch ſprach der

Fürſt Leviathan etwas von dem Rechte der Menſchheit. Darauf antworte ich nicht, denn ich habe in meinem Leben nichts davon gehört und wenn ich, der ich alle alte und neue Bücher geleſen habe, nichts davon weiß, wenn mir, der ich mit den Großen mein ganzes Leben zugebracht habe, nichts davon zu Ohren gekommen iſt, ſo muß wohl an dem ganzen Dinge nichts ſeyn. Recht heißt von einer Seite befehlen, von der andern gehorchen, und dieß prägt ſich den rohen Sinnen ſtärker ein, wie mir einſtens der Fürſt-Biſchof —

Beelzebub. Hm — ein Fürſt-Biſchof! Was doch die Menſchen für widerſprechende Dinge zuſammen ſetzen.

Doktor Juris. Nicht ſo widerſprechend, wie es ſcheint, Fürſt Beelzebub. Dieſe Begriffe hängen ſich an einander, wie Herrſchſucht und Demuth — Frömmigkeit und Heuchelei! —

Satan. Doktor, du haſt mit Luſt und Liebe das Ding ausgemalt, nicht, wie es iſt, ſondern wie es ſeyn ſollte, um mir recht zu gefallen. Ich ſehe, daß du einen veredelnden, idealiſchen Sinn haſt — ſteige herunter, ich bin zufrieden mit dir. Mir gefällt dein Eifer und mir liegt daran, daß das Feudalſyſtem erhalten werde, das ſeine Wurzel ſo wie die Wiſſenſchaften in meinem Reiche hat. Du ſollſt ſuchen, deine hohe Meinung weiter unter den Menſchen auszubreiten und dazu will ich dir Gelegenheit geben. Höre! ich befördere dich aus der Küche in das Kabinet und ſchicke dich mit meinem Geſandten als Sekretär an den nahen Reichstag, daß du dort deine erhabenen Grundſätze ausbreiteſt. Bringe dein hohes Ideal geſchwind zu Papier und blaſe es einem Sohne des Staubs in das Gehirn!

— Ja das Feudalsyſtem iſt eine herrliche Erfindung für die Hölle. Aus Verzweiflung fährt das Geſindel der Menſchen herunter, wie der Doktor ſie nennt, und die Ungerechtigkeit und Schwelgerei ſendet ihnen ihre Unterdrücker nach.

Der Doktor Juris fiel hierauf dankbar auf den verbrannten Boden, küßte Satans Füße und ſtand triumphirend auf. Die Teufel fingen von neuem an zu lachen und zu toben, als zum zweitenmal Fauſts gebieteriſcher Ruf ertönte. Satan fuhr fort:

Du hörſt an ſeinem Rufe, daß er keiner der Schwächlinge iſt. So wüthend hat noch keiner an die Pforte der Hölle geſchlagen und wahrlich, der Kerl iſt ein Genie. Fahre ſchnell hinauf, denn wenn du zögerſt, ſo möchte er an der Kraft ſeines Zaubers zweifeln und die Hölle verlöre die Früchte ſeines Frevels. Wiſſe, ein Mann wie er, iſt mehr Gewinn für uns, als tauſende der Schufte, die täglich herunterfahren.

Zornig erwiederte der Teufel Leviathan:

„Ich ſchwöre bei dem glühenden, ſtinkenden Pfuhl der Verdammten, der Verwegne ſoll dieſe und die Stunde ſeiner Geburt verfluchen und den Ewigen einſt läſtern! Er ſoll es büßen, daß ich um ſeinetwillen das mir verhaßte Deutſchland betreten muß!“

Er fuhr in Dampf gehüllt hinaus und die frohlockende Hölle jauchzte ihm nach.

8.

Fauſt ſtand in ſeinem Zauberkreiſe wild begeiſtert. Zum drittenmal rief er mit donnernder Stimme die furchtbare

Formel. Die Thüre fuhr plötzlich auf, ein dicker Dampf ſchwebte an dem Rande des Kreiſes, er ſchlug mit ſeinem Zauberſtab hinein und rief gebietend:

„Enthülle dich, dunkles Gebilde!“

Der Dampf floß hinweg und Fauſt ſah eine lange Geſtalt vor ſich, die ſich unter einem rothen Mantel verbarg.

Fauſt. Langweilige Mummerei für einen, der dich zu ſehen wünſcht! Entdecke dich dem, der dich nicht fürchtet, in welcher Geſtalt du auch erſcheineſt!

Der Teufel ſchlug den Mantel zurück und ſtand in erhabner, ſtattlicher, kühner und kraftvoller Geſtalt vor dem Kreiſe. Feurige, gebietriſche Augen leuchteten unter zwei ſchwarzen Braunen hervor, zwiſchen welchen Bitterkeit, Haß, Groll, Schmerz und Hohn dicke Falten zuſammengerollt hatten. Dieſe Furchen verloren ſich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirne, die mit dem Merkzeichen der Hölle, zwiſchen den Augen, ſehr abſtach. Eine feingebildete Adlernaſe zog ſich gegen einen Mund, der nur zu dem Genuſſe der Unſterblichen gebildet zu ſeyn ſchien. Er hatte die Miene der gefallnen Engel, deren Angeſichte einſt von der Gottheit beleuchtet wurden und die nun ein düſtrer Schleier deckt.

Fauſt (erſtaunt). Iſt der Menſch denn überall zu Hauſe? — Wer biſt du?

Teufel. Ich bin ein Fürſt der Hölle und komme, weil dein mächtiger Ruf mich zwingt.

Fauſt. Ein Fürſt der Hölle unter dieſer Maske? unter der Geſtalt des Menſchen? Ich wollte einen Teufel haben und keinen meines Geſchlechts.

Teufel. Fauſt, vielleicht ſind wir es nur dann ganz, wenn wir eure Geſtalt annehmen; wenigſtens kleidet uns keine Maske beſſer. Iſt es nicht eure Weiſe, das zu verbergen, was ihr ſeyd und das vorzugaukeln, was ihr nicht ſeyd?

Fauſt. Bitter genug und wahrer noch als bitter, denn ſähen wir von außen ſo aus, wie wir in unſerm Innern ſind, ſo glichen wir nur zu oft dem, was wir uns unter euch denken; doch dachte ich dich fürchterlich und hoffte meinen Muth bei deiner Erſcheinung zu prüfen.

Teufel. So denkt ihr euch alle Dinge anders als ſie ſind. Vermuthlich haſt du den Teufel mit den Hörnern und den Bocksfüßen erwartet, wie ihn euer furchtſames Zeitalter ſchildert. Seitdem ihr aufgehört habt, die Kräfte der Natur anzubeten, haben ſie euch verlaſſen, und ihr könnt nichts Großes mehr denken. Wenn ich dir erſchiene wie ich bin, die Augen drohende Kometen, einherſchwebend wie eine dunkle Wolke, die Blitze aus ihrem Bauche ſchleudert — das Schwert in der Hand, das ich einſt gegen den Rächer zog, den ungeheuren Schild an dem Arme, den ſein Donner durchlöchert hat, du würdeſt in deinem Kreiſe zu Aſche werden.

Fauſt. Nun, ſo hätte ich doch einmal etwas Großes geſehen.

Teufel. Dein Muth würde mir gefallen; aber nie ſeyd ihr lächerlicher, als wenn ihr erhaben zu fühlen glaubt, indem ihr das Kleine, das ihr umfaſſen könnt, mit dem Ungeheuren und Großen, das ihr nicht überſehen könnt, zuſammenſtellt. So mag der Wurm den vorübergehenden

Elephanten dann auch ausmeſſen und im Augenblicke ſeine Schwere berechnen, wenn er unter ſeinem gewaltigen Fuße hinſtirbt.

Fauſt. Spötter! und was iſt der Geiſt in mir, der, wenn er ſich einmal auf die Leiter zum Ueberſinnlichen geſchwungen hat, von Sproſſe zu Sproſſe bis ins Unendliche ſteigt? Wo iſt ſeine Gränze?

Teufel. Vor deiner Naſe, wenn du aufrichtiger ſeyn willſt, als ihr's gewohnt ſeyd; doch wenn du mich um dieſes Schnickſchnacks aus der Hölle gerufen haſt, ſo laß mich immer wieder abziehen. Ich kenne ſchon lange eure Kunſt, über das zu ſchwatzen, wovon ihr nichts wißt.

Fauſt. Deine Bitterkeit gefällt mir, ſie ſtimmt zu meiner Lage und ich muß dich näher kennen lernen. Wie heißeſt du?

Teufel. Leviathan, das iſt Alles, denn ich vermag Alles.

Fauſt. O des Großſprechers! Prahlen die Teufel auch?

Teufel. Der Geſtalt Ehre zu machen, in welcher du mich ſiehſt. Setze mich auf die Probe. Was verlangſt du?

Fauſt. Verlangen? O des lang gedehnten Worts für einen Teufel. Wenn du biſt, was du ſcheinen willſt, ſo führe meine Begierden in ihrem Keimen aus und befriedige ſie, bevor ſie Willen geworden ſind.

Teufel. Ich will deinem Sinne näher rücken. Das edle Roß beißt in die Stange, ſo der Menſch, der ſich Flügel fühlt, im Lichte zu ſchweben und den eine tyranniſche Hand in den dunkeln Abgrund niederdrückt. Fauſt, viel ahnet dein

feuriger Geiſt; aber das, was du umfaſſen möchteſt, verſchwindet, und das Erhaſchte iſt immer nur Schattenbild deiner eignen Geſtalt.

Fauſt. Raſcher!

Teufel. Noch ſchlage ich leiſe an deine Seele an, wenn ich einſt deine Sinne berühre, wirſt du noch heißer auflodern. Ja, du biſt einer der Geiſter, die die alltäglichen Verhältniſſe des Menſchen durch angeborne Kraft und hohen Sinn zertrümmern, denen das nicht genügt, was der Karge ihnen ſo ſparſam aufgetiſcht hat. Mächtig iſt deine Kraft, ausgedehnt deine Seele, kühn dein Wille; aber der Fluch der Beſchränktheit liegt auf dir, wie auf allen — Fauſt, und doch biſt du ſo groß, als der Menſch ſeyn kann.

Fauſt. Maske des Menſchen, fahr' in die Hölle zurück, wenn du uns auch im Schmeicheln nachäffeſt!

Teufel. Fauſt, ich bin ein Geiſt aus flammendem Lichte geſchaffen, ſah die ungeheuern Welten aus Nichts hervortreten, du biſt aus Koth geſchaffen und von geſtern her — werd' ich dir ſchmeicheln?

Fauſt. Und doch mußt du mir dienen, wenn es mir gefällt.

Teufel. Dafür erwarte ich Lohn und den Beifall der Hölle; der Menſch und der Teufel thun beide nichts umſonſt.

Fauſt. Welchen Lohn erwarteſt du?

Teufel. Ein Ding aus dir gemacht zu haben, das mir gleicht, wenn du die Kraft dazu haſt.

Fauſt. Da wär' ich etwas rechts! doch, du kennſt den Menſchen ſchlecht für einen ſo gewandten Teufel, wenn du

an der Kraft desjenigen zweifelſt, der es einmal gewagt hat, aus den Banden zu ſpringen, welche die Natur ſo feſt um unſer Herz gelegt hat. Wie ſanft ſchienen ſie mir einſt, da meine Jugend die Welt und die Menſchen in den ſchimmernden Glanz der Morgenröthe kleidete. Es iſt vorbei, ſchwarz iſt nun mein Horizont, ich ſtehe im halben Laufe des Lebens an dem Rande der dunkeln Ewigkeit, und habe die Regel zerriſſen, die das Menſchengeſchlecht in Harmonie zuſammen hält.

Teufel. Was ſchwärmſt du da, Fauſt? Harmonie! iſt ſie es, die den verworrenen Tanz des Lebens leitet?

Fauſt. Schweig! ich fühle es vielleicht zum letztenmal, blicke vielleicht zum letztenmal in die bunten, wonnevollen Gefilde der Jugend zurück. Daß der Menſch aus dieſem ſeligen Traum' erwachen muß! daß die Pflanze aufſchießen muß, um als Baum zu verdorren, oder gefällt zu werden! Lächle, Teufel, ich war einſt glücklich. — Verſchwinde, was nicht mehr zu erhaſchen iſt! Ja, nur dann haben wir Kraft, wenn wir dem Böſen nachjagen! Und worin bin ich groß? Wär' ich's, würd' ich deiner bedürfen? Geh, tückiſcher Schmeichler, du willſt mir nur zu fühlen geben, wie klein ich bin.

Teufel. Derjenige, der zu fühlen fähig iſt, worin er ſchwach iſt, und den Muth hat, das zu zertrümmern, wodurch er's iſt, iſt wenigſtens darin groß. Mehr wollt' ich nicht ſagen, und weh dir, wenn ich dich durch Worte aufreizen ſoll. —

Fauſt. Sieh mich an und ſage mir, was dich mein Geiſt fragt — das was ich nicht zu ſagen wage!

(Bei dieſen Worten deutete Fauſt auf ſich, dann gegen den Himmel und machte eine Bewegung mit ſeiner Zauberruthe gegen Auf- und Niedergang der Sonne. Er fuhr fort:)

Du hörſt den Sturm wüthen — warſt, da noch nichts war —

(Hier deutete er auf ſeine Bruſt und Stirne.)

Hier iſt Nacht, laß mich Licht ſehen!

Teufel. Verwegner, ich verſtehe deinen Willen und ſchaudere vor deiner Kühnheit, ich ein Teufel.

Fauſt. Elender Geiſt, du windeſt dich mit dieſer Ausflucht nicht los. In meinem glühenden Durſte würd' ich unternehmen, das ungeheure Meer auszutrinken, wenn ich in ſeinem Abgrunde das zu finden hoffte, was ich ſuche. Ich bin dein; oder deſſen — noch ſteh' ich da, wohin kein Teufel dringen kann, noch iſt Fauſt ſein Herr!

Teufel. Das warſt du vor einem Augenblick noch. Dein Loos iſt geworfen, war geworfen, da du dieſen Kreis betratſt. Wer in mein Angeſicht geblickt hat, kehrt umſonſt zurück, und ſo verlaß ich dich.

Fauſt. Reden ſollſt du und die dunkle Decke wegreißen, die mir die Geiſterwelt verbirgt. Was ſeh' ich in dir? ein Ding, wie ich es bin. Ich will des Menſchen Beſtimmung erfahren, die Urſach des moraliſchen Uebels in der Welt. Ich will wiſſen, warum der Gerechte leidet und der Laſterhafte glücklich iſt. Ich will wiſſen, warum wir einen augenblicklichen Genuß durch Jahre voll Schmerzen und Leiden erkaufen müſſen. Du ſollſt mir den Grund der Dinge, die geheimen Springfedern der Erſcheinungen der phyſiſchen und moraliſchen

Welt eröffnen. Faßlich ſollſt du mir den machen, der alles geordnet hat, und wenn der flammende Blitz, der dieſen Augenblick durch jene ſchwarze Wolke reißt, mein Haupt ſengte und mich leblos in dieſen Zirkel der Verdammniß hinſtreckte. Glaubſt du, ich habe dich um Gold und Wolluſt allein heraufgerufen? Jeder Elende mag ſeinen Bauch füllen und die Wolluſt des Fleiſches ſtillen. — Du bebſt? Hab' ich mehr Muth als du? Welche zitternde Teufel ſpeit die Hölle aus? Und du nennſt dich Leviathan, der alles kann? — Weg mit dir, du biſt kein Teufel, du biſt ein elendes Ding, wie ich es bin!

Teufel. Kühner! du haſt die Rache des Rächers noch nicht gefühlt, wie ich. Die Ahnung davon würde dich in Staub verwandeln, und wenn du die Kraft des Menſchengeſchlechts von dem erſten bis zu dem letzten Sünder in deiner Bruſt trügeſt. Dringe weiter nicht in mich.

Fauſt. Ich will und bin beſtimmt.

Teufel. Du flößeſt mir Ehrfurcht und Mitleid ein.

Fauſt. Ich fordere nur Gehorſam.

Teufel. So hadere mit dem, der eine Fackel in dir angezündet hat, die dich aufbrennen muß, wenn ſie deine Furcht nicht auslöſcht.

Fauſt. Ich habe es gethan und umſonſt. Ich habe ihn um Licht angefleht, er ſchwieg; ich habe ihn in finſtrer Verzweiflung aufgefordert, er ſchwieg. Gebet und Grimm vermögen nichts bei dem, der blinden Gehorſam, ſklaviſche Unterwerfung in Qual und Finſterniß zum ewigen Geſetz gemacht zu haben ſcheint. Er peiniget uns durch eben den

Verſtand, den er uns gegeben hat. Wozu eine Fackel, wenn ihre dampfende Gluth den Irrenden nur blendet? Sie leuchte mir einmal helle auf dem dunkeln Wege und verzehre mich dann, wenn es ſo ſeyn muß. Gehorche, und ſchnell!

Teufel. Unzubefriedigender! Nun ſo wiſſe, daß auch die Teufel ihre Gränzen haben. Seitdem wir gefallen ſind, haben wir die Vorbildung der erhabenen Geheimniſſe bis auf die Sprache, ſie zu bezeichnen, verloren. Nur die unbefleckten Geiſter jener Welt vermögen ſie zu denken und zu beſingen.

Fauſt. Glaubſt du mich durch eine liſtige Wendung in dem zu täuſchen, wonach mein Gaumen ſo lüſtern iſt?

Teufel. Thor, um mich an dir zu rächen, wünſcht' ich dir mit den glänzenden Farben des Himmels das zu ſchildern, was du verloren haſt, und dich dann der Verzweiflung zu überlaſſen. Vermöcht' ich auch mehr, als ich vermag, kann die Zunge aus Fleiſch gebildet dem Ohr aus Fleiſch gebildet faßlich machen, was außer den Gränzen der Sinne liegt, was der körperloſe Geiſt nur begreift?

Fauſt. So ſey Geiſt und rede! Schüttele dieſe Geſtalt ab!

Teufel. Wirſt du mich dann vernehmen?

Fauſt. Schüttele dieſe Geſtalt ab, ich will dich als Geiſt ſehen.

Teufel. Du ſprichſt Unſinn — nun ſo ſieh mich — ich werde ſeyn und dir nicht ſeyn; ich werde reden und du wirſt mich nicht verſtehen.

(Nach dieſen Worten zerfloß der Teufel Leviathan in helle Flamme und verſchwand.)

Fauſt. Rede und enthülle die Räthſel.

(Wie der ſanfte Weſt über die beblümte Wieſe hinſtreicht und die ſanften Blüthen leiſe küßt, ſo ſäuſelte es an der Stirne und den Ohren Fauſts. Dann verwandelte ſich das Säuſeln in ein ſteigendes, anhaltendes, rauſchendes Raſſeln, das dem rollenden Donner, dem Zerſchlagen der Wogen an der Brandung, dem Geheule und Geſauſe in den Felſenklüften glich. Fauſt ſank in ſeinem Zauberkreiſe zuſammen und erholte ſich mühſam.)

Ha, iſt dieß die Sprache der Geiſter, ſo verſchwindet mein Traum, ich bin getäuſcht und muß in der Finſterniß knirſchen. — So hätt' ich nun meine Seele um die Sünde der H—i verkauft, denn dieß wäre alles, was mir dieſer kupplerische Geiſt noch leiſten könnte. Eben das, warum ich die Ewigkeit auf das Spiel ſetzte! — erleuchtet, wie nie ein Sterblicher es war, gedacht' ich unter die Menſchen zu treten, und ſie mit meinem Glanze zu blenden, wie die jung aufgehende Sonne. Der ſtolze Gedanke, ewig als der Größte in den Herzen der Menſchen zu leben, iſt dahin, und ich bin elender als ich war. Ich ſoll mit den übrigen Söhnen des Staubs in der Finſterniß knirſchen, an der Kette der Nothwendigkeit nagen, und weder mich noch ſie von dem eiſernen Joche befreien. Ha, wo biſt du, Gaukler, daß ich meine Wuth an dir auslaſſe?

Teufel (in ſeiner vorigen Geſtalt). Hier bin ich. Ich ſprach, und du vernahmſt den Sinn meiner Worte nicht. Fühle nun, was du biſt, zur Dunkelheit geboren, ein Spiel der Zweifel. Dir kann nicht werden, was dir nicht werden ſoll. Ziehe deinen Geiſt von dem Unmöglichen ab und halte dich an das Faßliche. Du wollteſt die Sprache der Geiſter

vernehmen, du haſt ſie vernommen und ſankſt betäubt hin unter ihrem Schalle.

Fauſt. Reize nur meinen Zorn und ich will dich mit meiner Zauberruthe bis zu Thränen geißeln, dich an den Rand meines Kreiſes feſſeln und meinen Fuß auf deinen Nacken ſetzen; ich weiß, daß ich es kann.

Teufel. Thu' es und die Hölle wird deines Zorns lachen. Für jede Thräne ſoll dann einſt die Verzweiflung die Tropfen deines Bluts aus deiner verwegnen Stirne drücken und die Rache die Wage halten, ſie abzuwägen.

Fauſt. Pfui des Wahnſinns, daß ein edles Geſchöpf ſich mit einem von Ewigkeit Verworfnen abgibt, der nur Sinn zum Böſen hat, nur im Böſen beiſtehen kann!

Teufel. Pfui des Ekels, einen Menſchen anhören zu müſſen, der dem Teufel vorwirft, daß er Teufel iſt und nicht mit der Schattengeſtalt Tugend prahlt, wie einer von euch!

Fauſt. Prahlt? Taſte nur noch den moraliſchen Werth des Menſchen an, wodurch er ſich den Unſterblichen nähert, der Unſterblichkeit würdig macht und ſo ſeinen erhabenen Urſprung beweiſt.

Teufel. Ich will dir zeigen, was daran iſt.

Fauſt. Ich denke wohl, daß du es kannſt. Kann es doch jeder von uns, der ſeine Schlechtigkeit zum allgemeinen Maßſtab der Menſchen macht und Tugenden verdächtig macht, die er nie in ſeiner Bruſt gefühlt hat. Wir haben Philoſophen gehabt, die hierin längſt dem Teufel vorgegriffen haben.

Teufel. Beſſer wäre es für dich geweſen, du hätteſt nie einen geleſen, dein Kopf würde gerader und dein Herz geſünder ſeyn.

Fauſt. Verdammt, daß der Teufel immer Recht hat!

Teufel. Ich will dir anſchaulich machen, wovon deine Philoſophen ſchwatzen, und die Wolken vor deinen Augen wegblaſen, die Stolz, Eitelkeit und Selbſtliebe zuſammengetrieben und ſo ſchön gefärbt haben.

Fauſt. Wie das?

Teufel. Ich will dich auf die Bühne der Welt führen und dir die Menſchen nackend zeigen. Laß uns reiſen, zu Waſſer, zu Lande, zu Fuße, zu Pferde, auf dem ſchnellen Winde und das Menſchengeſchlecht muſtern. Vielleicht daß wir die Prinzeſſin entzaubern, um welche ſchon ſo viele tauſend Abenteurer die Hälſe gebrochen haben.

Fauſt. Topp! Ziehen wir durch die Welt; ich muß mich durch Genuß und Veränderung betäuben; längſt hab' ich mir einen weitern Kreis zum Bemerken gewünſcht, als mein eignes tolles Herz. Laß uns herumziehen und ich will dich Teufel zwingen, an die Tugend der Menſchen zu glauben. Nur der Glaube an den moraliſchen Werth des Menſchen war es, der mir die peinliche Finſterniß zu Zeiten erleuchtete. Nur er war es, der meine quälenden Zweifel auf Augenblicke beſänftigte. Ja, lächle nur, du ſollſt mir wahrlich geſtehen, daß der Menſch der Augapfel deſſen iſt, den ich nun nicht mehr nennen darf.

Teufel. Dann will ich als Lügner zur Hölle fahren und dir den Bundbrief zurückgeben, den du heute mit deinem

Blute unterzeichnen wirſt. Wenigſtens wirſt du auf der großen Schaubühne der Welt deutlicher einſehen, wie viel Antheil der an euch und euren Qualen nimmt, deſſen Augapfel du ſo ſtolz den Menſchen nennſt. Bei dem ſchnellen Pfeil des Tods! eine edle Behandlung für den Günſtling eines ſo mächtigen Herrn. Wenn eure Fürſten den Beweis ihrer Einſetzung von ihm dahineinſetzten, daß ſie es euch zur Gnade anrechnen, euch in dem oft von ihnen zugerichteten Elende leben zu laſſen, ſo haben ſie ſo ganz Unrecht eben nicht. Komm und mache mich zum Lügner!

Fauſt. Daß ich dem Teufel doch traute, der mir gerne ſein hölliſches Gepfuſche für Machwerk der Menſchen verkaufen möchte. Wie, lächelt der Spötter?

Teufel. Den Mönchsgedanken hätte ich hinter dem Manne nicht geſucht, der ſo lange mit der Philoſophie gebuhlt hat; doch darin gleicht ihr euch alle, die Weiſen und die Thoren; was der Sinn nicht faſſen kann, löſen Stolz und Eigenliebe zu ihrem eigenen Vortheil auf. Sieh da zwei Worte, bös und gut, die ihr gerne zu Begriffen ſtempeln möchtet; denn wenn ihr die Worte einmal habt, ſo glaubt ihr auch ſchon den leeren Schall zum Gedanken geprägt zu haben. Da ihr nun damit nicht fertig zu werden wißt, ſo haut ihr, um der Plackerei los zu werden, nach eurer Weiſe hindurch, und natürlich iſt alsdann das Gute euer eignes Machwerk und das Böſe das Gepfuſch des Teufels. So müſſen wir armen Teufel nun Tag und Nacht herumreiten, um das Herz und die Einbildungskraft dieſes oder jenes Elenden zu einem ſogenannten Schurkenſtreich zu

reizen, der ohnedieß wohl ein ganzer Kerl geblieben wäre. Faust! Faust! tausend Dinge sucht der Mensch in den Wolken und außer sich, die in seinem Busen und vor seiner Nase liegen. Nein, ich will auf unsern Zügen nichts hinzu thun, es sey denn, daß du es von mir forderst. Alles, was du sehen wirst, sey Menschenwerk. Du wirst bald einsehen, daß die des Teufels nicht brauchen, die so schnell eilen, ihre elenden Schatten zu ihm zu fördern.

Faust. Und dieses wäre nun alles, was du mir leisten könntest?

Teufel. Ich will dich von Stufe zu Stufe führen; haben wir diese Bahn durchlaufen, so wird sich schon eine andre Scene öffnen. Lerne erst kennen, was so nah mit dir verwandt ist, dann steige aufwärts. — Die Schätze der Erde sind dein — du gebieteſt meiner Macht — du träumest — du wünscheſt —

Faust. Das wäre etwas.

Teufel. Nur etwas, Unersättlicher? du sollst mich, den Teufel, zu Beförderung der Absichten zwingen können, die ihr gut und edel nennt, die Folgen davon sollen deine Ernte und der Lohn deines Herzens Gewinn seyn.

Faust. Dieß wäre noch mehr, wenn es nur kein Teufel sagte.

Teufel. Wer kann sich rühmen, den Teufel zu guten Werken gezwungen zu haben. Laß diesen Gedanken nur immer dein Herz aufschwellen. — Faust, tritt aus deinem Kreise!

Faust. Noch ist es nicht Zeit.

Teufel. Fürchteſt du mich? Ich ſage dir, du ſollſt das Stundenglas deiner Zeit nach Gefallen zerſchlagen! Fauſt, ich fülle den Becher des Genuſſes für dich voll und rauſchend — ſo ward er noch keinem Sterblichen gefüllt. Deine Nerven ſollen ablaufen, bevor du den Rand beleckt haſt. Zähle den Sand am Meere, dann magſt du die Zahl der Freuden zählen, die ich hier auf den Boden vor dir ausſchütte.

(Hierauf ſtellte er einen Kaſten voll Gold vor den Kreis. Alsdann gingen die Geſtalt der Bürgermeiſterin und ein Zug blühender Schönen vorüber.)

Fauſt. Teufel, wer hat dir den Weg zu meinem Herzen gezeigt?

Teufel. Ich heiße Leviathan, habe dich und deine Kraft gewogen. Achteſt du dieſes?

(Er ſchüttete aus einem Sacke Ordensbänder, Biſchoffsmützen, Fürſtenhüte und Adelsdiplome auf den Boden.)

Kenn' ich doch Fauſten beſſer! Genuß und Wiſſen ſind ſeine Götter, werdet was ihr ſeyd!

(Sie wurden Staub und Koth.)

Iſt dieß nicht der Weg zu dem Herzen aller Menſchen? Nur um der Dinge willen, die ich dir hier zeigte, um des Bauches, der Luſt und des Emporſteigens, arbeitet ihr mit den Händen und dem Verſtande. Laß die Thoren im Schweiße ihres Angeſichts, unter der Erſchöpfung ihrer Geiſteskräfte darum arbeiten und genieße ohne Mühe und Sorge, was ich dir auftiſche. Morgen führe ich dir die Bürgermeiſterin zu, wenn dir es ſo gefällt.

Fauſt. Wie wirſt du es machen?

Teufel. Mein Probstück. Nimm hin und ich will dir mehr sagen. Tritt aus dem Kreise! Bist du doch wie betrunken!

Faust. Ich möchte mich vernichten, um eines Gedanken willen.

Teufel. Der heißt?

Faust. Daß ich mich nur darum mit dir verbinden soll.

Teufel. Daß doch der Mensch immer springen will! Lerne mich erst kennen und wenn ich dich nicht sättigen kann, so kehre zur Armuth, zur Verachtung und deiner nüchternen Philosophie zurück. Tritt aus dem Kreise!

Faust. Die Wuth des Löwen brüllt aus mir, und wenn sich unter meinem Fuße die Hölle öffnete — ich springe über die Gränzen der Menschheit. (Er sprang aus dem Kreise.) Ich bin dein Herr.

Teufel. So lange deine Zeit rollt. Ich fasse einen großen Mann an der Hand und bin stolz darauf, sein Diener zu seyn.

Zweites Buch.

1.

Den folgenden Morgen kam der Teufel Leviathan in dem Gepränge und mit dem Gefolge eines großen Herrn, der incognito reiſet, vor Fauſts Gaſthof. Er ſtieg von ſeinem prächtig gezierten Pferde und fragte den Wirth, ob der große Mann Fauſt bei ihm wohnte. Der Wirth beantwortete die Frage mit einer tiefen Verbeugung und führte ihn ein. Der Teufel trat zu Fauſt und ſagte zu ihm in Gegenwart des Wirths:

„Sein Ruhm, ſein großer Verſtand und ſeine herrliche Erfindung hätte ihn bewogen, einen weiten Umweg auf ſeiner Reiſe zu machen, um einen ſo merkwürdigen Mann, den die Menſchen vermöge ihres Blödſinns verkennten, genau kennen zu lernen, und ſich, wenn es ihm gefiele, ſeine Begleitung auf einer vorhabenden großen Reiſe durch Europa auszubitten. Er mache ihn übrigens ganz zum Herrn der Bedingungen, denn er könne ſeine Geſellſchaft nicht zu theuer erkaufen.“

Fauſt ſpielte ſeine Rolle in dem Sinne des Teufels, und der Wirth eilte hinaus, den Vorfall dem ganzen Hauſe bekannt zu machen. Das Gerücht davon breitete ſich ſchnell in der Stadt aus. Schon war die Meldung von der Ankunft

des vornehmen Fremden von der Hauptwache an den regierenden Bürgermeiſter eingelaufen, und ſetzte den ganzen hochedeln und hochweiſen Magiſtrat in Bewegung. Alle liefen, als triebe ſie der Satan nach dem Rathhauſe, ließen alle wichtige Staatsſachen liegen und rathſchlagten über die Erſcheinung. Der älteſte Schöppe, ein Patrizier, hatte ſich vorzüglich auf die Deutung der Erſcheinungen an dem politiſchen Horizont gelegt und ſich dadurch ein gewaltiges Uebergewicht in dem Senat erworben. Er drückte ſein fettes Kinn in Falten, ſeine enge Stirne in Runzeln, zog Beſorgniß in ſeine kleinen Augen und verſicherte die wohlweiſen Beiſitzer:

„Dieſer vornehme Fremde ſey niemand anders, als ein heimlicher Abgeſandter Seiner Kaiſerlichen Majeſtät (ein fürchterlicher Name für jeden Reichsſtand), den man nach Deutſchland geſchickt hätte, die Lage, Verhältniſſe, Uneinigkeit und Verbindung der Fürſten und Reichsſtädte zu beobachten, damit ſein hoher Hof bei Eröffnung des vorſtehenden Reichstags wiſſen möchte, wie er ſich benehmen müßte, ſeine Abſichten durchzuſetzen. Da nun der Kaiſerliche Hof auf ihre Republik immer ein ſehr wachſames Auge hätte, ſo müßte man ſtreben, dieſen vornehmen Gaſt von dem feurigen Eifer, den man für das hohe Kaiſerliche Haus empfände, zu überzeugen und ihn ja nicht abziehen laſſen, ohne ihn dem Staate zu gewinnen. Man müßte hierin den klugen Senat von Venedig zum Vorbilde nehmen, der keine Gelegenheit verabſäumte, denen am meiſten Freundſchaft und Ehre zu bezeigen, die er zu betrügen geſonnen ſey.“

Die untergeordneten Geiſter des Raths verſicherten, der

Schöppe habe wie der Doge von Venedig ſelbſt geſprochen; aber der Bürgermeiſter, der ein heimlicher Feind des Schöppen war (denn dieſer, weil er die demokratiſche Regierungsform als ein wahrer Patrizier eben ſo ſehr haßte wie ein Fürſt die Republiken, pflegte bei jedem widrigen Vorfall laut zu ſagen: ſo geht es, wenn man Krämer zu Staatsleuten macht), warf ihm ſchnell eine Tonne hin:

„Wahr, rühmlich und trefflich, wohlweiſe Herren, ſcheint mir alles, was unſer ſtaatskluger Schöppe ſo eben vorgebracht hat; würde auch eben ſo gewiß zum Zwecke führen, als, im Vorbeigehen geſagt, der Handel einen Staat blühender und reicher macht, als ein fauler, ſtolzer Adel, wenn wir nur nicht alles durch einen einzigen Umſtand verdorben hätten. Ich rühme mich nun freilich nicht des tiefen politiſchen Blicks des Schöppen, der jeden Sturm von weitem ausſpäht; aber doch hätt' ich dieſen, es ſey nun aus Zufall oder Ueberlegung, glücklich beſchworen. Ihr werdet euch alle erinnern, daß ich euch bei jeder Rathsſitzung zuſetzte, dieſen Fauſt nicht ſo ſchnöde zu behandeln und ihm ſeine lateiniſche Bibel für die kleine Summe abzunehmen. Ja, ſogar meine Frau, die doch nur ein Weib iſt, wie es andre Weiber ſind, hielt es für rathſam; denn ob wir gleich dieſe lateiniſche Bibel weder brauchen noch verſtehen, ſo hätte man ſie doch wegen der ſchöngemalten Anfangsbuchſtaben und der ſonderbaren Erfindung als ein Kleinod mit den andern Seltenheiten zeigen und die Fremden damit herbeilocken können. Auch ziemt es ſich, daß ein reicher und freier Staat die Künſte beſchützt und ihnen forthilft; aber ich weiß wohl, was euch im Sinne gelegen;

die Eiferſucht und der Neid, ihr konntet es nicht ertragen, daß mein Name dadurch unſterblich würde. Es riß euch allen in den Bäuchen, daß die Nachkommenſchaft einſtens in der Chronik leſen ſollte, sub Consulatu *** hat man Fauſten von Mainz eine lateiniſche Bibel für zweihundert Goldgulden abgekauft. Nun mögt ihr auch austrinken, was ihr eingegoſſen habt; und man ſagt nicht umſonſt, wie man bettet, ſo liegt man, wie man ſchmiert, ſo fährt man. Der Fauſt iſt teufelmäßig wild und ſcheint mir tückiſcher Gemüthsart, ich ſah es ihm geſtern Abend ab. Nun iſt der Kaiſerliche Geſandte bloß ſeinetwillen hierher gereist, gar bei ihm abgeſtiegen, findet in dem einen großen Mann, den wir als einen Schuhputzer herumgehudelt haben — der wird's euch nun einbrocken beim Kaiſerlichen Geſandten — ja, ja, er wird ihm ſchon den Floh ins Ohr ſetzen und all unſer Hofiren und Grimaſſiren wird zu weiter nichts nützen, als uns vor den Bürgern zu Narren zu machen. Wer den Karren in den Dreck geſchoben, mag ihn auch wieder heraus ziehen; ich waſche meine Hände wie Pilatus und bin unſchuldig an Iſraels Verderben und Blindheit."

Es erfolgte ein tiefes Schweigen. Die blutige Schlacht bei Kannä, die Rom den Untergang drohte, hatte den römiſchen Senat nicht ſo erſchreckt, als dieſe kritiſche Lage dieſen edeln Magiſtrat. Schon ſiegte der Bürgermeiſter in ſtolzem Geiſte, ſchon glaubte er den Schöppen völlig aus dem Sattel gehoben zu haben, als dieſer ſeine politiſche Weisheit und Heldenkraft ſammelte, dem ſinkenden Staat zu Hülfe eilte, mit ſtarker Stimme ad majora rief und trotzig vorſchlug:

„Sogleich eine Gesandtschaft aus dem Rath nach der Herberge zu schicken, den vornehmen Gast zu bewillkommen und Fausten vierhundert Goldgulden für seine lateinische Bibel zu überbringen, um ihn dem Staate günstig zu machen.“

Der Bürgermeister spottete darüber, daß man nun vierhundert Goldgulden für ein Ding gäbe, das man gestern vielleicht für hundert hätte haben können; seine Spötterei diente zu nichts, der Vortheil des Vaterlands schlug sie nieder. »Salus populi, suprema lex!« schrie der Schöppe und trug dem Bürgermeister mit Bewilligung des Raths auf, den Gesandten und Fausten auf Kosten des Staats köstlich zu bewirthen.

Dieser Umstand beruhigte den Bürgermeister, der gerne seine Pracht und seinen Reichthum zeigte, ein wenig über seinen Fehlschuß auf den Schöppen, und der Zusatz, auf Kosten des Staats, versetzte ihn bald in die beste Laune.

2.

Die jüngsten Rathsherren mit einem der vier Syndiken machten sich auf den Weg und der Bürgermeister schickte nach Hause, Anstalten zum Schmause zu machen. Der Teufel Leviathan war eben mit Fausten in einem tiefen Gespräche verwickelt, als ihnen die Gesandtschaft angemeldet ward. Man ließ sie ein. Sie bewillkommten im Namen des Senats in aller Demuth den vornehmen Gast, und gaben ihm durch eine feine Wendung zu verstehen, daß ihnen sowohl seine hohe Person, als seine wichtigen Aufträge bekannt wären,

und versicherten ihn mit zierlichen Worten von ihrem Eifer für das Kaiserliche hohe Haus. Der Teufel verzerrte das Gesicht, wandte sich zu Fausten, faßte ihn an der Hand und versicherte die Redner: daß ihn nichts anders in ihre Mauern geführt hätte, als ihnen diesen großen Mann zu entwenden, den sie, wie er nicht zweifle, zu schätzen wüßten. Die Abgesandten wurden etwas verwirrt, faßten sich aber bald wieder und fuhren fort:

„Es freue sie höchlich, daß sie ihm auf der Stelle einen Beweis von der Achtung des Magistrats für einen so großen Mann geben könnten. Sie hätten den angenehmen Auftrag, Fausten vierhundert Goldgulden für seine lateinische Bibel auszuzahlen, bäten ihn, sie gefälligst anzunehmen und ihnen dieselbe als ein Kleinod zu übergeben. Auch würde sich der hochweise Magistrat für glücklich halten, ihn, wenn es ihm nur gefiele, unter ihre Bürger zählen zu dürfen, um ihm dadurch einen glänzenden Weg zu Ruhm und Ehre zu öffnen."

Diesen letzten Umstand setzten sie aus eigner politischer Weisheit hinzu; ein Beweis, daß sie sich als geschickte Unterhändler der Umstände, die man nicht vorsieht, zu bedienen wußten.

Faust fuhr zornig auf, stampfte auf den Boden und schrie:

„Lügnerisches Gepack! hab' ich euch nicht lange genug gefuchsschwänzt, von dem stolzen Patrizier bis zu dem Schuhmacher und Pfefferkrämer, denen ihr den Rathsherrnkragen um die Hälse hängt wie dem Esel die Halfter; ihr habt mich an eurer Schwelle stehen lassen und kaum eines Blicks gewürdigt. Nun ihr hört, daß der gnädige Herr hier mich

für den Mann hält, den ihr nicht in mir sehen konntet, so kommt ihr, mir den Fuchsschwanz zu streichen. Seht, hier ist Gold, wofür ihr gern das heilige römische Reich verkaufen würdet, wenn ihr nur einen Narren finden könntet, der den ungeheuren Rumpf ohne Kopf, Sinn und Verbindung kaufen möchte."

Den Teufel freute Fausts Zorn und die Schaam der jungen Senatoren höchlich; sie aber, die die Geschichte der Römer nie gelesen hatten, waren nicht so hohen und feurigen Sinns, um gleich eine Kriegserklärung aus ihrem zusammengefalteten Rathsherrnmantel gegen Fausten hin zu schütten; sie brachten im Gegentheil die Einladung zu dem Schmause bei dem Bürgermeister mit einem so muntern Tone vor, als wenn gar nichts geschehen wäre. Ein neuer Beweis von ihrer Geschicklichkeit im Unterhandeln; hätten sie zum Beispiel den Schimpf beantwortet, so würden sie dadurch eingestanden haben, sie verdienten ihn, da sie ihn aber ganz platt auf die Erde fallen ließen, mir nichts, dir nichts, so ward er kraftlos, und erhielt die Farbe eines unbilligen Vorwurfs. Nur Genies in einer Reichsrepublik geboren und auferzogen, sind fähig, so etwas im geltenden Augenblicke aufzufassen, zu unterscheiden und auszuführen.

Bei dem Worte Bürgermeister spitzte Faust die Ohren und der Teufel gab ihm einen bedeutenden Seitenblick. Faust nahm hierauf die Bibel aus seinem Kasten, übergab sie den Senatoren und sagte gefällig:

„Da er nun sähe, daß sie zu leben wüßten, ob man sie gleich dazu zwingen müßte, so mache er der Stadt mit seiner

Bibel ein Geſchenk; ſie möchten ſie fleißig leſen, und den Spruch, den er hier unterſtreiche und deutſch auf den Rand ſchreibe, dem verſammelten Rathe zeigen, und ihn, zu ſeinem Andenken mit goldenen Buchſtaben an die Wand der Rathsſtube ſchreiben."

Die Senatoren gingen ſo vergnügt nach dem Rathhauſe zurück, als Geſandte, die nach einem ſchlechten Kriege einen guten Frieden nach Hauſe bringen und alle Belohnungen im Geiſte vorausgenießen, die ihrer warten. Sie wurden mit großer Freude empfangen, man ſchlug die bemerkte Stelle auf und las:

Und ſiehe, es ſaßen die Narren im Rathe und die Thoren rathſchlagten im Gerichte.

Man verſchluckte die bittre Pille, weil der vermeinte Schatten der Kaiſerlichen Majeſtät, in der Geſtalt des Teufels, ihnen allen die Mäuler band, tröſtete ſich mit den erſparten vierhundert Goldgulden und wünſchte ſich wechſelsweiſe viel Glück, ſo gut aus einem ſo ſchlimmen Handel gekommen zu ſeyn. Den Abgeſandten wurde öffentlich gedankt, und Schade iſt's, daß ihre Namen nicht auf die Nachwelt gekommen ſind. Da ſie endlich von dem reichen Geldkaſten Fauſts ſprachen, ſo fuhr der Glanz des Goldes wie ein Wetterſtrahl durch alle Seelen, und jeder entwarf im Stillen einen Plan, wie es anzufangen, ſich den Mann zum Freunde zu machen. Der Schöppe ſchrie: Man müßte ihn zum Bürger machen, ihm Sitz und Stimme im Rath geben, die Politik wolle, daß man Herkommen und Geſetz übertrete, wenn es der Vortheil des Vaterlands erfordere u. ſ. w.

Faust machte indessen einen Spaziergang mit dem Teufel; aber sie fanden die Leute des Orts so flach und albern, nach einem so engen Leisten zugeschnitten, sahen so unbedeutende, nichtsversprechende Gesichter, wie sie nur immer die Nürnberger, als Damen und Herren aufgeputzt, für den Christmarkt schnitzeln können. Der einzige Trieb, den sie ihnen ablauerten, war Neugierde, Geld- und Gewinnsucht, ein beschränkter Kaufmannsgeist, der es nicht wagt, sich ins Große auszudehnen. Der Teufel sagte gähnend zu Faust:

„Aengstlich, Faust, fühlt der Reichsstädter und ängstlich fährt er zur Hölle; hier ist keine Ernte für den Mann von Geist; laß uns abfahren, wenn du die Bürgermeisterin dahin gebracht hast, wohin du sie haben willst."

3.

Die Glocke schlug zur Mahlzeit. Der Teufel und Faust setzten sich auf prächtig geputzte Pferde und ritten, von einem großen Gefolge begleitet, an das sich ein langer Zug gaffenden Pöbels hing, zu dem regierenden Bürgermeister. Sie traten in den Versammlungssaal. Der ganze Magistrat erwartete sie und beugte sich vor ihnen bis auf die Erde. Der regierende Bürgermeister bewillkommte sie mit einer Rede, stellte ihnen die Rathsglieder und die Weiber der Vornehmsten vor, die ihre geistlosen Gestalten so prächtig herausgeputzt hatten, daß ihre Steifheit und Ungewandtheit nur um so auffallender wurden. Sie starrten alle gerade vor sich hin wie eine Heerde Gänse, und konnten sich an Leviathans Putze nicht satt sehen. Die Bürgermeisterin, eine Leipzigerin, ragte allein unter ihnen hervor wie eine Oreade. Ihr war der Blick Fausts so

wenig entgangen, als ſeine vermögende Geſtalt und ſein geiſtvolles Geſicht. Sie erröthete, da er ſie bewillkommte und fand keine andere Antwort auf ſeine Anrede, als einen Blick voller Verwirrung, den Fauſts Herz wie die ſüßeſte Harmonie verſchlang. Die Senatoren ſpannten ihren Witz an, den Gäſten zu hofiren und man ſetzte ſich zur wohlbedienten Tafel. Nach Tiſche nahm der Teufel den Bürgermeiſter in ein beſondres Kabinet; ein Umſtand, der dieſem außerordentlich ſchmeichelte und allen übrigen, beſonders dem Schöppen, ein Dolchſtich durchs Herz war.

Der Bürgermeiſter, vom Weine erhitzt, von der Ehre, die ihm der vermeinte kaiſerliche Geſandte erwies, berauſcht, erwartete in gebeugter Stellung und mit hervorragenden, ſtarren Augen ſeinen Antrag. Der Teufel bezeugte ihm in ſanftem Tone, wie ſchmeichelhaft ihm die gute Aufnahme des Bürgermeiſters ſey, wie ſehr er wünſchte, ſich ihm dankbar zu beweiſen und ſetzte hinzu: „er führe eine gute Anzahl Adelsbriefe bei ſich, mit kaiſerlicher Unterſchrift bekräftigt, verdienſtvolle Männer zu belohnen und er wollte ihm gerne den erſten ertheilen, wenn —“

Freude, Entzücken, Erſtaunen ſchoſſen durch des Bürgermeiſters Geiſt; er ſtand vor dem Teufel mit weit aufgeſperrtem Munde, ſtammelte endlich: Wenn? Was? Wie? Oh — Und der Teufel raunte ihm ganz leiſe ins Ohr:

„Sein Freund Fauſt ſey ganz unſinnig in die ſchöne Bürgermeiſterin verliebt; um ſeinetwillen würde er alles thun und wenn die Bürgermeiſterin ſich auf einige Augenblicke mit Fauſten entfernen wollte, das bei dem Geräuſche

eines Schmauſes ſo leicht wäre, ſo ſollte er ihr den Adelsbrief zuſtellen."

Hiermit verließ ihn der Teufel, ging zu Fauſten, unterrichtete ihn und ſtellte ihm den Adelsbrief zu, ſeiner Sache gewiß. Fauſt zweifelte und der Teufel lachte ſeiner Zweifel.

Der Bürgermeiſter ſtand in ſeinem Kabinette wie verſteinert. Der plötzliche Glanz eines unerwarteten Glücks hatte ſich durch die häßliche Bedingung ſo verfinſtert, daß der Reiz deſſelben ſchon verſchwinden wollte, als auf einmal der Stolz in ſeine Seele blies:

„Ho! ho!" ſagte dieſer: „auf eine ſo auszeichnende Art zum Edelmann geprägt zu werden! dadurch deinen ſtolzen Feinden gleich zu werden und deine Stimme im Rathe zu erheben, wie eine Poſaune! unter ſie zu treten, wie ein Mann, den ſeine Kaiſerliche Majeſtät ſeiner Verdienſte wegen über alle und vor allen erheben will!"

Ein andres Gefühl liſpelte leiſe:

„Hu! hu! mit Willen und Wiſſen ein Hahnrei zu werden — Aber wer weiß es? antwortete der Verſtand. Und was iſt nun an dem ganzen Dinge. Ich erhalte ein wirkliches Gut und leihe dafür eins, das längſt keinen Reiz mehr für mich hat. Das Uebel ſitzt nur in der Meinung und es wird ein Geheimniß zwiſchen mir und meiner Frau bleiben. Und wenn es gar ſeine Kaiſerliche Majeſtät erführe, daß ich dieſe hohe Ehre ausgeſchlagen — Im Grunde, kann ich wohlfeiler zum Edelmann kommen? Wird es nicht ein Nagel an dem Sarge des Schöppen werden? Und was werden die Bürger nicht ſagen, wenn ſie ſehen, daß ſeine Kaiſerliche Majeſtät mich

ſo zu ſchätzen weiß? Werde ich mich nicht der ganzen Regierung bemächtigen und es allen denen vergelten, die mich beleidigt haben? Ho! ho! Bürgermeiſter, ſey kein Narr! die Gelegenheit hat nur an der Stirne Haare, hinten iſt ſie kahl. Greife zu! Der Mann iſt nur das, was er in den Augen der Welt ſcheint. Wer ſieht es dem Edelmann an, wie er's geworden iſt — Aber meine Frau, die wird ſich dagegen ſetzen, ich kenne ſchon die ſächſiſche Ziererei" —

In dieſem Augenblick trat ſie herein, um zu erfahren, was der vornehme Herr ihm allein vertraut hätte. Er ſah ſie ſchalkhaft, doch etwas verlegen an:

„Wie, Mäuschen, wenn ich dich heute noch zur Edelfrau machte?

Sie. Schätzchen, ſo würden alle Weiber der bürgerlichen Rathsherren aus Neid vergehen und die Frau des Schöppen würde an ihrem trocknen Huſten zur Stunde vor Aergerniß ſterben.

Er. Das würde ſie gewiß und ich könnte ihren ſtolzen Mann unter mich bringen; aber Mäuschen, du ſollſt dich ſelbſt dazu machen und mich obendrein.

Sie. Seit wann machen die Weiber ihre Männer zu Edelleuten, mein Schatz?

Er. Wer weiß, mein Kind, wie viele es ſo geworden ſind — erſchrick nur nicht — Da iſt der verwünſchte Fauſt, dem haſt du es angethan.

Die Bürgermeiſterin erröthete, er fuhr fort:

„Nur um ſeinetwillen will mich der Geſandte zum Edelmann machen und er ſoll dir den Adelsbrief unter vier Augen

übergeben. Du verſtehſt mich ſchon. Hm, was denkſt du davon?“

Sie. Stille, ſtille, mein Schatz, ich denke, daß uns, wenn der kaiſerliche Geſandte einem andern aus dem Rathe die Bedingung vertraute, die Gelegenheit entwiſchen könnte.

Er. Verzweifelt, Mäuschen, ſo laß uns eilen, daß uns keiner zuvorkomme.

Die Geſellſchaft hatte ſich indeſſen in dem Garten zerſtreut, der Bürgermeiſter ſchlich hinter dem Fauſt her und ſagte ihm leiſe in's Ohr: „Es würde ſeiner Frau eine Ehre ſeyn, den Adelsbrief aus ſeinen Händen zu empfangen, nur möchte er ſich ohne Aufſehen auf der Hintertreppe, die er ihm zeigen wollte, zu ihr begeben; er denke übrigens, es ſey nur eine Grille von ihm, und er fürchte nichts von einem Manne, der ſo viel Ehrgefühl und Gewiſſen zeigte.“ Er führte ihn hierauf zur Hintertreppe; Fauſt ſchlich hinauf, trat in das Schlafzimmer und fand da die Bürgermeiſterin in der gewünſchten Verwirrung. Er raste ſeine Gluth aus und ſchlug den Bürgermeiſter zum Ritter des heiligen römiſchen Reichs. Sie von ihrer Seite glaubte ſich nicht dankbar genug bezeigen zu können und fragte am Ende ſehr naiv: ob in Zukunft mehr dergleichen Formalitäten nöthig wären? Hierauf überbrachte ſie ihrem Gemahl heimlich den Adelsbrief und ſie verabredeten, ihn bei dem Abendeſſen in einer vergoldeten und verdeckten Schüſſel auftragen zu laſſen, um den Gäſten durch die unerwartete Entdeckung einen deſto peinlichern Schlag beizubringen. Der Teufel, dem der Bürgermeiſter ſeinen Plan mittheilte, fand ihn vortrefflich; Fauſt aber raunte ihm

ins Ohr: „Ich befehle dir, dem Schufte, der sein Weib um des Wahns prostituirt hat, und dem ganzen hochweisen Magistrat einen recht tückischen Streich zu spielen, um mich an allen den Schafsköpfen auf einmal zu rächen, die mich so niederträchtig herumgezerrt haben!“

4.

Man saß beim Abendessen, die Becher gingen wacker herum, als auf einmal der Teufel befahl, die verdeckte Schüssel, welche die Neugierde der Anwesenden so lange gefoltert hatte, zu öffnen. Dann nahm er den Adelsbrief von der Schüssel, überreichte ihn dem Bürgermeister mit den Worten: „Würdiger Herr, Seine Majestät der Kaiser, mein Herr, geruhet, Euch durch diesen Adelsbrief um Eurer Treue und Verdienste willen zum Ritter des heiligen römischen Reichs zu schlagen. Ich fordere Euch auf, aus Dankbarkeit und Pflicht nie in dem Eifer für das hohe Kaiserliche Haus zu erkalten, und bringe Euch, Herr Ritter, die erste Gesundheit zu!“

Diese Worte rollten wie der Donner in die Ohren der Gäste. Der Betrunkne ward nüchtern, der Nüchterne betrunken; den Weibern zitterten die von Zorn blauen Lippen beim Glückwunsche; der Schlag traf den Schöppen, er saß ohne Bewegung auf dem Stuhle und sein Weib war nah, an ihrem trocknen Husten zu ersticken. Die Furcht zwang indessen die Uebrigen, vergnügte Gesichter zu zeigen und man trank unter lautem Vivat des neuen Ritters Gesundheit. Während dem Geräusche füllte auf einmal ein dünner Nebel

den Saal. Die Gläſer fingen an, auf dem Tiſche herum zu tanzen. Die gebratnen Gänſe, die Enten, Hühner, Spanferkel, Kälber-, Schafs- und Ochſenbraten ſchnatterten, krähten, grunzten, blöckten, brüllten, flogen über dem Tiſche und liefen auf dem Tiſche. Der Wein trieb in blauen Feuerflammen aus den Flaſchen. Der Adelsbrief brannte loh zwiſchen den Fingern des bebenden Bürgermeiſters und ward zu Aſche. Die ganze Geſellſchaft ſaß da, verwandelt in poſſierliche Masken einer tollen Faſchingsnacht. Der Bürgermeiſter trug einen Hirſchkopf zwiſchen den Schultern; alle die übrigen, Weiber und Männer waren mit Larven aus dem launigen Reiche der grotesken und bizarren Phantaſie geziert und jeder ſprach, ſchnatterte, krähte, blöckte, wieherte oder brummte in dem Tone der Maske, die ihm zu Theil geworden. Dieſes machte ein ſo tolles Konzert, daß Fauſt dem Teufel geſtand, das Stückchen mache ſeiner Laune Ehre. Der Schöppe allein, unter der Maske eines Pantalons, ſaß leblos da, und ſeine Frau wollte unter der Geſtalt einer Truthenne erſticken. Nachdem ſich Fauſt lange genug an dem Spuck ergötzt hatte, gab er dem Teufel einen Wink und ſie fuhren zum Fenſter hinaus, nachdem der letztere für dießmal den gewöhnlichen Geſtank der Hölle hinterlaſſen hatte.

Nach und nach verſchwand der Spuck, und als die weiſen Herren morgens in der Rathsſtube erſchienen, war nichts mehr davon übrig, als obiger Spruch, der in glühenden Buchſtaben an der Wand brannte, und den man nothgedrungen mit einer eiſernen Thüre bedeckte und nur jedem neuen Rathsglied unter dem Siegel der Verſchwiegenheit als ein Staats-

geheimniß zeigte. Von allem dieſem ſagt nun die Geſchichte, oder welches in Deutſchland einerlei iſt, die Chronik nicht ein Wort und nun glaube ihr einer.

Der Bürgermeiſter gewann wenigſtens ſo viel bei dem Handel, daß der Schöppe gelähmt blieb und weiter nicht mehr im Rath erſchien.

Wohl zu merken: In dem Augenblick, da die Stadt der Reformation beitrat, vertilgte der Teufel dieſe glühende Inſchrift, und es iſt keine Spur mehr davon zu ſehen. Die Urſache davon liegt in der Rede des Satans. Man bemerkt dieſen Umſtand, neugieriger Reiſender wegen, und gibt ihnen damit den Wink, daſelbſt nur nach den andern Seltenheiten zu fragen.

5.

Der Teufel Leviathan und Fauſt fuhren über die Stadtmauern weg, und als ſie ſich auf dem flachen Felde befanden, ſandte erſterer einen Geiſt nach dem Wirthshauſe, die Rechnung zu berichtigen und Fauſts Geräthſchaft zu bringen. Darauf wandte er ſich zu Fauſt und fragte ihn: wie er mit ſeinem Probeſtück zufrieden ſey?

Fauſt. Hm, will der Teufel gelobt ſeyn? ſo, ſo! Es freut mich übrigens, das du ihnen etwas angehängt haſt; aber nie hätte ich's hinter dem ernſthaften Schurken geſucht, daß er ſein Weib um des Wahns willen proſtituiren würde.

Teufel. Nur weiter, Fauſt; bald wirſt du dich überzeugen, daß dieſes die erſte Gottheit iſt, die ihr anbetet und die ihr unter allerlei glänzenden Geſtalten ausgeputzt habt,

ihre Blöße zu verſtecken. Man hört dir noch immer an, daß du dich mit den Büchern abgegeben und auf leerem Stroh gedroſchen haſt; freilich nicht der Weg zu dem Herzen der Menſchen. Die Schuppen werden dir ſchon nach und nach von den Augen fallen. In deinem Vaterlande iſt übrigens nicht viel zu thun. Möncherei, Scholaſtik, Prügeleien der Edelleute, Menſchenhandel der Fürſten mit ihren Unterthanen, Bauernſchinderei, das iſt euer Getreibe. Ich muß dich auf eine Bühne führen, wo die Leidenſchaften etwas freier wirken und wo man zu großen Zwecken große Kräfte anwendet.

Fauſt. Und ich will dich zwingen, an den moraliſchen Werth des Menſchen zu glauben, bevor wir mein Vaterland verlaſſen, wenn wir ſagen können, daß wir eins haben. Nicht ferne von hier lebt ein Fürſt, den ganz Deutſchland als ein Muſter der Tugend und Gerechtigkeit rühmt, dieſen wollen wir beſuchen und belauſchen.

Topp, ſagte der Teufel, ein ſolcher Mann könnte auch mir um der Seltenheit gefallen.

Der Geiſt kam mit Fauſts Geräthſchaften an, ſie ſchickten ihn nach Mainz voraus, um in einer Herberge Quartier zu beſtellen. Fauſt wollte aus geheimen Abſichten, die der Teufel im erſten Augenblicke ihres Entſtehens wahrnahm, bei einem Eremiten an der Homburger Höhe übernachten, der weit und breit im Geruche beſonderer Heiligkeit ſtand. Sie erreichten um Mitternacht die Einſiedelei und klopften an. Der Eremit öffnete ihnen, und Fauſt, der nun die reichen Kleider des Teufels umgeworfen hatte, entſchuldigte die Dreiſtigkeit, die Ruhe eines ſo heiligen Mannes unterbrochen

zu haben, mit dem Vorwande: sie hätten sich auf der Jagd verspätet und ihr Gefolg außer einem einzigen Diener verloren. Der Eremit sah zur Erde und sagte seufzend:

„Der Sterbliche, der nur dem Himmel lebt, darf der gefährlichen Ruhe nicht pflegen. Ihr habt mich nicht gestört und wollt ihr ausruhen bis zum Aufgang der Sonne, so laßt es euch gefallen, wie ihr es findet. Wasser, Brod und Stroh zum Lager ist alles, womit ich euch dienen kann."

Faust. Bruder Eremit, wir haben das Nöthige bei uns und ich bitte dich nur um einen Trunk Wasser.

Der Eremit nahm seinen Krug und ging nach der Quelle.

Faust. Ich denke, in seinem Herzen wohnt Ruhe, wie auf seiner Stirne, und preise ihn glücklich, daß er das nicht kennt, was mich dir verbunden hat. Ihm sind Glauben und Hoffnung Ersatz für alles das, um deßwillen ich der Verdammniß zueile; so scheint es wenigstens.

Teufel. Und scheint auch nur so! — wie wenn ich dir beweise, daß dein Herz rein wie Gold gegen das seinige ist?

Faust. Teufel!

Teufel. Faust, du warst arm, verkannt, verachtet, und sahst dich mit deinen großen Fähigkeiten in dem Staube: du bist der Verachtung als ein kraftvoller Mann auf Gefahr deines eigenen Selbsts entsprungen, und warst nicht fähig, deine Noth mit dem Mord eines andern zu enden, wie dieser Heilige es thun würde, wenn ich ihn in Versuchung führte.

Faust. Merke ich doch den listigen Teufel! Ich darf dir nur befehlen, deine Kunststücke auszuüben, und du wirst die

Sinne dieſes Gerechten ſo verwirren, daß er Thaten unternimmt, die ſeinem Herzen fremd ſind.

Teufel. Iſt denn eure Tugend und Frömmigkeit ein ſo zerbrechliches Ding, daß Keiner daran ſchlagen darf, ohne ſie zu zertrümmern? Seyd ihr nicht ſtolz auf euren freien Willen und ſchreibt durch ihn eure Thaten eurem eignen Herzen zu? Ihr ſeyd alle Heilige, wenn euch nichts in Verſuchung führt. Nein, Fauſt, ich will nichts hinzuſetzen und ſeinen Sinnen nur den Köder zeigen, um ſein Herz zu prüfen. Braucht der Teufel in euch hinein zu kriechen, da ihr durch eure Sinne geſtimmt werdet?

Fauſt. Und wenn dir's nicht gelänge, glaubſt du, ich würde deine Pfuſcherei ungeſtraft laſſen?

Teufel. Nun, ſo ſollſt du mir zur Strafe einen ganzen Tag von der Tugend der Menſchen vorprahlen. Laß ſehen, ob ihn dieſes reizt.

Eine mit leckern Speiſen und mit feurigen Weinen beſetzte Tafel erſchien in der Mitte der Einſiedelei.

Der Eremit trat herein und ſtellte leiſe das Waſſer vor Fauſt, entfernte ſich in einen Winkel, ohne der üppigen Tafel zu achten.

Fauſt. Nun, Bruder Eremit, wir haben aufgetiſcht, laßt es euch nicht zweimal ſagen und greift zu. Unbeſchadet eures heiligen Rufs mögt ihr mitſchmauſen, denn auf eurer Stirne leſe ich, daß es eurem Herzen gelüſtet. Kommt, einen Becher zu Ehren eures Schutzheiligen! Wie heißt er?

Eremit. Der heilige Georg, der Kappadozier! nicht der Ritter vom Lindwurm!

Faust. Er soll leben!

Teufel. Ho, ho, Bruder Eremit, der Kappadozier! das war ein Mann, und wenn ihr den zum Muster nehmt, so werdet ihr gut dabei fahren. Ich kenne seine Geschichte recht gut, und will sie euch, zu eurer Erbauung, mit kurzen Worten erzählen. Er war der Sohn sehr armer Leute und in einer elenden Hütte Ciliciens geboren. Als er heranwuchs, fühlte er früh seine Gaben und öffnete sich durch Schmeichelei, Niederträchtigkeiten und Kuppelei die Häuser der Großen und Reichen. Diese verschafften dem dienstfertigen Manne aus Dankbarkeit eine Lieferung für die Armee des griechischen Kaisers. Er stahl aber dabei auf eine so grobe Art, daß er bald flüchtig werden mußte, um nicht gehenkt zu werden. Hierauf schlug er sich zu der Sekte der Arianer und machte sich als ein offner Kopf bald zum Meister des dunkeln, unverständlichen Wirrwarrs der Theologie und Metaphysik. Um diese Zeit vertrieb der arianische Kaiser Konstantius den gut katholischen und heiligen Athanasius von dem bischöflichen Sitze Alexandriens, und der Kappadozier ward von einem arianischen Synod auf den bischöflichen Stuhl gesetzt. Hier war euer Georg nun in seinem Elemente; er schwelgte und ließ sich gut seyn; da er aber durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Gemüther seiner Untergebenen bis zur Verzweiflung trieb, schlugen sie ihn endlich todt und führten seine Leiche auf einem Kameel im Triumph durch die Straßen Alexandriens. Seht, so ward ein Arianer ein Märtyrer und euer Schutzheiliger.

Eremit. Die Legende sagt nichts davon.

Fauſt. Ich glaub' es wohl, Bruder, denn um der Wahrheit willen müßte ſie eigentlich der Teufel ſchreiben.

Der Eremit ſegnete ſich.

Fauſt. Iſt Eſſen und Trinken eine Sünde?

Eremit. Es kann dazu reizen.

Teufel. Dann müßt ihr ſchwach ſeyn und ſchlecht mit dem Himmel ſtehen. Nur Kampf und Verſuchung führen zum Triumph des Heiligen.

Eremit. Der Herr hat recht; aber nicht alle ſind Heilige.

Fauſt. Seyd ihr glücklich, Bruder?

Eremit. Ruhe macht glücklich und ein gutes Gewiſſen ſelig.

Teufel. Auch Ruhe reizt zur Sünde, und mehr als Speiſe und Trank; woher nehmt ihr dieſe?

Eremit. Die Bauern bringen mir des kümmerlichen Lebens Unterhalt.

Fauſt. Und was thut ihr für ſie?

Eremit. Ich bete für ſie.

Fauſt. Gedeiht es ihnen?

Eremit. Ich hoffe und ſie glauben es.

Teufel. Bruder, ihr ſeyd ein Schelm.

Eremit. Beleidigungen der ſündigen Welt ſind dem Gerechten nöthige Züchtigung

Teufel. Warum ſeht ihr nicht aufwärts? Warum erröthet ihr? Nun denkt einmal, ich verſtände die Kunſt, auf des Menſchen Angeſicht zu leſen, was in ſeinem Herzen ſpuckt.

Eremit. Deſto ſchlimmer für euch, ihr werdet euch ſelten in Geſellſchaft freuen.

Teufel. Ho! ho! wißt ihr doch das? (Er ſah nach Fauſt.)

Eremit. Es iſt eine ſündige Welt, in der wir leben, und weh ihr, wenn Tauſende nicht in die Einſamkeit eilten, ihr Leben dem Gebete weihten, um die Rache des erzürnten Himmels von dem Haupte der Sünder abzuwenden.

Fauſt. Guter Bruder, ihr ſchlagt euer Gebet ziemlich hoch an und glaubt mir nur, es iſt noch immer leichter zu beten, als zu arbeiten.

Teufel. Hört doch, ihr habt da einen Zug um den Mund, der euch zum Heuchler ſtempelt, und eure Augen, die in einem ſo engen Kreiſe herumlaufen und immer gegen den Boden gekehrt ſind, ſagen mir, daß ſie überzeugt ſind, ſie würden zu Verräthern eures Herzens, wenn ſie aufblickten.

Der Eremit blickte gen Himmel, betete mit gefaltenen Händen und ſprach: „So antwortet der Gerechte dem Spötter.“

Fauſt. Genug! kommt, Bruder, und laßt es euch gut mit uns ſeyn.

Der Eremit war nicht zu bewegen; Fauſt ſah den Teufel höhniſch an, der es noch höhniſcher erwiederte. Auf einmal öffnete ſich ſchnell die Thüre und eine junge Pilgerin fuhr athemlos herein. Als ſie ſich von ihrer Furcht und ihrem Schrecken erholt hatte, erzählte ſie, wie ſie ein Ritter verfolgt hätte, dem ſie ſo glücklich geweſen, zu entwiſchen und ſich bei dem frommen Eremiten zu retten. Man bewillkommte ſie freundlich und entdeckte eine blühende, wollüſtig gebildete

Schönheit in ihr, die dem heiligen Antonius selbst den Sieg über das Fleisch würde schwer gemacht haben. Sie setzte sich zu dem Teufel, nahm bescheiden Theil an dem Mahl, und der Teufel erlaubte sich Freiheiten mit ihr, die anfangs den Eremiten empörten, endlich verwirrten; da aber der Teufel in einem Augenblick ihren milchweißen, vollen, schimmernden und bebenden Busen aufdeckte, ihre schwarzen Haare darüber rollten, so fühlte er das glühende Feuer der Lust von diesem Busen so heiß in den seinen hinüber fließen, daß er beinahe vergaß, dagegen zu kämpfen. Die Pilgerin riß sich beschämt und zornig aus den Armen des Teufels, um Schutz bei dem Eremiten zu suchen, den er ihr, vermöge seines Rocks, nicht versagen konnte.

Der Teufel und Faust stellten sich trunken und zum Schlafe geneigt; ehe sie sich niederwarfen, steckte der Teufel vor des Eremiten Augen einen schweren Beutel voll Gold unter die Streue, legte seine und Fausts reiche Ringe in eine Schachtel, die letzterer zu sich nahm. Auf den Tisch legten sie ihre Schwerter und Dolche, warfen sich dann nieder und schnarchten.

Die Pilgerin nahte leise dem Tische, goß mit ihrer niedlichen und schneeweißen Hand einen Becher voll schäumenden Weins. Sie kostete den Rand mit ihrem reizenden, frischen Munde und reichte ihn dem Eremiten dar. Er stand da wie betäubt, und in der Verwirrung leerte er diesen mit einigen folgenden aus und verschluckte gierig die Leckerbissen, die ihm die Zauberin, einen nach dem andern, in den Mund steckte. Hierauf zog sie ihn hinaus, bat ihn unter Thränen

um Vergebung, daß ſie gezwungen ſeine heiligen Augen beleidigt hätte; that dabei ſo wehmüthig und untröſtlich, faßte ſeine Hände ſo warm, ließ ſich endlich gar vor ihm auf die Knie nieder, und da in dieſem Augenblicke ihre Bruſt ſich öffnete und der ſilberne Mond ihren ſchimmernden Buſen erleuchtete, der leiſe Wind ihre ſchwarzen Locken darauf hin und her bewegte, ſo erwachte das Gefühl der unterdrückten Natur ſo ſtürmend in dem Eremiten, daß er an dieſen blendenden Buſen ſank, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah. Die Pilgerin führte ihn unmerklich von einer Stufe der Luſt zu der andern, und da er eben hoffte, ſich ſeinem Wunſche zu nahen, ſo liſpelte ſie ihm leiſe ins Ohr: „Sie würde ewig die ſeinige ſeyn, wenn er ſie zuvor an dieſen Frechen rächen, und ſich ihres Schatzes bemächtigen wollte, durch deſſen Beſitz ſie beide ein ſeliges, wollüſtiges Leben bis an ihr Ende führen könnten.“

Der Eremit erwachte ein wenig aus ſeinem Taumel und fragte ſie zitternd: „wie ſie das verſtände und was ſie von ihm forderte?“

Unter üppigen Küſſen, wollüſtigen Seufzern, liſpelte ſie ihm noch leiſer in's Ohr, indem ſie ihren Buſen gegen ſein ſchlagendes Herz drückte: „Ihre Dolche liegen auf dem Tiſche, du ermordeſt den einen, ich den andern, kleideſt dich in ihr Gewand, bemächtigſt dich ihres Schatzes, wir ſtecken die Einſiedelei an und fliehen nach Frankreich.“

Der fürchterliche Gedanke des Mords ſchauderte durch die Sinne des Eremiten, die Wolluſt raste in ſeinem Herzen, er ſtrauchelte, wankte, blickte auf die Reize der Zauberin,

fühlte sich in ihrem Besitze, sah, daß er sie und den Schatz ohne Gefahr erhalten könnte, alle vorige Empfindungen verschwanden und er vergaß den Himmel und seinen Beruf. Die Pilgerin stieß den Taumelnden in die Zelle, er faßte einen Dolch, sie den andern; er wollte den Streich gegen Fausten führen, der Teufel erhob ein Hohnlachen der Hölle, und Faust sah den Eremiten mit gezücktem Dolche an seiner Seite knien.

Faust. Verdammter, der du unter der Larve der Frömmigkeit deine Gäste ermorden willst!

Der Eremit sank bebend zur Erde. Die Pilgerin, eine Gaukelei der Hölle, zeigte sich ihm in einer fürchterlichen Gestalt und verschwand.

Faust befahl dem Teufel, die Hütte anzustecken und sie mit dem Heuchler zu verbrennen. Der Teufel gehorchte frohlockend und die Einsiedelei brannte auf. Den folgenden Morgen wehklagten die Bauern über den Tod des Gerechten, sammelten seine Knochen und verehrten sie als Reliquien des frommen Eremiten.

6.

Faust und der Teufel kamen Morgens in Mainz an, und stiegen bei Fausts Wohnung ab. Sein junges Weib fiel ihm mit einem hellen Freudenschrei um den Hals, herzte ihn und brach dann in wehmüthige Thränen aus. Die Kinder hingen sich lärmend an seine Knie und durchsuchten begierig seine Taschen. Der alte graue Vater nahte sich mit zitternden Knien und reichte dem Sohne traurig die Hand. Fausts Herz bewegte sich, er fühlte seine Augen naß, er

bebte und ſah zornig nach dem Teufel. Als er ſeine Frau fragte, warum ſie weinte, antwortete ſie ſchluchzend: „Ach ſieh doch, Fauſt, wie die Hungrigen in deinen Taſchen nach Brod ſuchen, wie kann ich dieß ohne Thränen anſehen! ſie haben lange nichts gegeſſen, wir waren ſo unglücklich, alle deine Freunde haben uns verlaſſen, aber nun ich dich wiederſehe, iſt mir, als erblickte ich das Angeſicht eines Engels. Ich und dein Vater haben noch mehr um dein-, als um unſertwillen gelitten. Wir hatten ſo fürchterliche Träume und Erſcheinungen; wenn ſich meine von Thränen müden Augen ſchloſſen, ſah ich dich gewaltſam von uns geriſſen, und alles war ſo finſter und ſchreckend.“

Fauſt. Dein Traum, Liebe, geht eines Theils in Erfüllung. Sieh, dieſer Herr will die Verdienſte deines Mannes belohnen, den ſein hartes Vaterland mißkannte und verſtieß. Ich habe mich ihm verbunden, eine lange und weite Reiſe mit ihm zu machen.

Der alte Fauſt. Mein Sohn, bleibe im Lande und nähre dich redlich, ſagt die Schrift.

Fauſt. Und ſterbe Hungers, ohne daß man ſich deiner erbarmt, ſagt die Erfahrung.

Die Mutter jammerte noch kläglicher, die Kleinen ſchrien um Brod. Fauſt winkte dem Teufel, der einen Diener herauf rief, welcher bald darauf einen ſchweren Kaſten herein ſchleppte. Fauſt öffnete den Kaſten und warf einen ſchweren Sack voll Gold auf den Tiſch. Da er den Sack aufmachte und das Gold ſchimmerte, verbreitete ſich Heiterkeit auf die traurigen Geſichter. Hierauf zog er ſchöne Kleider und

Kleinodien aus dem Kasten und übergab sie seinem Weibe. Die Thränen verschwanden, die Eitelkeit leckte sie weg, wie die Sonnenhitze den Thau, und Munterkeit goß sich über das Angesicht des jungen Weibes. Der Teufel lächelte und Faust murrte in seinen Bart: „O Zauber des Golds! Magie der Eitelkeit! ich kann nun wegreisen, ohne daß es andre Thränen, als Thränen der Verstellung kosten wird.“ — „Nun, Weib, sieh, dieß sind die Früchte meiner Reise; sag', ist es nun besser, daß ich im Lande mit euch allen darbe?“

Die junge Frau hörte nichts, sie stand mit den schönen Kleidern und Kleinodien vor dem Spiegel und versuchte alle die Herrlichkeiten. Die kleinen Mädchen hüpften um sie herum, bewunderten sie, nahmen die Putzstücke, die sie weglegte und ahmten der Mutter nach. Indessen brachte ein Diener ein volles Frühstück, die Kleinen fielen darüber her, schrien und jauchzten. Die Mutter hatte den Hunger vergessen.

Fausts Vater sagte seinem Sohn leise: „Hast du dieß alles auf eine redliche Art erworben, so laß uns Gott danken, mein Sohn, und des Bescheerten genießen. Ich habe seit einigen Nächten schreckliche Gesichter und Ahnungen gehabt, doch ich hoffe, sie kommen von unserm Kummer her.“

Diese Anmerkung des Alten wollte tief in Fausts Seele sinken; aber die Freude, seine Kinder so gierig und vergnügt essen zu sehen, zu bemerken, wie freundlich und dankbar sein ältester Sohn und Liebling nach ihm blickte, der Gedanke, ihrem Elend abgeholfen zu haben, der Mißmuth über das Vergangene, der innere Zug nach Genuß dämpften die Aufwallung. Der Teufel legte noch eine Summe zu dem Golde,

beſchenkte die junge Frau mit einem edeln Halsſchmuck, gab jedem der Kinder etwas und verſicherte die Familie, er würde Fauſten reich, geſund und glücklich zurückbringen.

7.

Fauſt ging hierauf mit dem Teufel zu einem Freunde, den er in großer Betrübniß antraf. Er fragte ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit und dieſer antwortete ihm: „daß dieſen Mittag der ihm bekannte Prozeß abgeurtheilt würde, und er wäre gewiß, ihn zu verlieren, ſo ſehr auch das Recht auf ſeiner Seite ſey. Meiſter Fauſt, ſetzte er hinzu, mir bleibt nichts übrig, als zu betteln; oder mich da in den Rhein zu ſtürzen, wo er am tiefſten iſt.

Fauſt. Wie könnt Ihr gewiß ſeyn, daß Ihr den Prozeß verliert, da das Geſetz für Euch iſt?

Freund. Aber die fünfhundert Goldgulden meines Widerſachers ſind gegen mich, und da ich ihn nicht überbieten kann, ſo muß ich zu Grunde gehen.

Fauſt. Liegt's nur an dem? Kommt und führt mich zu Eurem Richter. Ich habe hier einen Freund, der ſolchen Nöthen gern abhilft.

Sie fanden in dem Richter einen aufgeblaſenen, ſtolzen Mann, der einen armen Klienten kaum eines Blicks würdigte. Fauſt kannte ihn längſt für das, was er war. Der Richter fuhr Fauſts Freund verdrießlich an: „Was quält Ihr mich, wißt Ihr doch, daß Thränen die Gerechtigkeit nie beſtechen!"

Der gebeugte Freund ſah demüthig zur Erde.

Fauſt. Geſtrenger Herr, da habt Ihr Recht, Thränen ſind auch nur Waſſer, und beißen nur die Augen deſſen, der

sie weint; aber doch wißt Ihr, daß mein Freund das Recht für sich hat.

Richter. Meister Faust, Ihr seyd mir als ein Mann bekannt, der Hab' und Fahrt verpraßt und eine lose Zunge hat. Was kümmern seine Thränen die Gerechtigkeit? Recht und Gesetz sind zweierlei; hat Euer Freund das erste für sich, so hat er darum noch nicht das zweite.

Faust. Ihr sagt, Recht und Gesetz sind zweierlei, ungefähr wie Richter und Gerechtigkeit, meint Ihr doch?

Richter. Meister Faust, ich sagte Euch, Ihr seyd mir bekannt —

Faust. Wir betrügen uns vielleicht einer in dem andern, wohlweiser Herr; aber lohnt's doch der Mühe nicht, den Mohren weiß waschen zu wollen. (Er machte die Thüre auf, der Teufel trat ein.) Hier ist ein Freund, der Euch ein Dokument vorlegen wird, das, wie ich hoffe, der Sache meines Freundes eine bessere Wendung geben soll.

Als der Richter den reich gekleideten Teufel sah, nahm er eine freundlichere Miene an, und bat sie beide, sich niederzulassen.

Faust. Wir können es im Stehen abthun. — (Zu dem Teufel.) Zeigt doch das Dokument vor, das wir ausgefunden haben.

Der Teufel zählte bis zu fünfhundert Goldgulden, dann hielt er innen.

Richter. Das Dokument ist nicht übel, meine Herren; doch die Gegenpartei hat längst eins von gleichem Gewicht eingegeben.

Faust. So müssen wir die Gründe für uns schwerer machen.

Der Teufel zählte bis tausend, dann hielt er innen.

Richter. In der That, diesen Umstand hatte ich ganz übersehen, und solchen Beweisen ist nicht zu widerstehen.

Er raffte das Gold zusammen und verschloß es in seinen Schrank.

Faust. Ich hoffe doch, Recht und Gesetz sind nun einverstanden.

Richter. Ihr versteht die Kunst, Meister Faust, die ärgsten Feinde auszusöhnen.

Faust, den die Schlechtigkeit des Richters eben so sehr beleidigte, wie seine Grobheit, lispelte dem Teufel beim Weggehen in's Ohr: „Räche die Gerechtigkeit an diesem Böſewichte!"

Hierauf trennte er sich von seinem Freunde, ohne seinen Dank abzuwarten, ging weiter mit dem Teufel, um seine Schulden zu bezahlen. Besuchte dann seine übrigen Freunde, gab überall mit vollen Händen, selbst denen, die ihn im Unglück verlassen hatten, und fühlte sich glücklich, seiner angebornen Großmuth und Freigebigkeit ohne Maß und Einschränkung den Zügel schießen lassen zu können. Der Teufel, der weiter sah und bemerkte, wie er ohne alle Ueberlegung wegwarf, freute sich der Folgen.

8.

Sie kamen nach dem Gasthofe. Faust, dem nun das Betragen seiner Frau wieder einfiel, war mürrisch und betroffen, er konnte es ihr nicht vergeben, daß ihr weiter keine

Klagen über ſeine Entfernung entfahren ſeyen, nachdem ſie das Gold und die Kleinodien geſehen hatte. Er glaubte ſich bisher mehr von ihr geliebt, als alle Schätze der Erde und dachte, ſie würde dieſelben um ſeinetwillen fahren laſſen. Dieſe Bemerkung über eine ihm ſo nahe Perſon machte einen widrigen Eindruck auf ſein Herz. So ſtrenge richtet und ſchließt nur der, den ſein eignes Herz verurtheilt, als Fauſt dieſen Augenblick in ſeinem Innern that. Der Teufel merkte, wo es ihn drückte, ließ ihn gern an dieſem düſtern Gedanken zerren, damit er das ſüße Band, worin ihn die Natur noch leiſe gefeſſelt hielt, ganz zerreißen möchte. Er ſah mit innigem Genuſſe die ſchreckliche Qual, die einſt daraus entſpringen würde, wenn die Zukunft alle die Ungeheuer enthüllen ſollte, womit der verwegne Fauſt ſie zu füllen auf dem Wege war.

Mittags ſpeisten ſie in einem Gaſthofe mit einigen Aebten und Profeſſoren an der Wirthstafel, die zur Ergötzung des Teufels bald in einen heftigen Streit über die Nonne Klara geriethen. Noch loderte das Kriegsfeuer in aller Stärke, der Parteigeiſt raste in allen Häuſern und die Streiter am Tiſche geberdeten ſich ſo wüthend, ſagten über den bekannten Fall ſo tolle Sachen, daß Fauſt alle üble Laune vergaß. Als aber ein Doktor der Theologie behauptete, es ſey möglich, daß der Teufel ſein Spiel ſo weit getrieben hätte, die Nonne durch den Traum in gewiſſe Umſtände zu verſetzen, brach der Teufel in ein brüllendes Lachen aus, und Fauſten fuhr der Gedanke durch den lüſternen Sinn, ſich auf eine ſchreiende Art an dem Erzbiſchofe zu rächen, der ſeiner Erfindung ſo

wenig geachtet. Er hoffte dadurch den Gegenstand des theologischen und politischen Haders und Zweikampfs in Mainz so zu verwirren, daß kein menschlicher Geist dieses Chaos mehr auseinander wickeln sollte. Er bedachte nicht, daß er ihm dadurch ein Ende machte. Nach Tische befahl er dem Teufel, ein Mittel auszusinnen, daß er diese Nacht unter der Gestalt des Dominikaners bei der Nonne Klara liegen könnte. Der Teufel erwiederte, es sey ein leichtes, und wenn es ihm gefiele, so sollte ihn die Aebtissin selbst in die Zelle der Nonne führen. Faust spottete des Teufels, denn die Aebtissin war ihm als eine fromme, strenge und gewissenhafte Frau bekannt.

Teufel. Faust, dein Weib erhob ein Zettergeschrei, als du ihr deine Reise ankündigtest; aber da der Schimmer des Goldes und des Putzes in ihre Augen strahlte, lachte das eitle Herz des Kummers. Ich sage dir, die Aebtissin soll dich in die Zelle der Nonne führen, und ich will keine übernatürlichen Mittel gebrauchen. Du selbst sollst Zeuge seyn, wie die alte Vettel in die Angel beißen wird. Komm, wir wollen ihr unter der frommen Gestalt zweier Nonnen einen Besuch machen. Ich kenne die Lage der Klöster, die Gesinnungen der Nonnen und Mönche in Deutschland genau, um sie vorstellen zu können. Ich will die Aebtissin der schwarzen Nonnen vorstellen, und du ihre Freundin, die Schwester Agathe.

In diesem Augenblick kam Fausts Freund voller Freude, ihm die Nachricht von dem glücklichen Ausgang seines Prozesses zu überbringen. Er wollte Fausten und dem Teufel

danken, Fauſt aber ſagte: „Ich entlaſſe Euch alles Danks, und empfehle Euch meine Familie in meiner Abweſenheit.“ Der Teufel lächelte über ſein Zutrauen. Fauſt raunte dieſem in's Ohr: „es iſt Zeit; denke des Richters!“

9.

Der Richter wollte Nachmittags ſeinem geliebten Weibe die tauſend Goldgulden des Teufels vorzählen, zog ſehr haſtig die Schublade heraus und fuhr bei ihrem Anblick bebend zurück. Die Goldſtücke hatten ſich in Mäuſe und Ratten verwandelt, die alle herausfuhren und wüthend nach ſeinem Geſicht und ſeinen Händen ſprangen. Der Richter, der von Natur einen großen Abſcheu vor dieſen Thieren hatte, floh aus der Stube, ſie ihm nach und hingen ſich an ſeine Ferſe. Er ſtürzte zu dem Hauſe hinaus, lief durch die Straßen, das Ungeziefer verfolgte ihn. Er rannte aufs Feld, ſie ließen nicht ab. So trieben ſie den Angſtvollen bis in den ſteinernen Mauththurm im Rhein. Hier dachte er das Ende ihrer Verfolgung gefunden zu haben; aber Ratten und Mäuſe aus der Hölle ſcheuen das Waſſer nicht. Sie ſchwammen hindurch, fielen über ihn her, und fraßen ihn lebendig auf. Von dieſer Zeit an nannte man dieſen Thurm den Mäuſethurm. Seine Frau erzählte in der Beſtürzung die Geſchichte der Verwandlung der Goldſtücke, wodurch ſich ihr unglücklicher Mann hätte verblenden laſſen, und ſeit dieſem Vorfall hat man im ganzen Erzſtift Mainz kein Beiſpiel erlebt, daß ſich ein Richter oder Advokat hätte beſtechen laſſen. Der Teufel muß dieſes nicht bedacht haben, ſonſt hätte er gewiß den Spuck anders eingerichtet.

10.

Der Teufel und Faust standen jetzt verwandelt und vermummt in dem Kreuzgang des Nonnenklosters. Die Pförtnerin lief voraus was sie konnte, der Aebtissin den vornehmen Besuch anzukündigen. Die Aebtissin empfing sie mit allen den frömmelnden Klosterbegrüßungen, die der Teufel in gleichem Tone beantwortete. Man trug Zuckergebacknes und feine Getränke auf, schnatterte von Klostergeschichten, von der argen Welt, und der Teufel lenkte seufzend die Unterredung auf Klara's Geschichte. Klärchen, die vermöge ihrer Verwandtschaft das Schooßkind des Klosters war, stand neben der Aebtissin und lächelte unter ihrem Schleier. Faust bemerkte das Lächeln, verschlang sie mit den Augen und freute sich des bevorstehenden Abenteuers, denn nie dünkte ihm einen reizendern Schalk unter dem heiligen Schleier gesehen zu haben. Der Teufel gab dem Gespräche eine ernste Wendung und ließ die Aebtissin merken, er hätte ihr wichtige Sachen zu vertrauen.

Aebtissin (zu Klara). Lämmchen, Ihr könnt nun zu den Nonnen in den Garten gehen, und Euch da ergötzen. Ich will Euch, des vornehmen Besuches der Aebtissin zu Ehren, Zuckergebacknes und süßen Wein schicken, daß Ihr den glücklichen Tag recht feiern mögt.

Klärchen sprang weg. Nach einigen Worten, wobei der Teufel sehr bedenklich und ängstlich that, um die Aebtissin zu reizen, in ihn zu setzen, fing er an, seinem Zwecke näher zu kommen.

Teufel. Ach, liebe Schwester, wie sehr bedaure ich

Euch! Es iſt wahr, und das kann Euch tröſten, die ganze Stadt, das ganze Land ſind von Eurer Heiligkeit, Eurer Frömmigkeit und Strenge überzeugt. Ihr ſeyd ein lebendiges Muſter der Bräute des Himmels; aber leider! Welt iſt Welt, und oft flößt der böſe Feind den Weltmenſchen böſe Gedanken ein, um die durch ſie zu ſtürzen, die ihm ein Dorn in den Augen ſind. Er kann es nicht leiden, der häßliche Satan, daß ihr Eure Schäfchen in aller Reinheit weidet. Wie geſagt, ich bedaure Euch herzlich, und noch mehr die armen Schäfchen, die Euch anvertraut ſind; was wird aus ihnen werden, wenn ſie Euch verlieren?

Aebtiſſin. Liebe Schweſter, ſeyd darum unbeſorgt; ob ich gleich alt bin, ſo bin ich doch, dem Himmel ſey Dank, geſund und friſch, und die kleinen Ungemächlichkeiten, ach! eine Folge der Enthaltſamkeit, des ſtrengen Lebens und der Buße, ſichern eher mein hinfälliges Leben, als daß ſie es bedrohen. Wenigſtens ſagt mir dieß immer der Arzt des Kloſters, wenn ich mich beklage.

Teufel (ſah ſie bedeutend an). Habt Ihr denn gar keine Ahnung von dem, was Euch bevorſteht? Kein warnendes Traumgeſicht? hat ſich ſeit einiger Zeit gar nichts im Kloſter zugetragen, das Euch aufmerkſam auf die Zukunft macht? Es pflegt doch gewöhnlich zu geſchehen, daß fromme Seelen durch gewiſſe Zeichen von dem unterrichtet werden, was ihnen bevorſteht.

Aebtiſſin. Ihr erſchreckt mich, daß ich am ganzen Leibe zittre. Laßt mich doch nachſinnen — ja, ja, nun erinnre ich mich — ich ſchlafe ſehr unruhig — träume von Kirchhof und Leichen — und vor einigen Tagen — o gewiß

iſt dieß ein Zeichen und Warnung — vor einigen Tagen, liebe Schweſter, ging ich mit dem Hündchen, das hier in meinem Schooße ſchläft und das ein gar ſittſames Thier iſt, ſpazieren. Ich war ganz allein und die Nonnen erzählten ſich unter den Linden Mährchen. Auf einmal ſprang der große Hund des Gärtners nach meiner Pietas — ſo heißt das Hündchen, mein Beichtvater hat ihm den ſchönen ſchicklichen Namen gegeben — und mit dieſem ſo frommen, kleinen, zarten Geſchöpfchen wollte das ſcheußliche große Ungethüm das Werk des Teufels vor meinen reinen Augen treiben. Ich bebte an allen Gliedern, ſchlug ein Kreuz nach dem andern vor die Bruſt, es wollte alles nichts helfen. Endlich ſchlug ich mit meinem Stabe auf den großen Hund, ſchlug aus Leibeskräften auf das häßliche Thier, das das Kloſter entweihte, und ſchlug, ſchlug, bis der Stab, den mir der hochſelige Erzbiſchof bei meiner Einweihung als Aebtiſſin verehrte, mitten entzwei brach. Sollte dieß nicht ein Vorzeichen von Bedeutung ſeyn?

Der Teufel und Fauſt thaten erſchrocken:

Ach das Schlimmſte von der Welt!

Teufel. Nun iſt alles klar und wahrhaftig. Hab ich's Euch nicht geſagt, Schweſter Agathe?

Fauſt beugte ſich demüthig.

Aebtiſſin. So redet doch, ich bebe am ganzen Leibe.

Teufel. Faßt Euch, liebe Schweſter, noch iſt Rettung da, vielleicht, daß ich ſie Euch bringe. Bedenkt wohl, daß es der Stab war, den Euch der Erzbiſchof bei Eurer Einweihung als Aebtiſſin verehrte, und hört mir dann aufmerkſam zu. Ihr kennt doch meinen Bruder, den Domherrn? Nun, er

vertraute mir eine ganz erſchreckliche Sache und eben darum bin ich zu Euch gekommen. Er nahm zwar eine Verpflichtung von mir, es Euch nicht zu ſagen; aber weiß ich doch, daß es beſſer iſt, eine kleine Sünde zu begehen, wenn man einer größern zuvorkommt und die Abſichten des Teufels ſtört.

Aebtiſſin. Da habt Ihr recht und die Kaſuiſten ſelbſt lehren uns das, wie mein Beichtvater ſagt.

Teufel. So wißt denn, der Erzbiſchof hat endlich das Kapitul ſo weit gebracht, daß ſein Vorſchlag durchgegangen iſt, Euch nach Verlauf einiger Monate abzuſetzen und ſeine Nichte Klara als Aebtiſſin einzuweihen.

Jeſus Maria! rief die Aebtiſſin, rang die Hände und fiel in Ohnmacht. Der Teufel machte ein ſaures Geſicht bei ihrer Ausrufung und Fauſt rieb ihr lachend die runzlichten Schläfen. Nachdem ſie ſich erholt hatte, brach ſie in eine Thränenfluth und in die bitterſten Verwünſchungen über die Bosheit der Welt aus.

Teufel. Verzweifelt nicht, liebe Schweſter; für ein Uebel, das noch nicht geſchehen iſt, kann man immer Mittel finden.

Aebtiſſin. Und was rathet Ihr mir Unglücklichen? Ach, der Himmel erbarme ſich, was ſoll aus mir, was ſoll aus den Nonnen werden?

Teufel. Ich ſagte Euch ſchon, daß es oft beſſer ſey, eine kleine Sünde zu begehen, um einer größern vorzukommen und ihr ſelbſt beweiſt es aus den Kaſuiſten und ſetztet hinzu: daß man dadurch den Abſichten des Teufels und derer er ſich bedient, entgegen arbeitet; aber, liebe Schweſter, dazu gehört Muth und Verſtand, es ſo einzufädeln, daß ein Dritter die

Hauptſünde davon trage und man ohne Gefahr für ſich und ſeine Seele ſeinen Zweck erhalte.

Aebtiſſin. Ach! liebe Schweſter, und wie iſt das anzufangen?

Teufel. Ich bin einmal in unſerm Kloſter in gleichem Falle geweſen, die fromme Schweſter Agathe hier iſt mein Zeuge, ſie hat alles angeſehen, dazu geholfen und Ihr habt ſie nicht zu fürchten.

(Fauſt verbeugt ſich demüthig.)

Teufel. Eine Nonne, die durch ſündlichen Verſtand und noch ſündlichere Schönheit bei den Großen Schutz gefunden hatte, ſollte durch ihre Hülfe über mich hinausſteigen. Ach, ihr fühlt nun, wie das thut, wenn man auf einmal gehorchen ſoll, nachdem man ſo lange unumſchränkt geherrſcht hat! Ich ging in Gegenwart der Schweſter Agathe mit einem meiner Anverwandten zu Rath; er war in Gewiſſens- und Sündenfällen ſehr bewandert und wußte auf ein Haar, was verdammlich und nicht verdammlich ſey. Dieſer kluge Mann nun gab mir einen Rath, der mir aus der Noth half und wofür ich noch heute ſeine Aſche ſegne. Anfangs ſchien er mir freilich ſündlich, aber er verſicherte mich und bewies mir's aus den Kaſuiſten, daß Faſten und ein wenig Disziplin ihm das Arge und Verdammliche benehmen würden.

Aebtiſſin. Und der Rath? der Rath?

Teufel. Ich ſchäme mich, es Euch laut zu ſagen.

Aebtiſſin. So liſpelt mir's in das Ohr. Was die Aebtiſſin der ſchwarzen Nonnen ohne Gefahr ihrer Seligkeit thun konnte, mag auch die Aebtiſſin der weißen thun.

Teufel (ihr leiſe in's Ohr). Er rieth mir, es zu veranſtalten oder geſchehen zu laſſen, daß die mir gefährliche Nonne die Sünde des Fleiſches beginge.

Aebtiſſin (ſich kreuzigend). Heilige Urſula! dieß iſt ja Teufelswerk und führt gerade zur Hölle.

Teufel. Den, der ſie begeht, liebe Schweſter, und das rathe ich Euch ja nicht. Bedenkt doch, wenn Ihr um der heimlichen Sünden Eurer Nonnen verdammt würdet, wie würde es Euch ergehen?

Aebtiſſin. Aber um aller Heiligen willen, wie konntet Ihr eine ſo gefährliche Sache ausführen, ohne daß es entdeckt wurde?

Teufel. O, mein Fall war viel ſchwerer, wie der Eurige, denn Euch begünſtigt ſchon das Gerücht von dem Traume, der die ganze Stadt erfüllt hat. Wenn Ihr nun einen Mann, unter der Geſtalt des Dominikaners, in Klara's Zelle ſchleichen laßt und die Zeichen der ſündigen That darauf erſcheinen, wird nicht die ganze Welt ſagen, es ſey ein Spiel des Erbfeinds der Menſchen? Laßt dem Satan den ſchlechten Ruf und bleibt auf Eurem Stuhle, mit der Herrſchaft geſchmückt, ſitzen, die dem Himmel gefällt. Dieſes rathe ich Euch zu Eurem Beſten, aus Freundſchaft für Euch und Ihr mögt es nun machen, wie Ihr wollt.

Die Aebtiſſin ſaß ſtumm da und betete in der Verwirrung leiſe ihren Roſenkranz herunter. — „Die Sünde des Fleiſches ſoll retten — Ave Maria! — es iſt Eingebung des Satans — Heilige Urſula, erleuchte mich!“ — (Sie ſah nach dem Bilde der Heiligen.) — „Die Schande und Aergerniß für das Kloſter

werden groß seyn — Ave Maria! — es wird auf die Rechnung des Teufels geschrieben werden — aber ich kann verdammt dadurch werden! — pater noster — soll ich nun eine Magd im Kloster werden und in meinen alten Tagen mich von Höhern quälen lassen, nachdem ich so lange die Nonnen gequält habe? Wir würden ihrer los, das sündliche Geschöpf hatte ohnedieß der ganzen Stadt Aergerniß gegeben. — Hm, ich soll nicht mehr die Nönnchen auskeifen; und wie würde sich diese und jene an mir rächen? Ave Maria! — ich will meine übrigen Tage als Aebtissin ausleben, dem Kloster zum Besten, es koste was es wolle!"

Der Teufel feuerte zu und der Anschlag ward gefaßt. Beim Weggehen sagte der Teufel zu Faust:

Was hab' ich nun anders gethan, als daß ich den Stolz dieser alten Vettel fragte: ob es besser sey, die gefürchtete Verdammniß zu wagen, oder die tyrannische Gewalt über die armen Nonnen aufzugeben, die sie nur noch eine kurze Zeit auszuüben hat?

So wohl Fausten der Spaß gefiel, so sehr mißfiel es ihm, daß der Teufel immer Recht behielt. Abends führte ihn die Aebtissin, unter der Vermummung des Dominikaners, selbst in Klara's Zelle, während die Nonnen in der Vesper waren. Klärchen erschien und nachdem sie sich der heiligen Ursula empfohlen, legte sie sich nieder. Ihre Einbildungskraft, die einmal auf gewisse Dinge gespitzt war, wiederholte oft in Träumen die vorige Erscheinung, sie lag eben in einer solchen Entzückung, als Faust zu ihr schlich, die Erscheinung zu verkörpern. Klärchen hielt wachend das Spiel für Traum,

genoß seiner und fühlte die Sünde der Lust in all ihrem Reize. Die Aebtissin gab sich indessen in ihrer Zelle die Disziplin und gelobte, jede Woche um ihrer Seele willen einmal zu fasten. Der Erfolg dieser Nacht endigte auf einmal den Krieg in Mainz; aber für das arme Klärchen war er schrecklich.

Faust nahm nun Abschied von seiner Familie. Es wurden wenig Thränen vergossen und sein Vater gab ihm traurig heilsame Lehren.

11.

Als er mit dem Teufel über die Rheinbrücke ritt, sich an der nächtlichen Scene ergötzte und Glossen über die Aebtissin machte, sah er ferne einen Menschen im Wasser, der dem Ertrinken nahe war und nur noch matt mit dem Tode kämpfte. Er befahl dem Teufel, den Menschen zu retten. Dieser antwortete ihm mit bedeutendem Blicke:

„Faust, bedenke, was du forderst; es ist ein Jüngling, und vielleicht ist es besser für ihn und dich, daß er hier sein Leben endet."

Faust. Teufel, nur zum Bösen bereit, willst du mich dahin bringen, dem Rufe der Natur zu widerstehen? Eile und rette ihn.

Teufel. Du kannst vermuthlich nicht schwimmen — gut! Die Folgen seyen dein Gewinn; du wirst es bereuen. Er eilte hin und rettete den Jüngling. Faust tröstete sich, durch eine gute Handlung die sündige Nacht versühnt zu haben, und der Teufel lachte des zweideutigen Trostes.

Drittes Buch.

1.

Der Teufel hatte Fauſten durch einige Abenteuer geführt, die nebſt den vorhergehenden ſeinem Herzen bloß zur Vorbereitung auf die Stürme des Lebens, welche er vermöge ſeiner Menſchenkenntniß vorſah, dienen ſollten. Das, was Fauſt bisher geſehen hatte, erfüllte ſeinen Buſen höchſtens mit Hohn und Bitterkeit; aber die Scenen, die ſich nun eröffnen, riſſen nach und nach ſolche tiefe Wunden hinein, daß ſein Verſtand ſie nicht mehr zu tragen und zu heilen fähig war. Und nur ein Menſchenverderber, ein Schöpfer und Beförderer des menſchlichen Elends kann ſie gelaſſen anſehen.

Der Teufel und Fauſt ritten unter Geſprächen an der Fulda hin; als ſie nahe bei einem Dorfe unter einem Eichbaum ein Bauerweib mit ihren Kindern ſitzen ſahen, die lebloſe Bilder des Schmerzens und der ſtumpfen Verzweiflung zu ſeyn ſchienen. Fauſt, den die Thränen eben ſo ſchnell wie die Freude herbeizogen, nahte ſich haſtig und fragte die Elenden um die Urſache ihrer Noth. Das Weib ſah ihn lange ſtarr an. Nur nach und nach thaute ſein freundlicher Blick ihr Herz ſo weit auf, daß ſie ihm unter Thränen und Schluchzen folgendes mittheilen konnte:

„In der ganzen Welt ist niemand unglücklicher, als ich und diese armen Kinder. Mein Mann war dem Fürstbischof seit drei Jahren die Gebühren schuldig. Das erste Jahr konnte er sie wegen Mißwachs nicht bezahlen; das zweite fraßen die wilden Schweine des Bischofs die Saat auf und das dritte ging seine Jagd über unsere Felder und verwüstete die Ernte. Da der Amtmann meinen Mann beständig mit Pfändung bedrohte, so wollte er heute ein gemästetes Kalb mit dem letzten Paar Ochsen nach Frankfurt führen, sie zu verkaufen, um die Gebühren zu bezahlen. Als er aus dem Hofe fuhr, kam der Haushofmeister des Bischofs und verlangte das Kalb für die fürstliche Tafel. Mein Mann stellte ihm seine Noth vor, bat ihn, die Ungerechtigkeit zu bedenken, daß er das Kalb für nichts hingeben sollte, da man es ihm in Frankfurt theuer bezahlen würde. Der Haushofmeister antwortete: er wisse doch wohl, daß kein Bauer etwas über die Gränze führen dürfte, was ihm anstände. Der Amtmann kam mit den Schergen dazu; anstatt meinem Manne beizustehen, ließ er die Ochsen ausspannen; der Haushofmeister nahm darauf das Kalb, mich trieben die Schergen mit den Kindern von Haus und Hof und mein Mann schnitt sich in der Scheune aus Verzweiflung den Hals ab, während sie unser Hab und Gut wegführten. Da seht den Unglücklichen unter diesem Tuche! Wir sitzen hier, seinen Leichnam zu bewachen, damit ihn die wilden Thiere nicht fressen, denn der Pfarrer will ihn nicht begraben."

Sie riß das weiße Tuch von der Leiche weg und sank zu Boden. Faust fuhr bei dem schrecklichen Anblick zurück. Diese

Thränen drängten ſich aus ſeinen Augen, er rief: „Menſchheit! Menſchheit! iſt dieß dein Loos?“ (Zum Himmel.) „Ließeſt du dieſen Unglücklichen darum geboren werden, daß ihn ein Diener deiner Religion durch Verzweiflung zum Selbſtmorde treibe?“ Er deckte den Unglücklichen zu, warf der Frau Gold hin und ſagte: „Ich gehe zum Biſchof, ich will ihm Eure unglückliche Geſchichte erzählen, er muß Euren Mann begraben, Euch das Eurige zurückgeben und die Böſewichter beſtrafen.“

Dieſe Geſchichte machte einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß ſie ſchon an dem biſchöflichen Schloſſe waren, bevor er ſeiner Empfindung Luft machen konnte. Man nahm ſie ſehr gut auf und lud ſie zur Tafel. Der Fürſtbiſchof war ein Mann in ſeinen beſten Jahren und ſo ungeheuer dick, daß das Fett ſeine Nerven, ſein Herz und ſeine Seele ganz überzogen zu haben ſchien. Er fühlte nirgends als bei Tiſche, hatte nur Sinn auf der Zunge und kannte kein andres Unglück, als wenn eine von ihm angeordnete Schüſſel nicht gerieth. Seine Tafel war ſo gut beſetzt, daß Fauſt, dem der Teufel durch dienſtbare Geiſter einigemal hatte auftiſchen laſſen, geſtehen mußte, ein Biſchof überträfe ſelbſt dieſen Tauſendkünſtler an feinem Geſchmacke. Auf der Mitte des Tiſches ſtand unter andern ein großer fetter Kalbskopf, ein Lieblingsgericht des Biſchofs. Er, der mit Leib und Seele bei Tiſche war, hatte noch nicht geſprochen. Auf einmal erhob Fauſt ſeine Stimme:

„Gnädiger Herr, nehmt mir nicht übel, wenn ich Euch die Eßluſt verderben muß; aber es iſt mir gar nicht möglich,

dieſen Kalbskopf da anzuſehen, ohne Euch eine ſchreckliche Geſchichte zu erzählen, die ſich heute ganz nahe bei Eurem Hoflager zugetragen hat. Auch hoffe ich von Eurer Gerechtigkeit und chriſtlichen Milde, daß Ihr den Beleidigten Genugthuung verſchaffen und in Zukunft dafür ſorgen werdet, daß Eure Angehörigen die Menſchheit nicht mehr auf eine ſo unerhörte Art [illegible]."

Der Biſchof ſah verwundert auf, blickte Fauſten an und leerte ſeinen Becher aus.

Fauſt erzählte mit Wärme und Nachdruck die obige Geſchichte, keiner der Anweſenden ſchien darauf zu horchen; der Biſchof aß fort.

Fauſt. Mich dünkt doch, ich rede hier zu einem Biſchofe, einem Hirten ſeiner Heerde, und ſitze mit Lehrern und Predigern der Religion und chriſtlichen Liebe zu Tiſche. Herr Biſchof, ſeyd Ihr es oder nicht?

Der Biſchof ſah ihn verdrießlich an, ließ den Haushofmeiſter rufen und fragte: „He, was iſt denn das mit dem Bauern da, der ſich wie ein Narr den Hals abgeſchnitten hat?"

Der Haushofmeiſter lächelte, erzählte die Geſchichte wie Fauſt und ſetzte hinzu: „Ich habe ihm darum das fette Kalb genommen, weil es eine Zierde Eurer Tafel, und für die Frankfurter, denen er's verkaufen wollte, zu gut iſt. Der Amtmann hat ihn gepfändet, weil er immer ein ſchlechter Wirth war und ſeit drei Jahren ſeine Gebühren nicht bezahlt hat. So verhält ſich's, gnädiger Herr, und wahrlich kein Bauer ſoll mir etwas Gutes aus dem Lande führen!"

Biſchof. Da haſt du recht. — (Zu Fauſt.) Was wollt

Ihr nun? Ihr seht doch, daß er wohlgethan hat, dem Bauer das Kalb zu nehmen; oder meint ihr, die Frankfurter Bürger sollten die fetten Kälber meines Landes fressen, und ich die magern?

Faust wollte reden.

Bischof. Hört Ihr, eßt, trinkt und schweigt. Ihr seyd der erste, der an meiner Tafel von Bauern und solchem Gesindel spricht, und wenn Euch Euer Rock nicht zum Edelmann machte, so müßt' ich denken, Ihr stammt von Bettlern her, weil Ihr ihnen so laut das Wort redet. Wißt, ein Bauer, der seine Gebühren nicht bezahlen kann, thut eben so wohl, daß er sich den Hals abschneidet, als gewisse Leute thun würden, zu schweigen, wenn sie einem die Eßlust mit unnützem Gerede verderben. — Haushofmeister, das ist ja ein vortrefflicher Kalbskopf —

Haushofmeister. Es ist eben der von Hans Ruprechts Kalbe.

Bischof. So! so! Gib ihn her und reiche mir die Würze. Ich will ihm ein Ohr herunter schneiden — er wird auch dem Schreier dort schmecken.

Der Haushofmeister stellte die Schüssel vor den Bischof. Faust raunte dem Teufel etwas ins Ohr, und in dem Augenblick, da der Bischof das Messer an den Kalbskopf setzte, verwandelte ihn der Teufel in den Kopf Ruprechts, der wild, gräßlich und blutig dem Bischof in die Augen starrte. Der Bischof ließ das Messer fallen, sank rücklings in Ohnmacht und die ganze Gesellschaft saß da in lebloser Lähmung des Schreckens.

dieſen Kalbskopf da anzuſehen, ohne Euch eine ſchreckliche Geſchichte zu erzählen, die ſich heute ganz nahe bei Eurem Hoflager zugetragen hat. Auch hoffe ich von Eurer Gerechtigkeit und chriſtlichen Milde, daß Ihr den Beleidigten Genugthuung verſchaffen und in Zukunft dafür ſorgen werdet, daß Eure Angehörigen die Menſchheit nicht mehr auf eine ſo unerhörte Art verletzen."

Der Biſchof ſah verwundert auf, blickte Fauſten an und leerte ſeinen Becher aus.

Fauſt erzählte mit Wärme und Nachdruck die obige Geſchichte, keiner der Anweſenden ſchien darauf zu horchen; der Biſchof aß fort.

Fauſt. Mich dünkt doch, ich rede hier zu einem Biſchofe, einem Hirten ſeiner Heerde, und ſitze mit Lehrern und Predigern der Religion und chriſtlichen Liebe zu Tiſche. Herr Biſchof, ſeyd Ihr es oder nicht?

Der Biſchof ſah ihn verdrießlich an, ließ den Haushofmeiſter rufen und fragte: „He, was iſt denn das mit dem Bauern da, der ſich wie ein Narr den Hals abgeſchnitten hat?"

Der Haushofmeiſter lächelte, erzählte die Geſchichte wie Fauſt und ſetzte hinzu: „Ich habe ihm darum das fette Kalb genommen, weil es eine Zierde Eurer Tafel, und für die Frankfurter, denen er's verkaufen wollte, zu gut iſt. Der Amtmann hat ihn gepfändet, weil er immer ein ſchlechter Wirth war und ſeit drei Jahren ſeine Gebühren nicht bezahlt hat. So verhält ſich's, gnädiger Herr, und wahrlich kein Bauer ſoll mir etwas Gutes aus dem Lande führen!"

Biſchof. Da haſt du recht. — (Zu Fauſt.) Was wollt

Ihr nun? Ihr seht doch, daß er wohlgethan hat, dem Bauer das Kalb zu nehmen; oder meint ihr, die Frankfurter Bürger sollten die fetten Kälber meines Landes fressen, und ich die magern?

Faust wollte reden.

Bischof. Hört Ihr, eßt, trinkt und schweigt. Ihr seyd der erste, der an meiner Tafel von Bauern und solchem Gesindel spricht, und wenn Euch Euer Rock nicht zum Edelmann machte, so müßt' ich denken, Ihr stammt von Bettlern her, weil Ihr ihnen so laut das Wort redet. Wißt, ein Bauer, der seine Gebühren nicht bezahlen kann, thut eben so wohl, daß er sich den Hals abschneidet, als gewisse Leute thun würden, zu schweigen, wenn sie einem die Eßlust mit unnützem Gerede verderben. — Haushofmeister, das ist ja ein vortrefflicher Kalbskopf —

Haushofmeister. Es ist eben der von Hans Ruprechts Kalbe.

Bischof. So! so! Gib ihn her und reiche mir die Würze. Ich will ihm ein Ohr herunter schneiden — er wird auch dem Schreier dort schmecken.

Der Haushofmeister stellte die Schüssel vor den Bischof. Faust raunte dem Teufel etwas ins Ohr, und in dem Augenblick, da der Bischof das Messer an den Kalbskopf setzte, verwandelte ihn der Teufel in den Kopf Ruprechts, der wild, gräßlich und blutig dem Bischof in die Augen starrte. Der Bischof ließ das Messer fallen, sank rücklings in Ohnmacht und die ganze Gesellschaft saß da in lebloser Lähmung des Schreckens.

Faust. Herr Bischof und ihr geistlichen Herren, laßt euch nun diesen da christliche Milde vorpredigen!

Er brach mit dem Teufel auf.

2.

Die Unempfindlichkeit des Fürstbischofs und seiner Tischgenossen, die Faust bei der Erzählung dieser traurigen Geschichte wahrgenommen, die Art, wie dieser über das Schicksal dieser Unglücklichen entschied, legten den ersten Samen zum finstern Groll in sein Herz. Er lief in seinem Geiste seine vorige Erfahrung und das, was er, seitdem er mit dem Teufel herumzog, gesehen, durch, und entdeckte, wohin er sich wandte, nichts als Härte, Betrug, Gewaltthätigkeit und Bereitwilligkeit zu Lastern und Verbrechen, um des Golds, des Emporsteigens und der Wollust willen. Er seufzte tief in seinem Herzen und sah mit feuchtem Auge gen Himmel: „Du hast allen, von dem Größten bis zu dem Kleinsten, den Anspruch von Glück und Genuß in das Herz gelegt! allen das Gefühl von Recht und Unrecht mitgetheilt. Hast sie alle gleich empfindlich für Schmerz und Freude gemacht! Warum kann und darf ein Einziger diese anerkannten Ansprüche und Gefühle verletzen? Wie kann der Mensch vor deinem Angesichte gegen den Menschen wüthen?“ Noch wollte er die Ursache dazu in dem Menschen selbst suchen; aber sein unruhiger, zu Zweifeln geneigter Geist, seine Einbildungskraft, die so gern über die nähern Verhältnisse wegflog, sein erbittertes, heftig theilnehmendes Herz, fingen schon jetzt an, in dunkeln Gefühlen den Schöpfer der Menschen, wo nicht zum Urheber, doch wenigstens durch seine Duldung zum Mitschuldigen alles dessen

Mann vor ſich, deſſen ſtolze, kühne, düſtre Geſichtsbildung jeden andern als ihn zurückgeſtoßen hätte; aber es that eine ganz andre Wirkung auf ihn, und da er ihn in dieſem entſcheidenden Augenblick ruhig und gelaſſen fand, ſo ſetzte ſeine raſche Einbildungskraft aus dem was er gehört hatte und was er vor ſich ſah, beim erſten Blick das Bild eines großen Mannes zuſammen. Der Doktor ſchien über ihre plötzliche Erſcheinung gar nicht betroffen. Fauſt nahte ſich ihm und ſagte:

„Doktor Robertus, ich komme, Eure Geſchichte aus Eurem eignen Munde zu hören; nicht als wenn ich daran zweifelte, denn Euer Anblick beſtätigt das, was ich vernommen habe. Ich bin nun gewiß, daß Ihr als ein Opfer der Gewalt fallt, die das Menſchengeſchlecht unterjocht und die mich ſo wie Euch empört. Ich komme Euch meine Dienſte anzubieten, die Euch gegen allen Schein aus dieſer traurigen Lage retten können.“

Der Doktor ſah ihn kalt an, ließ ſein Haupt in ſeine Hand fallen und antwortete:

„Wohl falle ich als ein Opfer der Gewalt und Tyrannei, und was mir das empfindlichſte iſt, durch die Hand eines falſchen Freundes, der mich mehr ſeiner Furcht, ſeinem Neide, als ſeinen deſpotiſchen Grundſätzen aufopfert. Ich weiß nicht, wer Ihr ſeyd und ob Ihr mich retten könnt; aber es liegt mir daran, daß Männer von Eurem Anſehen den Doktor Robertus kennen lernen, der morgen für die Freiheit blutet. Von frühſter Jugend lebte der Geiſt edler Unabhängigkeit, dem der Menſch allein das Große, deſſen er fähig iſt, zu danken

hat, in meiner Bruſt. Früh empörten meine Seele die Gewalt und Unterdrückung, wovon ich Beweiſe ſah und in der Geſchichte las; ja, bis zur Wuth entflammten ſie mich, und oft vergoß ich glühende Thränen, daß ich mich unvermögend fühlte, die Leiden der Menſchheit zu rächen: zu meiner Qual erfuhr ich aus der Geſchichte der edeln Griechen und Römer, welche große Anſprüche der Menſch auf Würde und Achtung hat, wenn ihn die Tyrannen das ſeyn laſſen, wozu ihn die Natur gemacht hat. Glaubt darum nicht, ich ſey einer der Thoren, welche die Freiheit dahinein ſetzen, daß jeder thun kann was ihm gefällt. Wohl weiß ich, daß die Kräfte des Menſchen verſchieden ſind und ihre Lage im bürgerlichen Leben beſtimmen müſſen; aber da ich mich nach Geſetzen umſah, die einem jeden dieſe Lage, ſein Gut und ſeine Perſon zuſicherten, ſo fand ich nichts, als ein wildes Chaos, das tyranniſche Gewalt gefliſſentlich zuſammengemiſcht hat, um ſich zum eigenmächtigen Herrn des Glücks und des Daſeyns der Unterthanen zu machen. Nach dieſer Entdeckung ſchien mir das ganze Menſchengeſchlecht eine Heerde zu ſeyn, gegen die ſich eine Bande Räuber verſchworen hat, ſie nach von ihnen nur zu ihrem eignen Vortheil entworfenen Geſetzen zu plündern und zu würgen, ohne daß ſie ſelbſt eins anerkennen. Sagt mir, wo iſt das Geſetz, das die Herrſcher der Erde feſſelt? Iſt es nicht Unſinn, daß eben diejenigen, die ihre Macht dem Mißbrauch der Leidenſchaften und des Uebermuths am meiſten ausſetzt, keinem Geſetz unterworfen ſind und keinen Richterſtuhl anerkennen, der ſie zur Verantwortung ziehen könnte? Wollt Ihr den Himmel dafür annehmen, meinetwegen, ſie

ſtehen ſich gut dabei und er ſcheint taub gegen das Winſeln der Elenden. Nah iſt der Jammer, die verſprochene Rache ferne und dieſes reimt ſich ſchlecht mit dem Gefühl und der Natur des Menſchen."

Fauſt faßte dieſes ſtark auf, blickte düſter und ſtrich über ſeine Stirne. Den Teufel ergötzte der Redner; er fuhr fort:

„Der wilde Ungeſtüm, den ich nach dieſer Entdeckung äußerte, macht meinen Herzen Ehre und ich kümmre mich wenig darum, daß meine Feinde meine Klugheit antaſten. Denn was anders heißt den Menſchen Klugheit, als blinde Unterwerfung, Niederträchtigkeit, Schmeichelei, Gleichgültigkeit darüber, wie man einen Poſten erſchleicht, wenn man nur dahingelangt, mit zu unterdrücken und mit zu plündern? Nur dieſes nennen ſie klug ſeyn, aber ein Mann wie ich ſucht das Glück auf reinern Wegen. Mein Unglück war, daß ich mit dem jetzigen Miniſter von der Schule an aufs innigſte verbunden war. Er beſitzt den Geiſt, der dazu gehört, empor zu kommen; von frühſter Jugend ſuchte er, durch mir entgegengeſetzte Grundſätze, Aufſehen zu machen, und vertheidigte in eben dem Maße die tyranniſchen Regierungsformen, als ich ſie antaſtete. Wir ſtritten über dieſen kitzlichen Punkt geheim und öffentlich. Ich ſchlug ihn mit meiner Beredtſamkeit überall nieder, aber wenn es natürlich war, daß ich den unterdrückten Theil der Menſchheit auf meine Seite zog, ſo war es noch natürlicher, daß es ihm gelingen mußte, alle die zu gewinnen, deren Vortheil die Unterjochung der Menſchen iſt. Da es nun eben dieſe ſind, die ihren

Mitverſchwornen die Thüre zu dem Glück und den Ehrenſtellen öffnen, ſo ward er bald hervorgezogen, ſtieg von Stufe zu Stufe bis zur Stelle des Erſten im Lande, während ich vernachläſſigt, verkannt und verachtet ſitzen blieb. Der Stolze wandte alle Mittel an, mich an ſich zu ziehen, trug mir bald dieſe, bald jene Stelle an, aber ich merkte wohl, daß er mir dadurch nur ſeine Größe fühlbarer machen wollte, und daß ſeinem Triumph nun weiter nichts mehr abginge, als daß ein Mann von meinen Grundſätzen ihn als Beſchützer erkennte und öffentlich ſeine harte Regierung durch ſeinen Beitritt heiligte. Ueberdem wollte mich der Liſtige dem Volke, das an mir hing, immer verdächtiger machen. Ich aber, meinen Grundſätzen getreu, griff ſeine Fehler bei jeder Stufe, die er ſtieg, noch heftiger an. Ihr ſeht wohl, daß ihm, wenn er fähig wäre, groß zu fühlen, dieſer edle Kampf Bewunderung für den hätte einflößen müſſen, der ihn mit ſo vieler Gefahr für ſich unternahm. Auf ihn that es eine andere Wirkung. Sein Haß gegen mich nahm bei jeder meiner Aeußerungen zu, und da ich ihn in einer Schrift vergangenen Monat ſehr heftig angriff, worauf ſich das Volk vor ſeinem Hauſe verſammelte, ihm drohte und meinen Namen laut ausrief, ſo legte er dieſe Schrift vor den Fürſten, der ein Gericht niederſetzte, das mich zum Tod verdammt hat. So verurtheilt das Geſetz der Tyrannen; aber das Recht der Menſchheit ſpricht mich los. Dieſes iſt meine Geſchichte und weiter ſollt Ihr nichts von mir hören. Ich ſterbe ohne Klage und bedaure nichts, als daß ich die Kette nicht zerbrechen kann, woran das Menſchengeſchlecht gefeſſelt iſt. Könnt Ihr

helfen, gut; doch wißt, aus meines Feindes Hand ist mir der Tod willkommener, als Gnade. Laßt mich nun ruhig; kehrt in die Sklaverei zurück, ich schwinge mich zur Freiheit auf!"

Faust war ganz durchdrungen von der Größe des Doktors und machte sich schnell auf den Weg, diesen Minister zu sprechen, ihm seine Ungerechtigkeit vorzuwerfen und ihn zu beschämen. Der Teufel, der tiefer sah, merkte wohl, daß der wilde Freiheitssinn des Doktors aus einem ganz andern Gefühl entstanden war. Der Minister ließ sie gleich vor. Faust sprach warm, kühn und frei über die Lage und Denkart des Doktors. Stellte ihm vor, „wie nachtheilig es seinem Ruhme sey, einen Mann, den er einst seinen Freund genannt, dem Despotismus zu opfern;" gab ihm zu verstehen, „daß jedermann glauben müßte, es reizten ihn Privatrache und Furcht, sich von einem so hellsehenden Beobachter seiner Thaten zu befreien. Ist Euer Thun gerecht," setzte er hinzu, „so habt Ihr ihn nicht zu fürchten; seyd Ihr der Mann, wofür er Euch ausgibt, so bestärkt Ihr durch seine Hinrichtung seine Meinung, und jeder wird in Euch nichts sehen, als einen falschen, eifersüchtigen Freund und den Unterdrücker seiner Mitbürger."

Minister. Ich kenne Euch nicht, und frage auch nicht wer Ihr seyd. Wie ich denke, mag Euch die Art beweisen, mit welcher ich Eure Zudringlichkeit, Eure Vorwürfe und Beschuldigungen aufnehme. Fühlt selbst, ob Ihr ein Recht dazu habt, da Ihr mir sie auf bloßes Hörensagen macht und von der Lage dieses Landes nicht unterrichtet seyd. Ich will denken,

nur Mitleid ſpricht aus Euch, und darum Euch antworten. Ich war und bin ein Freund des Doktor-Robertus und bedaure es, daß ich in ihm einen Mann der Gerechtigkeit überliefern muß, der durch ſeine Eigenſchaften ſeinem Vaterlande hätte nützlich ſeyn können, wenn es ihm nicht gefallen hätte, ſie zu deſſen Untergang anzuwenden. Ich will nach dem Grunde zu dieſer Verirrung nicht in ſeinem Buſen forſchen und es ſeinem eigenen Gewiſſen überlaſſen. Lange hatte ich Geduld mit ſeinem gefährlichen Wahnſinne; da er aber das Volk aufwiegelte, für deſſen Beſtes ich zu ſorgen habe, und ſich zum Haupt einer Empörung aufwarf, ſo muß er ſterben, wie es mein einziger Sohn müßte, wenn er ein Gleiches unternehmen ſollte. Das Geſetz hat ihn verurtheilt, nicht ich; er kennt dieſes Geſetz und weiß, welche Folgen Empörung nach ſich zieht. Das Urtheil der Welt nehme ich auf mich und habe nichts dagegen zu ſetzen, als die Ruhe und das Glück dieſes Volks, das es ſpäter erkennen wird, daß nur ich ſein Vater bin. Wenn es Euch nicht genug iſt, dem erſten Eindrucke zu folgen, ſo verweilet hier, und wenn Ihr mir dann mit mehrerer Beſcheidenheit etwas zu ſagen wißt, das dieſem Volke und mir nutzen kann, ſo ſteht Euch mein Ohr immer offen."

Nach dieſen Worten, die er mit feſtem und unverſtelltem Tone ausſprach, zog er ſich zurück und ließ Fauſten, der keine Antwort ſogleich finden konnte, ſtehen. Dieſer ſagte beim Weggehen zum Teufel: „Welchem von beiden ſoll ich nun glauben?" Der Teufel zuckte die Schultern, denn da, wo es ihm für die Hölle nützlich, nachtheilig für Fauſten und die Menſchen ſchien, wollte er nichts zu wiſſen ſcheinen.

Fauſt. Daß ich doch dich frage! Ich will dem Rufe meines Herzens folgen: ein ſolcher Mann, der mir ſo nah durch ſeine Denkart verwandt iſt, ſoll nicht ſterben!

Hätte Fauſt unſere jungen Freiheitsſchreier gekannt, er würde ſich in dem Doktor Robertus nicht geirrt haben; aber ihm war die Erſcheinung neuer als uns.

Morgens da die Hinrichtung vor ſich gehen ſollte, begab ſich Fauſt mit dem Teufel nach dem Markte und unterrichtete ihn im Gehen von ſeinem Willen. In dem Augenblick, als der Henker dem Doktor, der mit wilder Miene niederkniete, das Haupt abſchlagen wollte, verſchwand dieſer. Der Teufel führte ihn durch die Luft über die Gränze, ſtellte ihm auf Fauſts Befehl eine große Summe Gelds zu und überließ ihn freudig ſeinem Geſchicke; denn er ſah voraus, wozu er dieſes und ſeine Freiheit anwenden würde. Das Volk erhob ein Freudengeſchrei bei dem Verſchwinden des Doktors, glaubte, Gott ſelbſt beſchütze ſeinen Liebling, Fauſt ſchrie mit und freute ſich der ſchönen That.

3.

Fauſt und der Teufel ritten nun nach dem Hofe des Fürſten von ***. Nicht aus Furcht verſchweige ich die Namen der deutſchen Fürſten und Großen, die in dieſem Werk auftreten,* ſondern weil die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen zu oft mit ihren lügneriſchen, ſchmeichleriſchen und unwiſſenden Geſchichtſchreibern im Widerſpruche ſtehen, und

* Aus dieſer Stelle ſieht man, daß der Verfaſſer viele Abenteuer in Deutſchland unterſchlagen hat.

die Menschen, die sich so gerne betrügen lassen, an der Aechtheit meiner geheimen Entdeckungen zweifeln möchten.

Sie erreichten bald den Hof dieses Fürsten, der als ein Muster eines klugen, tugendhaften, gerechten Regenten, als ein Vater seiner Unterthanen in ganz Deutschland ausgeschrieen war. Seine Unterthanen selbst wollten freilich nicht immer in diesen Ton mit einstimmen; aber der Fürst soll noch geboren werden, der es allen recht macht. Ein Gemeinspruch der Politik, der, wie alle Gemeinsprüche, öfter dazu dient, den schlechten Fürsten schlechter zu machen, als dem Guten sein schweres Amt im rechten Gesichtspunkt zu zeigen.

Faust und der Teufel fanden durch ihren Aufwand und ihr Betragen bald Eingang am Hofe. Faust sah den Fürsten mit den Augen eines Mannes an, dessen Herz durch das Vorurtheil schon gestimmt war; dieses Vorurtheil nun bis zur Ueberzeugung zu treiben, erforderte es vielleicht weniger, als das edle Aeußere des Fürsten. Er schien oder war vielmehr gerad und offen; suchte zu gefallen und die Herzen zu gewinnen, ohne es merklich zu machen; war vertraulich, ohne sich etwas zu vergeben, und besaß jene kluge Kälte, die Ehrfurcht einflößt, ohne daß man sich die Ursache davon deutlich anzugeben weiß, und ohne daß man einen starken Trieb fühlt, ihr nachzuspüren. Dieses alles war mit so viel Würde, Feinheit und Anstand umhüllt, daß es dem geübtesten Auge schwer fiel, das Erlernte, Erkünstelte und Erworbene von dem Natürlichen zu unterscheiden. Faust, der noch wenige Weltleute gesehen hatte, die ihren natürlichen Charakter an der politischen Klugheit abgerieben haben, setzte sich aus

obigem ein eignes Ideal zuſammen, und nachdem er einige Zeit den Hof beſucht und die Hauptperſonen deſſelben alle gefaßt zu haben glaubte, ſo fiel eines Abends zwiſchen ihm und dem Teufel folgendes Geſpräch vor:

Fauſt. Ich habe dir dieſe Tage her vorſätzlich nichts von dieſem Fürſten ſagen wollen; aber nun, da ich mir ſchmeichle, ihn gefaßt zu haben, wage ich es, mit Zuverſicht zu behaupten, daß das Gerücht kein Lügner iſt, und ich hoffe dir das Geſtändniß abzuzwingen, er ſey was wir ſuchen.

Teufel. Fauſt, ich merke ſchon, wo du hinaus willſt, und du gibſt dem Teufel eine ſonderbare Beſtimmung; doch hiervon ein andermal. Dein Fürſt da iſt nun freilich ein ganzer Mann; ich werde dir auch nichts von meinen Bemerkungen über ihn ſagen: denn wie ich dieſen Abend bei dem Miniſter ausgeſpäht habe, ſo iſt etwas auf dem Wege, das dich anſchaulich von ſeinem Werthe überzeugen wird; bis dahin halte das Ideal von ihm warm in deinem Buſen und ſage mir, was hältſt du von dem Grafen C***, ſeinem Günſtlinge?

Fauſt. Verwünſcht! dieß iſt der einzige Umſtand, mit dem ich nicht fertig werden kann. Er iſt ſein Buſenfreund, und doch ſo glatt wie ein Aal, der dir immer entwiſcht, und ſo geſchmeidig wie ein Weib gegen ihren Mann, wenn ſie auf Ehebruch ſinnt. Indeſſen gehört dieß vielleicht zu ſeiner Lage, ſein Inneres ſo zu verdecken und zu übertünchen, daß keiner von denen, die ſich ſo gern an begünſtigte Große hängen, an etwas faſſen mag.

Teufel. Sein Inneres? Glaubſt du, Fauſt, der Mann,

der so mühsam arbeitet, sich zu verbergen, habe ein Inneres, das das Licht verträgt? Traue dem Menschen nicht, in dem Kunst, Verstand und Interesse das Thierische seiner Natur so unterjocht und verdünstet haben, daß sogar die Zeichen seines Instinkts und seiner Sinnlichkeit verloschen sind. Wenn sich das, was in euch kocht und arbeitet, nicht mehr auf eurer Stirne, in euren Augen und Bewegnngen zeigt, so seyd ihr eurer Natur entsprungen und werdet die gefährlichsten Thiere der Erde; Mißgeburten, die die überfeine Kultur des Verstandes mit der letzten Aufwallung der Wollust zeugt.

Faust. Wie, so wäre es nicht einmal Verstellung?

Teufel. Da hättest du noch etwas vor dir; denn auch eine Maske hat Bedeutung, und man enträthselt den Vermummten an Gang, Stimme, Athemholen und Gewohnheiten. Nein, Faust, dieser da ist so ganz was er ist.

Faust. Und was ist er denn? im Namen der Hölle!

Teufel. Hm, ein Mann, der viel gereist und die Welt gesehen hat. Der an den Höfen Europa's herumgezogen ist, den rohen Menschen abgeglättet und die Gefühle des Herzens an dem kalten Lichte des Verstandes versengt hat; kurz, einer der ausgebildeten Köpfe, die alle Verbindung zwischen Geist und Herz zertrümmern, eurer eingebildeten Tugend lachen und mit den Menschen umgehen wie der Töpfer, der das Werk seiner Hände zu den Scherben wirft, wenn es seiner Laune nicht entspricht. Er ist einer von denen, die sich durch ihre Erfahrung berechtigt glauben, die Menschen sammt und sonders als ein Pack Raubgesindel zu betrachten,

die den auffressen, der ihnen edlen Instinkt zutraut. Nichts freut ihn, als ein fein entworfner, glücklich ausgeführter Hofstreich, und er genießt eines Mädchens wie einer Rose, die er von dem Stocke abbricht, beriecht und dann gleichgültig mit Füßen tritt.

Faust. Hämischer Teufel! und der Mann, den du malst, könnte der Busenfreund des Fürsten von *** seyn?

Teufel. Es wird sich schon zeigen, was er ihm ist, ich sage dir, es ist etwas auf dem Wege. Hast du diesen Abend den Minister bemerkt?

Faust. Er scheint beklommen und düster.

Teufel. Dieß ist nun einer von den Menschen, die ihr wackre Männer nennt. Großmüthig, arbeitsam und gerecht; aber so wie es euch immer geht, ein einziger Gran falschen Zusatzes schnellt schon die Wage hinauf. Dieser ist bei ihm der Sinn der Zärtlichkeit für das andere Geschlecht und da er aus Grundsätzen die Einsegnung des Priesters zu seinem Vergnügen braucht, so vernarrte er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin in das Weib, das du gesehen hast. Durch sie gab er seinen erwachsenen Kindern eine Stiefmutter, seinen Sinnen einen kurzen Genuß und zertrümmerte das Gebäude seines Glücks. Sie nutzte seine Verblendung, verpraßte durch Ueppigkeit, Putz und Spiel ihr, sein und seiner Kinder Vermögen und verwickelte ihn noch obendrein in ungeheure Schulden. Es ist wahr, sie nahm in dem Baron H***, den du gesehen hast und der eigentlich Herr im Hause ist, einen arbeitsamen Gehülfen dazu. Da man sich nun ganz auf der Neige fühlte, die Phantasie immer mehr wuchs und neue Bedürfnisse

ersann, je schwerer es war, die Mittel dazu zu finden, so ließ sich's endlich die Mutter gefallen, einem Plan beizutreten, den ihr Buhler entwarf: Die Tugend ihrer Tochter, unter einer zweideutigen Versicherung auf Vermählung, so theuer an den Günstling zu verkaufen, als er sie kaufen wollte. Von allem diesem merkt der Minister nichts, fühlt nur die Lücke in seinem Vermögen, die Last der Schulden, das volle Maß seiner Thorheit und zittert vor der augenblicklichen Ankunft seines Sohnes, den die Mutter aus dem Hause trieb, um auch sein Vermögen ungestörter zu verprassen. Indessen hat er sich in dem Türkenkriege einen hölzernen Arm geholt. Auch ist's wohl möglich, daß der Günstling, da der Minister viel bei dem Fürsten gilt, anfangs ernsthafte Absichten hatte; aber nun hat sich seit einigen Tagen die Scene gänzlich geändert. Der Fürst schlug ihm eine Vermählung mit der reichsten Erbin des Landes vor und jetzt brütete er darüber, durch einen kühnen und geheimen Schlag den Minister und sein ganzes Haus so zu zerschmettern, daß keiner es wage, um Rache zu schreien oder ihn nur anzuklagen. Verstummen sollen sie, als seyen sie nie gewesen und der Minister soll unter seiner Sohle hinsterben, wie der Wurm, dessen Aechzen euer hartes Ohr nicht hört.

Faust. Und diese That sollte der Fürst nicht rächen?

Teufel. Du sollst die Entwicklung mit eignen Augen sehen.

Faust. Ich gebiete dir bei meinem Zorne, hier keinen deiner Streiche zu spielen.

Teufel. Brauchen die des Teufels, die ihn durch ihr

Thun beschämen? Faust, wir fangen nur an, die Decke von dem menschlichen Herzen aufzuheben; es ist mir aber doch lieb zu bemerken, daß auch ihr Deutschen der Ausbildung fähig seyd. Freilich borgt ihr sie von andern Völkern und verliert dadurch den Ruhm der Eigenheit; aber in der Hölle ist man darüber weg und hält sich an den guten Willen.

4.

Faust vertrieb sich die Zeit mit den Weibern, verführte die Hoffräulein und Zofen, indessen sich das Drama des Günstlings der Entwicklung näherte. Dieser saß mit dem Baron H*** zusammen und theilte ihm den fein gesponnenen Entwurf mit. Er sollte das Werkzeug dazu seyn und da der Glanz des Goldes den Kitzel der langen Buhlerei mit der Frau des Ministers nicht mehr schärfen konnte, überdem die Thränen der unglücklichen Tochter, der Kummer des Vaters, die nahe Ankunft des Krüppels von Sohne seinem zarten Gewissen anfingen beschwerlich zu werden, so war er sehr geneigt, sich dieser Bürde auf eine oder die andre Art zu entledigen. Die Belohnung ging, wie unter Leuten, die sich kennen, natürlich voraus und bestand darin, daß der Graf über sich nahm, bei dem Fürsten auszuwirken, den Baron in einer wichtigen Angelegenheit an den kaiserlichen Hof zu schicken. Dafür verband sich der Baron, die Frau des Ministers durch eine Summe Gelds, die der Graf herschoß, dahin zu stimmen, ein gewisses Papier, das eines der wichtigsten Dokumente des fürstlichen Hauses enthielt und dessen man so eben wegen einer Streitigkeit mit einem andern

fürſtlichen Hauſe benöthigt war, aus dem Kabinet des Miniſters, dem es übergeben war, darüber zu arbeiten, auf eine unmerkliche Art zu entwenden. Der Graf hoffte dann die Sache ſo zu drehen, daß aller Schein gegen den Miniſter ſey, als habe er dieſes Dokument aus Noth der Gegenpartei ausliefern wollen und daß nur ſeine eigne Wachſamkeit das fürſtliche Haus aus dieſer Gefahr gerettet hätte. Die Gemahlin des Miniſters glaubte, daß ein Mann, der zu ihren Thorheiten kein Gold mehr auftreiben könnte, keine Schonung verdiente, und da ſie ſich immer ſchmeichelte, den Günſtling mehr zu gewinnen, je gefälliger ſie ſich ihm erzeigte, ſo überlieferte ſie ohne Bedenken das Papier.

5.

Der Miniſter ging ſeufzend und einſam in ſeinem Zimmer auf und ab. Das Gefühl der bevorſtehenden Schande, der Druck peinlichen Kummers, die Gewißheit betrogner Liebe hatte auch ſeine Tochter, einſt ſein einziger Troſt, von ihm entfernt. Sie weinte verſchloſſen und zehrte an einem Herzen, das eines beſſern Schickſals würdig war; ſo dorrt die Lilie im einſamen Thale hin, die eine muthwillige Hand am zarten Stengel gedrückt hat. Seine Gemahlin unterbrach ſeine düſtre Einſamkeit, um ihm ſein Elend noch fühlbarer zu machen. Bald darauf trat der Baron herein und forderte kalt die Inſtruktion an den kaiſerlichen Hof. Da der Fürſt Befehl dazu ertheilt hatte, ſo ging der Miniſter in ſein Kabinet, um ſie zu holen. Indeſſen hatte ſeine Gemahlin Zeit, eine Scene der Verzweiflung mit ihrem Buhlen zu raſen. In

Thun beschämen? Faust, wir fangen nur an, die Decke von dem menschlichen Herzen aufzuheben; es ist mir aber doch lieb zu bemerken, daß auch ihr Deutschen der Ausbildung fähig seyd. Freilich borgt ihr sie von andern Völkern und verliert dadurch den Ruhm der Eigenheit; aber in der Hölle ist man darüber weg und hält sich an den guten Willen.

4.

Faust vertrieb sich die Zeit mit den Weibern, verführte die Hoffräulein und Zofen, indessen sich das Drama des Günstlings der Entwicklung näherte. Dieser saß mit dem Baron H*** zusammen und theilte ihm den fein gesponnenen Entwurf mit. Er sollte das Werkzeug dazu seyn und da der Glanz des Goldes den Kitzel der langen Buhlerei mit der Frau des Ministers nicht mehr schärfen konnte, überdem die Thränen der unglücklichen Tochter, der Kummer des Vaters, die nahe Ankunft des Krüppels von Sohne seinem zarten Gewissen anfingen beschwerlich zu werden, so war er sehr geneigt, sich dieser Bürde auf eine oder die andre Art zu entledigen. Die Belohnung ging, wie unter Leuten, die sich kennen, natürlich voraus und bestand darin, daß der Graf über sich nahm, bei dem Fürsten auszuwirken, den Baron in einer wichtigen Angelegenheit an den kaiserlichen Hof zu schicken. Dafür verband sich der Baron, die Frau des Ministers durch eine Summe Gelds, die der Graf herschoß, dahin zu stimmen, ein gewisses Papier, das eines der wichtigsten Dokumente des fürstlichen Hauses enthielt und dessen man so eben wegen einer Streitigkeit mit einem andern

fürſtlichen Hauſe benöthigt war, aus dem Kabinet des Miniſters, dem es übergeben war, darüber zu arbeiten, auf eine unmerkliche Art zu entwenden. Der Graf hoffte dann die Sache ſo zu drehen, daß aller Schein gegen den Miniſter ſey, als habe er dieſes Dokument aus Noth der Gegenpartei ausliefern wollen und daß nur ſeine eigne Wachſamkeit das fürſtliche Haus aus dieſer Gefahr gerettet hätte. Die Gemahlin des Miniſters glaubte, daß ein Mann, der zu ihren Thorheiten kein Gold mehr auftreiben könnte, keine Schonung verdiente, und da ſie ſich immer ſchmeichelte, den Günſtling mehr zu gewinnen, je gefälliger ſie ſich ihm erzeigte, ſo überlieferte ſie ohne Bedenken das Papier.

5.

Der Miniſter ging ſeufzend und einſam in ſeinem Zimmer auf und ab. Das Gefühl der bevorſtehenden Schande, der Druck peinlichen Kummers, die Gewißheit betrogner Liebe hatte auch ſeine Tochter, einſt ſein einziger Troſt, von ihm entfernt. Sie weinte verſchloſſen und zehrte an einem Herzen, das eines beſſern Schickſals würdig war; ſo dorrt die Lilie im einſamen Thale hin, die eine muthwillige Hand am zarten Stengel gedrückt hat. Seine Gemahlin unterbrach ſeine düſtre Einſamkeit, um ihm ſein Elend noch fühlbarer zu machen. Bald darauf trat der Baron herein und forderte kalt die Inſtruktion an den kaiſerlichen Hof. Da der Fürſt Befehl dazu ertheilt hatte, ſo ging der Miniſter in ſein Kabinet, um ſie zu holen. Indeſſen hatte ſeine Gemahlin Zeit, eine Scene der Verzweiflung mit ihrem Buhlen zu raſen. In

dem Augenblick da der Minister dem Baron die Instruktion übergab, kam ein Bote des Fürsten mit einem Handschreiben, worin er ihm bedeutete, das Dokument und seine Ausarbeitung an den Hof zu bringen, weil man beides dem Abgesandten der Gegenpartei vorlegen wollte. Der Minister suchte in seinem Kabinette, leerte alle Schränke aus, kalter Todesschweiß rann über sein Gesicht; er forschte alle Sekretärs und Schreiber aus, sein Weib, seine Tochter; umsonst, er mußte den Entschluß fassen, sich dem fürchterlichen Sturm in der Unschuld seines Herzens auszusetzen. Er trat vor den Fürsten, der mit dem Grafen allein war und kündigte ihm sein Unglück an, betheuerte seine Unschuld und unterwarf sich seinem Schicksal. Der Graf ließ die erste Empfindung bei den Fürsten wirken, trat dann kalt näher, zog das Dokument aus der Tasche, übergab es dem Fürsten mit einer tiefen Verbeugung, ließ darauf hart in sich dringen, wie er dazu gekommen, ließ sich sogar mit Ungnade bedrohen und gestand endlich mit dem äußersten Widerwillen den Vorgang der Sache nach seinem entworfnen Plane. Der Minister verstummte, der sprechende Beweis von Schuld verwirrte ihn so, daß selbst das Gefühl seiner Unschuld nicht durch die Finsterniß dringen konnte, die diese unerwartete Wendung vor seine Sinne zog. Der Fürst sah ihn wüthend an und sagte: „Lange konnt' ich von Euch erwarten, daß Ihr endlich die Thorheit Eurer Aufführung durch Verrätherei an mir zu heilen suchen würdet." Dieser Vorwurf zog die Decke von den Augen des Verstummten weg; das Gefühl seiner Redlichkeit wollte seine starre Zunge beleben; der Fürst befahl ihm,

zu schweigen, seine Stelle niederzulegen, nach Hause zu gehen und sich nicht zu entfernen, bis ein Gericht über ihn gesprochen.

Der Unglückliche ging, dicke Thränen rollten in seinen Bart. Die Verzweiflung entriß seiner Tochter das Geheimniß ihrer Schande und der Mutter das Geständniß ihres Verbrechens. Die Kraft seines Geistes zersprang, seine Sinne verwirrten sich und nur das schrecklichste Schicksal, das den Menschen treffen kann — Stumpfheit und Wahnsinn zogen einen düstern Schleier vor das Erinnern des Vergangnen und heilten durch eine gänzliche Zerstörung sein Herz von den grausamen Wunden, die ihm seine Nächsten geschlagen.

In diesem Augenblicke führte der Teufel Fausten in das Zimmer des Ministers, nachdem er ihn vorher von der ganzen Geschichte unterrichtet hatte. Noch hatte die Zerstörung nicht alle Vorstellungskraft verdunkelt, alle Fibern des Gefühls gelöst, noch stammelte die Zunge die letzten Empfindungen über das erlittene Weh, noch träufelte der letzte Thau aus den Augen des Unglücklichen auf die elende Tochter, die seine Knie umfaßte und deren Gesicht die starre Verzweiflung, der peinlichste Schmerz entstellten. Er lächelte noch einmal — spielte mit ihren heruntergefallenen Haaren, lächelte noch einmal — sein Sohn trat herein und wollte freudig auf ihn zustürzen. Er sah ihn starr an, ein wilder Ton der Raserei, der die Nerven durchbebt, das Herz durchschaudert, drängte sich aus seiner Brust hervor und der sanfte Dulder ward für immer ein Gegenstand des Schreckens und des peinvollsten Mitleids.

6.

Fauſt wüthete und ſtieß fürchterliche Flüche aus. Er entſchloß ſich, dem Fürſten den ganzen Vorgang zu entdecken und den Betrüger zu entlarven. Der Teufel lächelte und rieth ihm, leiſe zu Werke zu gehen, wenn es ihm darum zu thun wäre, dieſen Fürſten, den er ihm als ein Muſter menſchlicher Tugend angeprieſen hätte, genau kennen zu lernen. Fauſt eilte ſo geſtimmt nach Hofe, und ſicher, durch dieſe Entdeckung den Fall des Günſtlings zu bewirken, enthüllte er dem Fürſten alles, in einem kalten, geſetzten Tone. Als er auf die Urſache kam, die den Grafen zu dieſer ſcheußlichen That verleitet hätte: nämlich ſich von der Verbindung mit der Tochter des Miniſters zu befreien, heiterte ſich das Geſicht des Fürſten auf, er ließ den Grafen rufen, umarmte ihn bei dem Eintritt und ſagte:

„Glücklich iſt der Fürſt, der einen Freund findet, der aus Gehorſam, aus Furcht, ihm zu mißfallen, auch wohl einen Streich wagt, der die gewöhnlichen Regeln der Moral verletzt. Der Miniſter hat immer als ein Thor gehandelt, es iſt mir lieb, daß ich ſeiner los bin, und du wirſt ſeine Stelle klüger verſehen.“

Fauſt ſtand einen Augenblick wie verſteinert; endlich durchglühte edle Wärme ſein Herz. Er malte mit ſchrecklichen Farben die Lage des Miniſters, brach dann in Wuth und Vorwürfe aus, vergaß ſelbſt der fürchterlichen Macht, der er gebot, entbrannte ganz im Gefühl eines Rächers der unterdrückten Menſchheit, der einem kalten Tyrannen die Larve abreißt, ſeines Schickſals unbekümmert. Man entließ ihn als

einen Wahnſinnigen. Der Teufel empfing ihn frohlockend; er blieb ſtumm, knirſchte in ſeinem Innerſten und freute ſich im giftigen Mißmuthe von den Menſchen ſich geriſſen zu haben.

7.

Um Mitternacht ließ der Graf den Teufel und Fauſten aufheben und ſie in ein enges, ſchreckliches Gefängniß werfen. Fauſt befahl dem Teufel, der Gewalt nachzugeben, weil er nun erfahren wollte, wie weit dieſe Heuchler ihre Bosheit treiben würden. Er nagte an den peinvollen Zweifeln ſeiner Seele in dem dunklen Kerker. Die ſchreckliche Scene des Tags malte ſich immer düſtrer vor ſeinen Augen, und es entſprangen gräßliche Gedanken gegen den, der das Schickſal der Menſchen leitet, aus dieſen ſchwarzen Betrachtungen. Sein Inneres war in Aufruhr, endlich rief er hohnlachend aus: „Wo iſt hier der Finger der Gottheit? Wo das Aug' der Vorſehung, das über die Wege des Gerechten waltet? Wahnſinnig ſeh' ich den Redlichen, den belohnt, der ihn zerſchlagen! Dem Tyrannen, der die Tugend heuchelt, entdeckt' ich die Bosheit ſeines Günſtlings, und er findet ihn ſeiner Freundſchaft, der Belohnung nur würdiger! Und es wäre Zweck, Ordnung und Zuſammenhang in der moraliſchen Welt? Nun, ſo ſind ſie auch in dem Gehirne dieſes armen Zerrütteten, den ſein Schöpfer ohne Schutz und Rache fallen ließ!" — (Er fuhr fort, und der Teufel horchte lächelnd.) „Iſt der Menſch durch die Kette der Nothwendigkeit gezwungen zu handeln, ſo muß man ſeine Handlungen und Thaten dem höchſten Weſen ſelbſt zuſchreiben und ſie hören dadurch auf, ſtrafbar zu ſeyn. Kann von einem vollkommenen Weſen etwas

anders als Gutes und Vollkommnes fließen? Nun; so sind es unsere Handlungen auch, so scheußlich sie uns vorkommen mögen, und wir sind ihr Opfer, ohne abzusehen, warum. Sind sie dennoch sträflich und scheußlich, wie sie uns scheinen, so ist dieses Wesen ungerecht gegen uns, denn es strukt Gräuel an uns, deren Quelle es selbst ist. Teufel, löse mir diese Räthsel auf, ich will wissen, warum der Gerechte leidet und der Ruchlose belohnt wird?"

Teufel. Faust, du hast zwei Fälle gesetzt; wie, wenn es noch einen dritten gäbe? Nämlich: daß ihr auf die Erde geworfen wäret, wie der Staub und das Gewürme, ohne Vorsicht und Unterschied; einem dunkeln Wirrwar überlassen, den man euch wie einen verworrenen Knäuel hingeworfen hätte, ihn auseinander zu zerren, und wenn euch das unmögliche Werk nicht gelänge, euch euer strenger Herr und Richter doch zur Rechenschaft dafür aufforderte? Wenn er nun, gleich einem Despoten, eurem Herzen darum solche zweideutige Gesetze und widersprechende Neigungen eingedrückt hätte, um sich die Erklärung des dunkeln Sinns derselben vorzubehalten, und nach Gefallen zu strafen und zu belohnen?

Faust. Bei welchem Philosophen bist du in die Schule gegangen, daß du mir ein Wenn nach dem andern auftischest? Ha, ich fühle es, der Mensch soll und muß in der Finsterniß tappen, sein Herz durch die täglichen Erscheinungen zerreißen lassen, und wenn er's auch mit dem Teufel versucht, Licht und Klarheit zu erringen. Wenn Laster und Thorheit den Gang der Welt befördern, so ist die Tugend Unsinn, da sie den nicht schützen kann, der ihr sein Leben weiht. So haben

wir dieſes Gefühl erkünſtelt, und unſre thieriſche Natur, die uns durch die Sinne zum Genuſſe des Augenblicks treibt, weiß nichts davon. In thörichter Hoffnung, in ſtolzem Wahnſinn blicken wir zu dem Himmel auf und erwarten in der fernen, ungewiſſen Zukunft den Lohn unſrer Unterwerfung, während der Triumph und Spott des Laſters um uns her erſchallt. Hier ſchwebe ich zwiſchen meinem zerriſſenen Herzen und meinem empörten Verſtand, wie der verzweifelnde Schiffer auf dem brauſenden Meere, deſſen Fahrzeug der Blitz entzündet hat. Vernichtung droht ihm die Gluth; Vernichtung die tobenden Wellen. Was ſoll mir dieſes Mitleiden, das mein Herz bei dem Leiden des Menſchengeſchlechts auflöst? Es werde zu Stein, wie die Herzen der Großen und Mächtigen, die die Menſchen bloß zu Mitteln ihrer Zwecke nutzen! Ihnen muß ich nun gleich werden und Hohn der Menſchheit ſprechen. Daß der Keim meines Daſeyns in dem Schooße meiner Mutter vertrocknet wäre! Daß nie meine Nerven dieſe Reizbarkeit erhalten hätten, nie das Gefühl von Recht und Unrecht in meiner Bruſt erwacht wäre! Mußte ich dieß an dem Menſchen erfahren, um in Gegenwart des Teufels ſeine Natur zu läſtern! Noch einmal, liſtiger Sophiſt, löſe mir dieſe Räthſel auf; enthülle mir dieſes Geheimniß und wenn auch Geſpenſter aus dem Dunkel hervorſpringen, die mich durch ihren Anblick tödteten.

Teufel. Beruhige dich und ſchüttele dieſen Zweifel ab; Keinem in Fleiſch gehüllt iſt es gegeben, dieſen Knoten zu löſen, und Tauſende werden ſich daran erwürgen. Vergiß den Zweck nicht, den wir uns bei unſerer erſtern Zuſammenkunft

vorgesetzt haben. Ich versprach dir, den Menschen nackend zu zeigen, um dich von den Vorurtheilen deiner Jugend und deiner Bücher zu heilen, damit sie dich in dem Genusse des Lebens nicht stören möchten; und wenn du wirst eingesehen haben, daß die sogenannte Leitung des Ewigen, dem du um meinetwillen entsagt hast, und vor dessen Angesicht ihr ungehindert die scheußlichsten Gräuel begeht, nur Wahn eures Stolzes ist, und dir dann noch Kraft im Herzen übrig bleibt, so will ich dir die schaudervollen Geheimnisse eröffnen, die dich nun umhüllen.

Faust (mit bittrem Gelächter). Nun, bei dem Dunkel der Hölle, das uns bei unsrer Geburt und bis zum Grabe umdampft, so wär' ich noch der Gescheidteste von allen, daß ich dem Wirrwarr entgangen bin, und dadurch, daß ich mich dir ergab, mein Schicksal willkührlich bestimmte, es entschied, wie es einem freien Wesen zusteht! (In sich mit verbißner Wuth.) Einem freien Wesen! ha! ha! ha! Ja frei, wie der Jagdhund, den ich am Seile leite, und den der Instinkt fortreißt, wenn er das Wild wittert.

Teufel. Glaube mir, Spötter, besäßen die Menschen die Zauberkraft, die du dem Dunkel entrissen hast, sie würden bald die Hölle entvölkern, und du würdest mehr Teufel auf der Erde herumfahren sehen, als Schutzheilige im Kalender stehen, oder als eure Tyrannen Soldaten im Solde halten, um euch zu unterjochen. Hei ho! welch ein trauriges Loos für einen Teufel, die tollen Begierden eines guten Kopfs auszuführen; was würde dann aus uns werden, wenn es jedem Schuft gelänge, uns aus der Hölle zu rufen?

Dieſe Bemerkung des Teufels wollte ſo eben der Laune Fauſts eine andere Richtung geben, als auf einmal eine neue Erſcheinung ihrer Unterredung ein Ende machte. Es traten ſechs Bewaffnete mit einer Blendlaterne herein, denen zwei Henker mit großen leeren Säcken folgten. Fauſt fragte, was ſie wollten, und der Anführer antwortete: „ſie möchten ſich bequemen, in dieſe Säcke zu kriechen, denn ſie hätten den Auftrag, die gnädigen Herren hineinzuſtecken, die Säcke zuzubinden und in den nahen Fluß zu tragen.“ Der Teufel erhob ein lautes Gelächter und ſagte: „Sieh doch, Fauſt, der Fürſt von *** will dich von dem Enthuſiasmus der Tugend abkühlen, den du ihm heute ſo warm gezeigt haſt.“ Fauſt ſah ihn ergrimmt an, gab ihm einen Wink; ein hölliſches Geſauſe erfüllte den gewölbten Kerker, die Schergen ſtürzten zitternd zu Boden und die Gefangenen fuhren hinaus.

Nun erſt erwachte das Gefühl der Rache in dem Herzen Fauſts und kleidete ſich in den Schmuck eines großen, edlen Berufs. Der Gedanke fuhr durch ſeine Seele: die Menſchheit an ihren Unterdrückern zu rächen. Ein ſtolzes Gefühl durchglühte ſeinen Buſen, die Macht des Teufels, dem er ſich auf Gefahr ſeines Selbſts ergeben, zu nutzen, um Gerechtigkeit an den Heuchlern und Böſewichtern auszuüben. Er rief dem Teufel zu:

„Fahre in den Palaſt und erwürge mir den, der mit der Tugend ein Spiel treibt! Vernichte den, der Verräther belohnt und den Gerechten wiſſend zertritt! Räche in meinem Namen die Menſchheit an ihm.“

Teufel. Fauſt, du greifſt der Rache des Rächers vor!

Faust. Seine Rache schläft und der Gerechte leidet; ich will den vertilgt sehen, der die Maske der Tugend trägt.

Teufel. So gebiete mir, die Pest über die Erde zu hauchen, daß das ganze Menschengeschlecht hinsterbe. Was soll aus ihnen werden, wenn dein Wahnsinn dauert? Du wirst nur die Hölle bevölkern, und alles wird seinen Gang gehen wie vor.

Faust. Hämischer Teufel, du möchtest ihn retten, daß er der Gräuel noch mehr begehen kann; freilich, Fürsten seines Gleichen verdienen den Schutz der Hölle, denn sie machen auf Erden die Tugend verdächtig, da sie das Laster belohnen. Er soll sterben; beladen mit seiner letzten That soll er bebend zur Verdammniß fahren.

Teufel. Thor, der Teufel freut sich des Mords des Sünders; was ich sage, geschieht bloß darum, mich gegen deine Vorwürfe in Zukunft zu sichern, damit dir keine Entschuldigung übrig bleibe. Die Folgen der That sind dein.

Faust. Sie seyen mein, ich lege sie gegen meine Sünden in die Wage. Eile und morde. Sey der Pfeil meiner Rache! Fasse den Günstling und schleudere ihn in den glühenden unfruchtbaren Sand des heißen Lybiens, daß er da langsam hinschmachte!

Teufel. Faust, ich gehorche; doch bedenke, Kühner, daß dir das Richteramt nicht gegeben ist.

Faust. Ich bin der Elendeste der Erde; aber nicht in diesem Augenblicke.

Teufel. Es ist Selbstrache, Verdruß, dich in ihm betrogen zu haben, die dich treiben.

Fauſt. Geſchwätziger Teufel, es iſt der Reſt des Unſinns meiner Jugend, der mich bei ſchlechten Thaten oft zu Mordgedanken reizte. Hätte ich das Unrecht der Menſchen ſehen und dulden können, würde ich dich aus der Hölle gerufen haben? Eile und vollziehe!

Leviathan erſchien in ſeiner Teufelsgeſtalt vor dem Bette des ſchlummernden Fürſten, brüllte ihn mit der Stimme der Hölle aus dem Schlaf und der Schrecken zermalmte den Erwachten. Dann faßte er den bebenden Günſtling, ſchleuderte ihn in den glühenden Sand Lybiens und fuhr zu Fauſt zurück: Die That iſt vollbracht! Sie ſetzten ſich beide auf den ſchnellen Wind und ſegelten zum Lande hinaus.

8.

Fauſt ſaß düſter auf ſeinem Pferde (denn da ſie über die Gränzen waren, hatten ſie durch des Teufels Vermittlung das Fuhrwerk verändert). Die letzte Geſchichte nagte noch immer an ſeinem Herzen; es verdroß ihn, dem Teufel in Anſehung der Menſchen gewiſſe Dinge zugeſtehen zu müſſen, und ſeine Laune ward um ſo bittrer, da er ſelbſt anfing, ſie in einem andern Lichte zu betrachten. Doch tröſtete ihn der Gedanke in ſeinem Mißmuth, den unglücklichen Miniſter an den Heuchlern gerächt zu haben. Der Stolz ſchwellte nach und nach ſein Herz ſo auf, daß er beinahe anfing, ſeine Verbindung mit dem Teufel als das Wagſtück eines Mannes anzuſehen, der ſeine Seele für das Beſte der Menſchen opfert, und dadurch alle Helden des Alterthums, die nur ihr zeitliches Daſeyn daranſetzten, übertrifft. Noch mehr, da dieſe

um des Ruhms willen ſich opferten, und alſo aus Eigennutz handelten, auf den er, vermöge ſeiner Verbindung, keinen Anſpruch machen konnte, ſo fiel vor ſeinen verblendeten Augen alle Vergleichung zwiſchen ihnen und ihm weg. Setze den Menſchen in welche Lage du willſt, ſey unbeſorgt, und laß nur ſeine Eigenliebe wirken; du ſiehſt, ſie weiß Fauſten ſelbſt die Ausſicht in die Hölle zu vergolden. Er vergaß in dieſem ſtolzen Gefühle die Beweggründe ſeiner Verbindung mit dem Teufel, ſeinen Hang zur Wolluſt und Genuß, und ſchwärmte ſich auf ſeinem Roſſe in geſpannter Phantaſie zum Ritter der Tugend, zum Rächer der Unſchuld. Ja, dieſer Selbſtbetrug ward ſogar ein Balſam für ſeinen gekränkten Geiſt, und er ſah gleichgültiger auf den peinlichen Gedanken, das nicht durch den Teufel entdeckt zu haben, was er ſo ſehnlich zu wiſſen gewünſcht hatte. Sein Herz ſchlief hiebei ſo ruhig an dem Abgrunde der Hölle ein, als der Fromme in die Arme des Todes ſinkt, der ihn in die ſeligen Gefilde hinüberträgt. Der Teufel ritt neben ihm her und ließ ihn ruhig ſeine Gloſſen machen. Er nur ſah in jedem dieſer vermeinten edlen Gefühle einen neuen Stoff zur künftigen Marter und Verzweiflung, und ſein Haß nahm in dem Maße gegen Fauſten zu, als ſich deſſen Ausſicht aufheiterte und erweiterte. Er genoß der Stunde voraus, worin alle dieſe glänzenden Lufterſcheinungen zuſammenſtürzen, alle dieſe bunten Bilder der Phantaſie ſich in die Farbe der Hölle hüllen und des Kühnen Herz ſo zerreißen würden, wie nie eines Sterblichen Herz zerriſſen ward. Nach langem Schweigen erhob endlich Fauſt die Stimme:

„Sage mir, wie ſteht es nun mit dem falſchen Günſtlinge?“

Teufel. Er ſchmachtet auf dem glühenden Sande, ſtreckt ſeine verdorrte Zunge aus dem brennenden Rachen, daß die Luft und der Thau ſie erfriſchen und befeuchten mögen; aber dort weht kein kühlender Wind und in Jahrtauſenden fällt kein erfriſchender Tropfen vom Himmel. Sein Blut kocht wie glühendes Metall in den Adern, die Strahlen der Sonne fallen ſenkrecht auf ſein nacktes Haupt. Schon rollt der Fluch gegen den Ewigen in ſeinem entflammten Gehirne, ſeine dürre Zunge vermag nicht, ihn auszuſprechen, er arbeitet in dem heißen Sande wie ein Maulwurf, um die feuchte Erde zu lecken, und öffnet ſich nur ein Grab. Iſt deine Rache befriedigt?

Fauſt. Rache? Warum nennſt du Ausübung der Gerechtigkeit Rache? Sieh, kalter Schauder überlief meine Haut bei deinen Worten; aber ich ſah ihn kalt lächeln, da ich ihm die Marter des Edlen und der Verführten ſchilderte.

Teufel. Die Zeit, die nur langſam den Schleier hebt, mag es entwickeln. Der Bauer, Fauſt, ſäet den Hanf, arbeitet ihn zum Stricke, ohne zu ahnen, daß ſein ſtrenger Herr ihn einſt damit wird geißeln laſſen, wenn er die Gebühren und Frohndienſte nicht abträgt. Was wird aus dir werden, wenn du den Menſchen in größerm Wirkungskreiſe ſehen wirſt? Wir haben dem Ungeheuer nur die erſte Haut abgezogen, was wird es dann ſeyn, wenn wir ihm die Bruſt aufreißen? Schnell würde der, welcher die Rache ſich vorbehalten hat, das Zeughaus des Donners ausleeren, wenn er

Thal erschallte: „Treibt die Hunde zurück! In d n Flammen sollen sie alle sterben!“ Die Bauern schrien, daß es den Himmel und die Felsen zersprengen müßte: „Wir sind unschuldig! der euch beleidigt hat, ist entflohen! Was haben wir und unsre Kinder verbrochen? Ach rettet nur sie!“ Die Reisigen peitschten sie von der Erde auf, trieben sie nach den Flammen, die Mütter warfen die Kinder nieder, in der Hoffnung, sie würden sich ihrer erbarmen, der Huf der Rosse zerschmetterte sie —

Faust rief wahnsinnig: Teufel, fliege und kehre nicht zurück, bis du des Wüthrichs Schloß, mit allem was es in sich faßt, aufgebrannt hast. Er kehre heim und finde Wiedervergeltung!

Der Teufel lächelte, schüttelte den Kopf, und flog davon. Faust warf sich unter einen Baum und blickte ungeduldig nach dem Schlosse. Als er es in Flammen sah, wähnte der Verwegne, die Ordnung der Dinge hergestellt zu haben und empfing den zurückkehrenden Teufel mit Zufriedenheit. Dieser fuhr siegend einher, verkündigte ihm den Jammer den er angerichtet und mit welcher Eile der Rauhgraf mit seinen Reisigen nach dem Schlosse zujage. Aber, Faust, setzte er hinzu, der Dampf des hölliſchen Pfuhls wird ihm einst nicht so entgegenstinken, als diese deine That. Sein junges, vielgeliebtes Weib ist vor einigen Tagen mit dem Erstgebornen niedergekommen“ —

Faust. Rette sie und den Neugebornen.

Teufel. Es ist zu spät; die schwache Mutter drückte ihn in ihre Arme und er brannte auf ihrem Herzen zu Asche.

Dieſe Poſt durchſchauderte die Seele Fauſts, er ſagte grimmig: „Ha, wie ſchnell der Teufel im Zerſtören iſt!“

Teufel. Fauſt, nicht ſo ſchnell, als der verwegne Menſch im Urtheil und Richten. Hättet ihr unſre Macht, längſt würdet ihr die Welt zertrümmert und zum Chaos gemacht haben. Beweiſeſt du es nicht, da du deine Herrſchaft über mich ſo unſinnig mißbrauchſt? Fahre nur zu! der Menſch, der ſich den Zügel läßt, gleicht dem Rade, das vom Berge rollt; wer kann es aufhalten? es ſpringt von Klippe zu Klippe, bis es zerſchmettert. Fauſt, gerne hätte ich den Unmündigen der Sünde reifen laſſen, nun iſt er der Hölle entgangen ſammt der Mutter; er brannte auf ihrem Herzen zu Aſche und ſie wehrte der ihn aufzehrenden Flamme noch mit den Knochen, von denen ſchon das Feuer das Fleiſch abgefreſſen hatte.

Fauſt. Du legſt es an mein Herz.

Er hüllte ſein Geſicht in ſeinen Mantel und netzte ihn mit ſeinen Thränen.

9.

Das Gefühl, die Tugend an den Laſterhaften rächen zu wollen, kühlte ſich in Fauſten etwas ab; endlich labte er ſeinen, durch die letzte Geſchichte gepeinigten Geiſt mit dem Gedanken, den ihm der Teufel vorſetzlich hinwarf, der Säugling und die Mutter ſeyen der Hölle entgangen. Auch erlaubten die Sinnlichkeit, das leichte Blut, das Streben nach Genuß, der Zug nach Veränderung, die Zweifel keiner Empfindung einen dauernden Eindruck in ſeinem Herzen. Da er alles mit lebhaftem Gefühl umfaßte, ſo brannten ſeine

Empfindungen wie Lichtkugeln auf, die einen Augenblick die Finsterniß erleuchten und dann zerplatzen.

Er blickte endlich wieder unter seinem Mantel hervor, sah Leviathan auf etwas hören und lächeln. Er fragte ihn: Worüber lächelst du, Würger? mich deucht, du horchst einem Redenden zu und gleichwohl seh' ich keinen.

Teufel. Du irrst dich nicht. So eben schwebte ein Geist einher, der sich mit ehebrecherischen Händeln abgibt und erzählt mir einen Schwank, über den ich lachen muß, so ernsthaft ich auch in deiner lästigen Gesellschaft geworden bin.

Faust. Erzähle! ich bedarf des Lustigen.

Teufel. Soll er oder ich?

Faust. Wer er? Ich seh' ihn nicht.

Teufel. Gleichwohl ist er nahe bei dir. Soll er dir erscheinen; oder willst du bloß seine Stimme hören? Sie ist so sanft, wie die Stimme des Ehebrechers, der zum ersten Falle lockt.

Faust. So sey's die Stimme; ein Schwank aus der Luft erzählt, ist etwas Neues, und ich bedarf des Neuen; aber lustig muß der Schwank seyn.

„Lustig und tragisch, Faust, wie's bei euch immer einander auf dem Fuße folgt;" sagte eine feine, hellklingende Stimme, die gleich einer Lockpfeife alle Töne nachahmte.

Die Stimme fuhr fort: „Ich komme so eben von Köln, das, wie Ihr wißt, mehr durch Kirchen und Reliquien berühmt ist, als durch Genies. Doch Hahnreie gibts dort mehr als Kirchen."

Faust. Ein sehr moralischer Teufel! und die Stimme hat viel gereist, denn sie fängt gleich mit Bemerkungen an. Narr von Geiste, von welchem Orte kann man dieß nicht sagen?

Stimme. Faust, die Wahrheit steht überall an ihrem rechten Platze. — Ich hatte mich dort in die Rosenknospen der weißen runden Brust einer Betschwester einquartirt; ihr Mann war nach Holland gereist. Sie fühlte den schäkernden unruhigen Gast durch alle mit meinem lüsternen Sitze verbundene Nerven, klagte über den besondern Umstand bei ihrem Beichtvater; es kam zu Erklärungen, und die Folge der Erklärungen war, daß er mich zufällig mit seinem Skapulier berührte. Mein Spuck war reif und ich flog davon. Wie ich durch die Straßen dahin fuhr, sah ich einen Schlingel, ganz in dem scheußlichen Kostüme ausstaffirt, womit uns eure Mönche beehren. Rothen Mantel, scheußliche Larve, ungeheure Hörner, einen Bocksfuß und langen Schwanz. Ich setzte mich zwischen die Hörner des Verwegeneu und trabte mit ihm fort. Er schlich in das Haus des Junkers von Trossel. Der Kerl war mir von seinem ersten Weibe her bekannt, und verdient, es Euch zu werden. Stellt Euch einen westphälischen Flegel von Junker sechs Fuß hoch vor; zwischen seinen breiten Schultern einen runden, feisten Kalbskopf, auf dessen Angesicht die Natur mit grober Schrift den eigensinnigen Dummkopf, den Pfaffensklaven, den hartherzigen, rauhen, prahlenden Barbaren, den Bürger- und Bauernschinder nnd den Hahnrei gezeichnet hat. Seine Erziehung gaben ihm die Buben, Knechte und Knappen des hochgeborenen Vaters, in deren Schule er auch ein so fertiger und

origineller Flucher ward, daß es kein Fuhrmann seines Vaterlands mit ihm aufzunehmen wagte. Der Kapellan lehrte ihn ein wenig lesen, stopfte ihm das Gehirn voll Legenden und Zaubergeschichten, und da er so zum Junker qualifizirt war, gab man ihm ein Fähnlein Volks und schickte ihn dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe. Wacker hieb er in den Feind, doch führte er lieber mit dem Freunde Krieg, raubte, erpreßt und handelte, wie ein Kerl handelt, der kein ander Recht kennt, als das Recht seiner Faust und seines Adels. Eine übermäßige Ladung ungarischen Weins machte seinem Unwesen ein Ende und stürzte ihn vom Pferde; er verrenkte sich die Hüfte, ward in der Kur verpfuscht und setzte sich in Köln zur Ruhe. Hier legte er sich aus Mißmuth und Langweile aufs Studiren, verschlang alle Legenden, alle Zauber- und Hexengeschichten, erhitzte, verwilderte seine leere Einbildungskraft und faßte aus Patriotismus (worin ihr Deutschen alle Völker der Erde übertrefft) ganz natürlich eine besondre Vorliebe für die Reliquien und Legenden des Orts seines Aufenthalts. Nichts übertraf nach seinem Sinne das Wunder der eilftausend Jungfrauen (und darin hatte er nicht Unrecht). Die Legende der heiligen drei Könige aus Morgenland wurde sein Labsal, und schon vor seiner ersten Ehe unternahm er, ihre Geschichte zu schreiben, bisher ist er aber noch nicht mit ihnen nach Bethlehem gekommen. Er schreibt, wie du siehst, nach deutscher Art und Kunst. Doch alle diese frommen Beschäftigungen bekehrten den Flucher nicht. Pfaff und Laie machten ihm Vorstellungen darüber; unter neuen, schrecklichern Flüchen versicherte er, er wolle sich das Fluchen abgewöhnen.

Nehmt noch hinzu, daß dieſes Thier vom vielen Sitzen hypochondriſch geworden iſt, daß er ſich erſchrecklich vor dem Tode und noch mehr vor unſrer Brüderſchaft fürchtet, die er gleichwohl ohne Unterlaß citirt, und um den Kerl mit dem letzten Zug zu malen, daß er eiferſüchtig wie ein Tiger iſt, daß er ſein Weib nicht aus den Augen läßt, daß ſie neben ſeinem gepolſterten Seſſel hucken und ihm zuhören muß, wenn er die Legende kommentirt oder von ſeinen Feldzügen lügt. Vor kurzem verheirathete er ſich mit einer derben, fleiſchigten Brünette — ein lüſterner Schalk, ganz auf dem ſchwankenden Stengel der Unſchuld gewachſen und nur vom weiblichen Sinne gepflegt. Ich hatte ſchon ein Netz für ſie gewirkt; aber der Schalk kam mir, wie ihr ſehen werdet, zuvor. Der Mönchsteufel polterte die Treppe hinauf — Ich, der ihm ablauerte, worauf es angeſehen war, umzog ſchnell ſeine Hörner mit loderndem, knitterndem Feuer, und ſetzte mich in Geſtalt einer ungeheuern Fledermaus mit glühenden Augen dazwiſchen — Der Mönchsteufel trat vor das Bett und ſchrie:

Troſſel! Troſſel! Herr von Troſſel! Mich ſendet Satan, mein Herr. Mit freundlichem Gruße läßt er dir ſagen, daß, wenn du dein ſchreckliches Fluchen nicht läſſeſt, womit du ihn jeden Augenblick zu Hülfe rufeſt, er bald genöthigt ſeyn wird, dir in hoher Perſon den Hals zu brechen. Schon lange hätte er's gern gethan; aber du ſtehſt unter dem Schutze der elftauſend Jungfrauen, der drei Mohrenkönige, und dieſe vertheidigen dich gegen ihn. Doch ſollen ſie ihn nicht hindern, dir für jeden Fluch, den du in Zukunft herausdonnern wirſt, einen Liebhaber zu deinem jungen Weibe Lene zu legen. Weh

dir, wenn du alsdann dein unschuldiges Weib und den unschuldigen Kavalier beleidigest. —

Der Mönchsteufel polterte die Treppe hinunter. Trossel zitterte und bebte — Lene war bei der Erscheinung unter die Bettdecke gekrochen und streckte nicht eher den Kopf hervor, als bis er ihr in Verzweiflung zurief. Dann fing sie erbärmlich an zu klagen und zu jammern über das Unglück, das ihr bevorstände und beschwor den Todtbleichen bei allen Heiligen, sich ja vor dem Fluchen in Acht zu nehmen. Er gelobte sich's und ihr unter Stöhnen und Gebet. Ich eilte dem Kerl nach, der uns so schändlich prostituirt hatte und begleitete ihn nach der Rheinseite. Ein junger Edelmann, dem der Schalk von Weibe dieses saubere Spiel in der Kirche angegeben hatte, wartete dort auf ihn — der Kerl kroch aus der Maske hervor — es war ein Bettelmönch, Faustl.

Trossel saß den ganzen Tag stumm und todt da, denn reden und fluchen war bei ihm eins. Der Schalk von Brunette blickte aus halbgeöffneten Augen nach dem Unglücklichen, und schien nach einem Fluche zu lechzen, wie, nach eurer Vorstellung, eine Seele im Fegfeuer nach Erlösung. Gleichwohl schärfte sie ihm ohne Unterlaß ein, sich ja vor dem Fluchen in Acht zu nehmen; malte ihm den Teufel und die Gefahr immer schrecklicher und sagte weinend, sie würde nie den fürchterlichen Augenblick überleben. Trossel seufzte zum erstenmal herzlich in seinem Leben; er war nun ein lebloses Ding, ein Schatten, ein Nichts. Man bestahl ihn, warf seine Legenden untereinander, trat seinen Lieblingshund auf die Pfoten, war mürrisch, zänkisch, unverschämt gegen ihn, er

verlor durch ungerechten Spruch einen Prozeß — er biß die Zähne zuſammen, ſchluckte die bis in die Gurgel gedrungenen Flüche zurück, erduldete alles und ſchwieg. Er war dem Stummwerden nahe und ſchon verzweifelte Lene, als ihm mein Bettelmönch, unter der Maske eines reiſenden Edelmanns, von Troſſels Kriegsbruder empfohlen, eines Abends einen Beſuch machte und der lechzenden Brünette Gelegenheit verſchaffte, den gefeſſelten Flüchen Luft zu machen. Das Mönchlein ließ ſich, glattzüngig, mit Troſſel in eine Unterredung über die drei Mohrenkönige ein. Die Beredtſamkeit des Stummen ward lebendig, er floß in ihrem Lobe über, las ihm aus ſeinem Werke vor und die Brünette horchte andächtig zu. Als ihn der Mönch recht im Feuer ſah, ſagte er ſpöttiſch lachend: Drei Könige? Drei Könige auf einmal? Und was wollten ſie denn in Köln? Was hatten ſie am Rheine zu thun? Hatten ſie denn zu Hauſe keine Geſchäfte, daß ſie herumzogen, wie Meiſterſänger? Was mögen indeſſen ihre Unterthanen gemacht haben? Nehmt mir nicht übel, ſo viel ich von Königen weiß, ſo laufen ſie nicht ſo von Haus und Hof, es müßte denn ſeyn, daß ſie müßten. Das iſt alles Fabel und albernes Zeug!

Troſſel wurde blau und roth. Die Kolleraber ſchwoll auf ſeiner Stirne. Der Geifer des Zorns ſchäumte um ſeine blaurothen Lippen. Er zog krampfhaft die Daumen in die Fäuſte, ſchnitt fürchterliche Grimaſſen, blies aus Mund und Naſe, wollte eben, um die Flüche zurückzupreſſen, nach ſeiner Krücke greifen, um dem Läſterer eins zu verſetzen; aber das freundliche Lenchen ſprang erſchrocken auf; liebkoste ihn,

ſtreichelte ihn, gab ihm ſüße Worte und [illegible] an ihn, ſetzte unter Liebkoſungen ihr Fü[illegible] neraug' des Grimmigen und trat aus allen ihren [illegible] darauf. Da brach der eingeſchloſſene Donner los. Die [illegible] lichſten Flüche ſtrömten aus ſeinem Munde, wie eine [illegible] gelaſſene Fluth — ſtürzten wie der Hagel herunter — der [illegible] entfloh — die Brünette ſank zu ſeinen Füßen, ſchrie: Du haſt mich unglücklich gemacht, meine Ehre weggeflucht! und fiel in Ohnmacht. Starr, bebend und bleich ſtand der Flucher da. Mit noch gräßlichern Flüchen rief er endlich: Warum haſt du mir auf das Hühneraug' getreten? Hab' ich meine verdammte Zunge nicht bis auf dieſen Augenblick gehalten! — Warum haſt du geflucht, erwiederte Lene. Dir iſt alles gleichgültig, wenn nur dich der Bocksfüßler nicht holt, und meine Ehre immer dabei leiden! Ich konnte dem Kitzel des Lachens nicht mehr widerſtehen. Wer lacht dahier? klapperte Troſſel. Der Teufel, ſchrie die Brünette. Das edle Paar entfloh, kroch ins Bette, und kaum hatte ſich Troſſel von ſeinem Schrecken erholt, kaum fing er an zu ſchnarchen, als ihn eine gellende Stimme aufweckte: Heraus aus dem Bette Flucher! Wider Willen muß ich dich heute zum Hahn machen. Doch fürchte nichts, ich bin wie du, von ehrlichen Eltern geboren, und werde dir nichts zu leide thun. Alles geſchieht zum Heil deiner Seele, aber wenn du [illegible] rührſt, ſo kommt der Schwarze!

Troſſel ſprang aus dem Bette, kroch in einen Win[illegible] zog die Nachtmütze über das Geſicht und klapperte vor [illegible] und Angſt. Nach einigen Stunden rief die Stimme: [illegible]

dich wieder zu Bette und vergiß nicht, daß mein Schicksal ist, für jeden deiner Flüche deinen Platz einzunehmen, und das deine, es zu leiden!

Die Stimme stieg zum Fenster hinaus. Lenchen spielte noch toller die Verzweifelte und ihr Haustyrann, der so streng auf sein Männerrecht hielt, der nicht den geringsten Widerspruch vertragen konnte, mußte nun bitten und flehen, sie möchte ihm nur dießmal verzeihen.

Man stellte dem Flucher neue Fallen, lange vermied er sie; da aber einmal die Brünette das Mittel entdeckt hatte, seine Zunge zu lösen, so spielte sie so lange auf dieser Saite, bis sie etwas erschlaffte. Ein Streich gelang ihr über alle Hoffnung. Der Arme hatte den ganzen Tag an einem Kapitel seines Werks gearbeitet, darin bewiesen, daß seine Schutzherrn aus dem Morgenlande nicht zu Fuße, sondern auf Kameelen von Hause aus geritten wären und daß ein geflügelter Bote von oben ihnen bei Nacht eine Laterne vorgetragen hätte. Lene, die seine Anstrengung während der Arbeit und seine endliche Zufriedenheit darüber bemerkte, zerriß die Blätter, sobald er sich einen Augenblick entfernte, wickelte Garn in die Fetzen — legte in ein Blatt einen Kreuzer, zündete es an und warf es einem singenden Bettler aus dem Fenster zu. Trossel kam zurück, wollte ihr nun seine Tagesarbeit vorlesen; fand sie nicht, fragte zitternd darnach; Lene ließ sich dreimal erklären, was er wollte, und sagte endlich mit kalter Verachtung: Hier sind deine Wische! ich hielt es für eine Schmiererei, dergleichen du hunderte des Tags machst und wieder zerreißest! Knirschend vor Wuth, öffnete er die

Knäuel Garn, warf sie ihr bru[illegible] Schooß, legte seine Fetzen zusammen und rief mit [illegible]er Stimme: Wo ist das Uebrige? „Zum Fenster hinaus!“ — Zum Fenster hinaus? — Die Flüche donnerten heraus, daß die Fenster zitterten, das Glas auf dem Tisch erklang. Lene stopfte sich die Ohren zu, spielte die vorige Komödie; der Gast kam, Trossel mußte das Bett verlassen und murmelte dabei zwischen den Zähnen: Ich wollte, daß die drei Mohrenkönige die Beine gebrochen hätten! schon zum zweitenmal machen sie mich zum Hahnrei.

Und sie sollen's zum dritten-, vierten- und fünftenmal, verwegener Sünder! Ein Fluch gegen die Heiligen ist Todessünde! rief die Stimme hinter den Bettvorhängen hervor.

Der Gast hielt Wort. Da nun Trosseln die Besuche zu oft kamen, so sagte er diesen Morgen zu Leuchen: Ich kann es nicht mehr ertragen! Ich mag machen was ich will — mag ersticken, bersten — fluchen muß ich! Ich will den Nachmittag nach dem Pater Orbelius schicken, daß er mich morgen früh besuche, ihm dann alles erzählen und ihn bitten, daß er mir und dir helfe.

Lene lobte seinen Entschluß; schlich aber bald darauf in ihr Kämmerlein, setzte sich hin, ihrem Galan den Vorfall zu melden und ihm zu schreiben, er sollte Abends den Teufel mit dem Auftrag schicken, Trosseln mit dem Tode zu drohen, wenn er die Erscheinung entdecke.

Ich, schon zufrieden mit dem, was geschehen war, schlich ihr nach, warf ein hellrothes Mäntelchen um die Schultern, steckte mich in einen Wamms von rauhen Fellen des Alps,

legte ein Krägelchen um den Hals, aus rothen, blauen, gelb und grünen Flammen gewebt, ſtellte mich auf zwei hohe Hahnenfüße mit langen Spornen, nahm eine ſcheußliche Krötenmaske vor und bedeckte den feuchten, kahlen Schädel mit einem Federhut. Statt des Schwanzes wickelte ſich eine ungeheure Schlange um meinen Leib, ihr Rachen ragte aus dem geöffneten Schlunde der Krötenmaske weit hervor, und ſo geſchmückt ſtellte ich mich hinter den Stuhl der Schreibenden und ziſchelte ihr mit ausgeſtreckter Schlangenzunge in einem ſüßen, gefälligen Tone zu: Bemüht Euch nicht, gnädige Frau, wenn Ihr einen Teufel braucht, da habt Ihr gleich den rechten. Befehlt nur!

Die Folgen meines Grußes, Fauſt, nebſt der Moral: wenn wir uns wieder begegnen."

Die Stimme ſchwieg und Fauſt fühlte den Geiſt an ſich vorüber ſauſen. Er ſchrie: Wo iſt er hin? Die Moral will ich hören.

Teufel. Hol hol ſoll dieſe der Teufel auch machen? und ſeinen Schwank verderben, wie eure Poeten? Er iſt ſchon weit weg; vermuthlich hat er einen neuen Spuck gewittert! Hm, Fauſt, es fehlt den deutſchen Weibern, wie ich ſehe, nicht an Genie, und wenn ſie nichts aus euch machen, ſo geb' ich alle Hoffnung auf.

Unter Gloſſen und Lachen über den Schwank ritten ſie in das Thor der vor ihnen liegenden Stadt und die gute Mahlzeit, die herrlichen Weine, die ſie dort fanden, ſchlugen bald Fauſts trübe Geiſter völlig nieder. Da nun eben in der Stadt Jahrmarkt war, ſo ging Fauſt mit

dem Teufel nach Tische auf den Platz um das Gewimmel zu sehen.

Es war ein sonderbares Land, worin sie sich jetzt befanden. In einem Kloster der Stadt lebte ein junger Mönch, dem es ohne viele Mühe gelungen war, einige wenige Funken von Verstand durch das Feuer seiner Einbildungskraft gänzlich aufzubrennen und sich so mächtig von der Kraft des religiösen Glaubens zu überzeugen, daß er hoffte, wenn einst seine Seele den wahren Schwung erhielte und der Geist Gottes ihn völlig durchsauste, es ihm ein Leichtes seyn würde, Berge zu versetzen und sich als ein neuer Apostel in Wundern und Thaten zu zeigen. Ueberdem zog er, gleich einem trocknen Schwamme, die Thorheiten und Charletanerien ein, die andere ausheckten, ein Umstand, wodurch sich die Schwärmer von den Philosophen gänzlich unterscheiden; denn diese hassen und verachten die Hypothesen eines andern, da jene alles Unrath des menschlichen Geistes aufnehmen und sich zu eigen machen. Da dieser junge Mönch, wie jeder Schwärmer, der von seinem Gegenstande durchdrungen ist, ein feuriger Redner war, so zog er bald die Seelen der Männlein und vorzüglich der Weiber (die alles Leidenschaftliche so gern aufnehmen) an sich. Seine Einbildungskraft verschaffte ihm bald einen neuen Zauberstab; denn da er, vermöge seiner innigen Verbindung mit dem höchsten Wesen, eine hohe Meinung von den Menschen hatte, so faßte er in einer seiner glühenden Stunden den Entschluß, dieses Meisterwerk der Vorsehung, diesen Liebling des Himmels, für den alles übrige gemacht ist, physiognomisch zu zergliedern und sein Inneres durch

ſein Aeußeres zu beſtimmen. Leute von ſeinem Schlage betrügen ſich ſo oft ſelbſt, daß man nicht mit Gewißheit ſagen kann, ob ihm etwa ein verborgner Funken des Verſtandes zugeliſpelt hat, dieſe neue Schwärmerei würde der alten einen neuen Firniß geben und die frommen Seelen, über deren Geſicht ſich ſo viel herrliche Dinge ſagen ließen, noch mehr an ihn ziehen. Da er nur die vier Wände ſeiner Zelle und Leute ſeiner Art geſehen hatte, übrigens in Anſehung der Menſchen, der Welt und wahrer Wiſſenſchaften ſo unwiſſend war, als es Leute von heißer Einbildungskraft gewöhnlich ſind, die obendrein alle aufſtoßende Zweifel mit dem zerſchmetternden Hammer des Glaubens zerſchlagen, ſo läßt ſich leicht ſchließen, daß auch nur die Phantaſie allein bei ſeinem Werke die Feder führte. Aber eben darum that es eine erſtaunende Wirkung auf die Geiſter aller derer, die lieber verworren fühlen, als klar denken. Dieß iſt der Fall des größten Theils der Menſchen und da die Tage des Lebens unter dem angenehmen Kitzel des geliebten Selbſt ſo ſanft dahinfließen, ſo konnte es ihm nicht an Anbetern fehlen. Es thut ſo wohl, ſich als ein vielgeliebtes, vorzüglich beſorgtes Schooßkind der Gottheit anzuſehen und über die übrigen rohen Söhne der Natur mit Verachtung und Mitleiden hinzuſehen! Unſer Mönch blieb aber nicht bei den Menſchen allein ſtehen, er ſtieg auch zu den andern unedlen Thieren der Erde herunter, beſtimmte ihre Eigenſchaften aus ihren Geſichtern, ihrem Baue und glaubte große Entdeckungen gemacht zu haben, wenn er aus den Klauen, den Zähnen, dem Blicke des Löwen und dem ſchwächlichen, leichten Baue des Haſen bewies,

warum der Löwe kein Hase und der Hase kein Löwe sey. Es wunderte ihn gewaltig, daß es ihm gelungen, die bestimmten und unveränderlichen Merkzeichen der thierischen Natur so klar beweisen und auf den Menschen anwenden zu können, obgleich die Gesellschaft das Gesicht des letztern zur Maske geschliffen hat, und er nie einen in seinem ursprünglichen Zustande sah. Hierauf drang er selbst in das Reich der Todten, zog die Schädel aus den Gräbern, die Gebeine der Thiere aus den Gruben und zeigte den Lebenden, wie und warum die Todten so waren und wie sie vermöge dieser Knochen so und nicht anders seyn konnten. Zu was für gefährlichen Schlüssen könnten diese Voraussetzungen einen Sophisten oder einen Menschen, der gern seine Schlechtigkeit von sich wälzen möchte, verleiten? Soll, kann der Mensch durch Kunst ersetzen, was durch natürliche Anlagen in ihm verhunzt ist?

Dem Teufel war dieser Spuck bekannt und er merkte wohl, da sie im Wirthshause bei Tische saßen, daß einige Anwesende und selbst der Wirth ihn und Faustens mit besonderer Aufmerksamkeit betrachteten und sich leise ihre Beobachtungen mittheilten, während sie verstohlen ihre Profile zeichneten. Auch zu Faust war der Ruf dieses Wundermanns gedrungen; hatte ihn aber bisher so wenig interessirt, daß er auf dieses Geflüster nicht aufmerksam ward. Da sie nun auf den Platz kamen, überraschte sie ein ganz neues Schauspiel. Dieses Gewimmel von Menschen war die ächte Schule der Gesichtspäher. Jeder konnte da seinen Mann fassen und sein Gesicht auf die Wage legen, die Kräfte seiner Seele abzuwägen. Einige standen vor Müllereseln, Pferden, Ziegen, Schweinen,

Hunden und Schafen, andre hielten Spinnen, Käfer, Ameiſen und andre Inſekten zwiſchen den Fingern, forſchten mit ſcharfem Blicke nach ihrem innern Charakter und ſuchten zu entwickeln, wie ſich ihr Inſtinkt aus dem Aeußern beſtimmen ließe. Einige maßen Schädel von Menſchen und Thieren aus, beurtheilten das Gewicht und die Schärfe ihrer Kinnladen und Zähne und riethen, welchem Thiere ſie zugehörten. Da aber Fauſt und der Teufel unter ſie traten, hörte man ſie ausrufen: Welch eine Naſe! Welche Augen! Welch ein forſchender Blick! Welch eine liebliche, ſanfte Rundung des Kinns! Welche Kraft ohne Schwäche! Welche Intuition! Welche Durchdringlichkeit! Welche Helle und Beſtimmtheit im Umriſſe! Welch ein kraftvoller, bedeutender Gang! Welches Rollen der Augen! Welch ein Wurf der Glieder! Wie einverſtanden und harmoniſch! „Ich gäbe, ich weiß nicht was darum, wenn ich die Handſchrift der Herren hätte," ſagte ein Weber, „um den ſchnellen und leichten Gang ihrer Denkkraft aus ihren Federzügen zu ſehen." Sie zogen alle ihr Reißblei aus den Taſchen und nahmen ihre Profile. Der Teufel verzerrte bei Anhörung dieſer Fratzen das Geſicht und einer der Späher ſchrie: „Der innre Löwe Kraft hat ſich gegen eine äußre Verſuchung oder einen ſchwächlichen Gedanken geſchüttelt!"

Fauſt belächelte die Narrheit, als auf einmal ein engliſches Geſicht aus einem nahen Fenſter auf ihn blickte und in ſüßer Verwunderung rief: „Heilige Katharine! welch ein herrlicher Kopf! welch eine himmliſche, liebevolle, ſanfte Schwärmerei! Welch Gefühl und Anhänglichkeit athmende Phiſiognomie!"

Diese Töne erklangen melodisch in dem Herzen Fausts. Er starrte nach dem Fenster, sie sah noch einen Augenblick auf ihn, zog sich zurück und Faust sagte zu dem Teufel:

„Ich verlasse diesen Ort nicht, bis ich mit dieser Dirne gelegen habe. Die Wollust schimmert unter einem so frommen Glanze aus ihren Augen, als sollte er der Sinnlichkeit die wahre Würze mittheilen.“

Sie wandten sich kaum nach einer Seitenstraße, als einer der Späher zu ihnen trat und sie keck um die Physiognomie ihrer Handschrift bat, um, wie er sie versicherte: „die Tricheit oder Fertigkeit ihrer hervorbringenden Kräft, die Gerndheit, Standhaftigkeit, Reinheit oder Schiefheit ihres Charakters daraus zu entziffern.“ Er setzte hinzu: „Es habe ihm bisher kein Fremder diese Gefälligkeit abgeschlagen, und er hoffe von ihnen ein Gleiches.“

Hierauf zog er ein Taschenbuch, Feder und Dinte hervor und spitzte die Ohren voller Erwartung.

Faust. Nicht so rasch, guter Freund, Dienst um Dienst: sagt mir vorerst, wer ist die Jungfrau in jenem Hause, die ich eben am Fenster sah und deren Aeußeres so englisch schön ist?

Späher. O, sie ist ein Engel in allem Verstande. Unser großer Seher versichert von ihr, ihre Augen seyen Spiegel der Reinheit und Keuschheit. Ihr holder Mund sey nur geschaffen, die hohe Begeisterung eines von himmlischen Dingen erfüllten Herzens auszudrücken. Ihre Stirne sey ein glänzender Schild der Tugend, an dem sich alle Versuchungen, alle irdische und sinnliche Gefühle zerschlügen. Ihre Nase wittere die Gefilde der Unsterblichen. Sie sey [illegible]

Schönheit und aller der Tugenden, die dieſe begleiten, wenn die Gottheit eine vollkommen ſchöne Seele dem Auge des Fleiſches ſichtbar machen wollte.

Fauſt. Ihr malt wahrlich nicht mit Farben der Erde; aber ſagt mir nun auch etwas von ihren irdiſchen Verhältniſſen.

Späher. Dieſe ſind freilich nicht ſo glänzend wie die erſtern, aber doch hinreichend, ihre Ausübung nicht zu ſtören.

Fauſt. Und ſie heißt?

Späher. Angelika.

Sie ſchrieben Worte ohne Sinn auf ein Blatt und der Späher verſchwand vergnügt mit ſeinem Schatze.

Fauſt. Teufel, wie meinſt du, daß dem frommen Kinde beizukommen ſey? Ich bin nun recht in der Laune, das Ideal dieſes Sehers zu verpfuſchen.

Teufel. Auf der geraden Heerſtraße zu dem menſchlichen Herzen, Fauſt, darauf wird ſie dir gewiß begegnen; denn früh oder ſpäter muß jeder dahin einlenken, ſeine Phantaſie mag ihn noch ſo weit davon entfernt haben.

Fauſt. Es muß ein reizender Genuß ſeyn, eine ſolche zugeſpitzte Einbildungskraft mit Bildern der Wolluſt zu füllen.

Teufel. Der Mönch hat dir ſchon vorgearbeitet und ihre Sinnlichkeit ſo geſchärft, ihr Seelchen mit ſo viel Eitelkeit und Selbſtvertrauen angefüllt, ihre Frömmigkeit ſo ſinnlich gemacht, daß es weiter nichts erfordert, als gehörig an dem Herzen anzuklopfen, um ſich als wirklichern Gegenſtand der Schwärmerei hineinzuniſten. Laß mich eine Probe machen, zu was die Schwärmerei die Weiber endlich führt.

Faust. Und schnell! Ich habe bei Nonnen gelegen und sie wie andere Weiber gefunden; laß mich nun sehen, wie sich eine Schwärmerin dabei geberdet.

10.

Dem Teufel war darum zu thun, eine solche Seele dem Himmel zu stehlen, Fausts Sündenmaaß schneller zu füllen, und stand in einem Augenblick unter der Gestalt eines alten Mannes mit einem Guckkasten vor Faust, gab ihm einen Wink und schlich nach dem Markte. Hier schlug er seine Bude auf und rief den Pöbel zusammen, seine schönen Raritäten zu schauen. Das Volk drang hinzu, Mägde und Knechte, Jungfrauen und Wittwen, Kinder und Greise. Der Teufel gaukelte ihnen allerlei Histörchen vor, die er mit frommen Erläuterungen und moralischen Sprüchen begleitete. Jedermann trat vergnügt von dem Guckkasten zurück und reizte die Zuschauer mit Erzählung der gesehenen Wunder. Die englische Angelika sah aus dem Fenster, und da sie den Teufel mit einem so frommen Tone die Vorspiegelung seiner Histörchen ableiern hörte, fühlte sie eine unwiderstehliche Versuchung, die Wunder des Kastens zu sehen und dem frommen Greise ein Almosen zufließen zu lassen. Der Teufel ward gerufen. Er fühlte sich selbst betroffen von ihrer wunderbaren Schönheit, ihrer Sanftmuth und Güte, und ward um so begieriger ihre Sinne zu verwirren. Nun legte sie ihr schwärmerisches Auge an die Oeffnung des Kastens, der Teufel leierte seine Alltagssprüche herunter und gaukelte ihr stufenweis die Bilder der Liebe bis zu den ausschweifendsten Vorst[illegible]

Wollust und des sinnlichen Genusses vor; führte ihre Phantasie so rasch und unmerklich vom Geistigen zum Sinnlichen hinüber, daß sie die Schattirung kaum gewahr werden konnte. Wenn sie das Auge zurückziehen wollte, so verwandelte sich der anstößige Gegenstand in ein erhabenes Bild, das den widrigen Eindruck auslöschte und das Herz für das folgende zündbarer machte. Ihre Wangen glühten, sie glaubte vor einer bezauberten, unbekannten Welt zu stehen. In allen diesen Scenen ließ der Tausendkünstler Fausts Gestalt erscheinen und versetzte sie immer in die anziehendsten Lagen. Sie sah ihn einen Schatten verfolgen, der ihr glich, und um ihretwillen die größten Thaten unternahm, sich den schrecklichsten Gefahren unterwarf, und nachdem er ihre Aufmerksamkeit gänzlich gefesselt hatte und wahrnahm, daß die Neugierde die Verwicklung, worin Fausts Gestalt mit ihr verflochten war, aufzulösen wünschte, so verwandelte er die Scene und ließ in schnellem Wirrwar die schlüpfrigsten und üppigsten Erscheinungen der thierischen Liebe, mit den reizendsten Farben bekleidet, vor den Augen der unschuldigen Lauscherin gaukeln. Der Blitz erleuchtet nicht so schnell das Dunkel, der Wunsch nach Ehebruch entsteht nicht so schnell in dem Herzen des Wollüstlings, als diese Erscheinungen vorüberflogen. Eine Sekunde ist Dauer dagegen. Kaum hatte die Unschuldige das Auge an den Kasten gelegt, als das Gift schon in ihr Herz geflossen war. Sie sah, bevor sie fliehen konnte. Nun deckte sie mit beiden Händen ihre Augen, floh nach ihrem Schlafzimmer und sank Fausten in die Arme. Der Verwegne nutzte den Augenblick der gänzlichen Abwesenheit

ihres Bewußtseyns, fand in ihrem Sträuben, ihren Thränen, ihrem Seufzen neuen Reiz zur Sünde, und sie ist eine unschuldigere Seele, nie ein schönerer, unbefleckterer Körper von der frechen Hand der Verführung besudelt worden. Als sie endlich zu sich kam und ihren Fall wahrnahm, verhüllte sie ihr Haupt und stieß den Frechen zurück. Er legte kostbare Geschmeide zu ihren Füßen, sie zertrat sie und rief: „Wehe dir, die Hand des Rächers wird einst schwer auf dir liegen für diese Stunde!“

Der Wahnsinnige freute sich seines Siegs, ging ohne Reue zu dem Teufel, der die Scene belachte und sich an schaudervollen Folgen der That freute.

11.

Faust befand sich hier in seinem Elemente; die geistige Schwärmerei hatte den Zunder der Lust so nahe an die Herzen gelegt, daß er nur anzublasen brauchte, um sie in Flammen zu setzen. Er flog von Sieg zu Siege, nutzte hierbei die Macht des Teufels wenig, desto mehr aber sein Gold und seine Juwelen, die auch die Frommen zu brauchen wissen. Angelika ward unsichtbar und alles Bemühen Fausts war vergebens, ihr noch einmal zu nahen; er vergaß sie auch bald in den neuen Berauschungen. In der Zwischenzeit lach er mit dem Teufel die Handschrift der Physiognomik, die ihm einer der Späher für eine große Summe verkauft hatte, und ergerte sich grimmig an der Zuverlässigkeit, der Unwissenheit und dem dichterischen Schwulste des Verfassers. Der Teufel glühte vor Zorn, da er sogar sein eignes

Handschrift fand, das der junge Mönch mit der nur ihm eignen Verwegenheit beurtheilt hatte. Es verdroß ihn so heftig, daß er mit seiner hohen Person sein Spiel getrieben, daß er dem Hange sich zu rächen nicht widerstehen konnte, und da Faust in keiner bessern Laune gegen den Mönch war, so machten sie sich auf, ihm einen Streich zu spielen. Sie gingen nach dem Kloster, und da sie beide stattlich gekleidet waren und Leute von Rang und Bedeutung zu seyn schienen, so wurden sie von dem jungen Mönch sehr freundlich empfangen. Aber kaum sah er den Teufel schärfer an, als er von seinem Angesichte so begeistert wurde, daß er alle Worte des Grußes vergaß, ihm stark die Hand schüttelte, sich dann von ihm entfernte und ihn bald en face, bald en profil anstarrte. Hierauf rief er hochbegeistert:

„Ha! wer bist du, Uebergroßer?

„Ja, man kann, was man will.

„Man will, was man kann! dieß sagt mir dein Gesicht und ich brauche dich nicht zu kennen, um es zu sagen. Nie hab ich die Gewißheit meiner Wissenschaft mehr gefühlt, als in diesem Augenblick.

„Wer kann ein solches menschliches Gesicht ohne Gefühl, ohne Hingerissenheit, ohne Interesse ansehen — da nicht in dieser Nase innre, tiefe, ungelernte Größe und Urfestigkeit ahnen! Ein Gesicht voll Blick, voll Drang und Kraft.“ (Er befühlte Leviathans Stirne und fuhr fort:) „Erlaube mir, mit meinem Stirnmesser die Wölbung deiner Stirne auszumessen. — Ja, eherner Muth ist so gewiß in der Stirne, als in den Lippen wahre Freundschaft, Treue, Liebe zu Gott und

den Menſchen. In den Lippen, welch eine vorſtrebende, entgegenſchmachtende Empfindung! Welch ein Adel im Ganzen!

„Ja, dein Geſicht iſt die Phyſiognomie eines außerordentlichen Mannes, der ſchnell und tief ſieht, feſt hält, zurückſtößt, wirkt, fliegt — darſtellt, wenig Menſchen findet, auf denen er ruhen kann, aber ſehr viele, die auf ihm ruhen wollen.

„Ach, wenn ein gemeiner Menſch ſo eine Stirne, ſo eine Naſe, ſo einen Mund, ja nur ſolch ein Haar haben kann, ſo ſteht's ſchlecht mit der Phyſiognomik!

„Es iſt vielleicht kein Menſch, den dein Anblick nicht wechſelsweiſe anziehe und zurückſtoße — O, der kindlichen Einfalt und der Laſt von Heldengröße! So gekannt und mißkannt werden wenige Sterbliche ſeyn können.

„Adler! Löwe! Zerbrecher! Reformator der Menſchen! Steure zu und rufe die Sterblichen von ihrer Blindheit zurück, theile ihnen deine Kraft mit, die Natur hat dich zu allen dem geſtempelt, was ich dir verkündige.“

Fauſt biß wild die Zähne zuſammen, während der Mönch alle die herrlichen und erhabenen Sachen über das Angeſicht des Teufels begeiſtert herausſtieß. Der Teufel wandte ſich kalt zu dem Seher:

„Und was hältſt du von dieſem hier?“

Mönch. Groß, kühn, mächtig, kraftvoll, ſanft, mild; doch das Größere iſt größer, das Kühnere kühner, das Mächtigere mächtiger, das Kraftvollere kraftvoller, das Sanftere ſanfter, das Mildere milder! Großer, edler Schüler eines Größern, wenn dein Geiſt und Herz ihn ganz faſſen werden, ſo wird ſein

Licht auch durch dich leuchten! — Ich bitte euch, ſetzt euch, daß ich euren Schatten nehme!

Fauſt, der noch mehr ergrimmte, daß ihn der Mönch ſo tief unter den Teufel ſetzte, brach los:

„Schatten! ja Schatten, die ſind es, die du geſehen haſt. Wer biſt du, der du dich ſo frech erkühnſt, das Menſchengeſchlecht nach den Zuckungen deiner erhitzten und verworrenen Einbildungskraft zu richten und zu meſſen? Haſt du den Menſchen geſehen? Wo, wie und wann? Im Schatten haſt du ihn geſehen und dieſen, ausſtaffirt mit den Floskeln deiner Phantaſie, für ſeine wirkliche Geſtalt gegeben! Sage, was für Menſchen haſt du geſehen? Sektirer, Fanatiker, Schwärmer, die Schlacken der menſchlichen Natur. Eitle Betſchweſtern, junge Weiber, die kraftloſe Männer, Wittwen, die ſchlafloſe Nächte haben. Mädchen, die der Kitzel des Bluts quälet, dieſe hängen ſich an Leute Deinesgleichen, weil ſie an nichts kräftigerm hängen können und mit dem Geiſte buhlen müſſen, weil ihre Leiber nicht bepflügt werden. — Autoren haſt du geſehen, denen es wohlgefiel, wenn du die flachen Züge ihres Geſichts zu Merkzeichen des Genies ſtempelteſt. Große, deren glänzender Stand und Name ihre Geſichter vor deinen Augen verherrlichten. Du ſiehſt, ich kenne deinen Umgang und habe dein Buch geleſen.“

Teufel. Bravo, Fauſt, laß mich nun auch das Wort nehmen und ihm mit Wahrheit lohnen. Bruder Mönch! in deiner einſamen Zelle haſt du dir ein ſchales Ideal von Vollkommenheit zuſammengeſetzt, es den Köpfen der Menſchen einzuprägen geſucht, das nun an den Kräften ihres Geiſtes

zehrt, wie der Krebs am angesteckten Fleische; oder ist es ein Zug neuer Charlatanerie, den Menschen durch den Köder der Eitelkeit an dich zu ziehen und deine sonstige Schwärmerei mehr auszubreiten? Es hat einst auch Menschen gegeben, die es wagten, von dem Aeußeren des Menschen auf sein Innres zu schließen (das im Vorbeigehen gesagt tiefer liegt, als der Mittelpunkt der Erde); aber es waren andere Kerle wie du. Sie hatten doch wohl einen Theil des Erdbodens durchlaufen, waren unter Erfahrungen grau geworden, hatten mit Menschen gehandelt und gewandelt, mit mehr als einem Weibe geschlafen, die Schlupfwinkel des Lasters und der Ueppigkeit durchkrochen. Stiegen aus dem Palast in die Hütte, krochen in die Höhlen der Wilden, und wußten, was ungefähr zu einem wackern Kerle gehört, was er leisten kann und was man seiner Natur nach von ihm fordern muß. Du starrst vor deinen Vorurtheilen zurück und zitterst vor der raschen Thätigkeit des Menschen. Hast dir ein Gespenst von Mönch- und Weibertugenden zusammengesetzt, mit Engelreinheit und Keuschheit behangen, das den Menschen eben um das bringt, was ihm noch einigen Werth gibt.

Der Mönch stand zwischen ihnen, wie zwischen zwei feuerspeienden Bergen, hielt demüthig die Hände vor die Brust und schrie: Erbarmt euch!

Faust. Höre weiter! Du siehst auf dem Rücken der Nase eines Burschen eine kleine Wölbung, die du einmal zum Zeichen fleischlicher Sinnlichkeit geprägt hast, und er muß dir ein Wollüstling seyn, ob er gleich Hoden hat wie Erbsen, und Gesäße, so flach wie deine Backen. Da, wo du es nicht

ahneſt, wohin du nicht greifen darfſt, wovon du keinen Schatten nehmen und in Holz ſchneiden kannſt, da ſitzt es dem Manne und dem Weibe, da iſt nur zu oft die Wage ihrer Tugend. Du hältſt das Aufſteigen der üppigen, heißhungrigen Gebärmutter für himmliſche Begeiſtrung, ſiehſt ſelige Gefühle in den Augen der Matrone, während ihre Phantaſie mit Bildern der Wolluſt buhlt, Drang nach edler Thätigkeit auf der Stirne des Jünglings, während der Löwe Temperament in ihm brüllt. Wie willſt du die Kraft des Menſchen abwägen, da du den gefährlichen, wilden Kampf, den ſie im Innern erregt, nie gefühlt haſt? wie beſtimmen, welcher Verſuchung er unterliegen muß, da du dich bloß mit Schatten genährt haſt? Was meinſt du, wenn einer die Floskeln, womit du deine Unerfahrenheit und Unwiſſenheit deckſt, in ſchlichten Menſchenſinn auflöste? Was würde übrig bleiben als Seifenblaſen?

Teufel. Und wie, wenn dir alle die Schatten, womit du dein dickes Buch ausgeputzt haſt, in ihrer wahren Geſtalt erſchienen, wie ich dir nun erſcheinen will? Ich habe geſehen, daß du auch den Teufel porträtirt und gemuſtert haſt, es iſt hohe Zeit, daß er dir erſcheine. Sieh mich an! ich will nun mein Inneres auf mein Aeußeres ziehen und du ſollſt in Staub vor dem Ideal hinſinken, das deine Phantaſie in mir geſehen hat. Davon ſahſt du nichts, daß dieſer hier in deinen Schafſtall gebrochen iſt und deine geiſtigen Lämmer erwürgt hat. Sieh, er dampft vom Genuſſe der Wolluſt — und nun blick' auf und ſage dann, du habeſt einmal ein Ding in ſeiner wahren Geſtalt geſehen.

Hier zog der Teufel ſein Inneres in der fürchte
Maske der Hölle hervor, ſtellte ſich vor Fauſten, d
ihn nicht beobachten konnte. Der Mönch ſank zu
Der Teufel wandte ſich zu Fauſt in ſeiner vorigen
dann wieder zu dem bebenden Mönch.

Teufel. Nun ſage, du hätteſt den Teufel geſe
male ihn, wenn du die Kraft dazu haſt. Oft wü
ſo zuſammenſinken, wenn du das wahre Innere dere
die du als Engel gemalt haſt.

Fauſt. Sey ein Thor und zeuge Thoren; mache
die Religion durch deine Schwärmerei den Verſtändi
Ekel, du kannſt nicht kräftiger für die Hölle arbeite
der einen Seite erweckſt du Verachtung, auf der and
zerrung. Gehab dich wohl.

Der Mönch ward vor Schrecken wahnſinnig, ſchr
in ſeinem Wahnſinne immer fort und die Leſer mer
Veränderung ſeines Zuſtandes nicht einmal, ſo ſeh
ſeine neuen Bücher den alten.

Fauſt freute ſich der Scene herzlich, und da er
müde war, ſo machte er ſich mit dem Teufel auf
nach dem lachenden Frankreich.

Viertes Buch.

1.

Frankreich war nun freilich in dieſem Augenblick nicht ſo lachend, als es ſpäter geworden iſt; noch hatte die Gewohnheit, ſich nach dem Gefallen der Großen und Mächtigen beherrſchen zu laſſen, nicht ſo tief in den Herzen der Franzoſen Wurzel gefaßt, daß ſie ihre Leiden in witzigen Gaſſenliedern beſangen und dieſes für genügende Rache hielten. Als Fauſt und der Teufel den reichen Boden dieſes Landes betraten, ſeufzte es unter dem Drucke des feigen und liſtigen Wütherichs, Ludwigs des Elften, der ſich zum erſtenmal den allerchriſtlichſten König nannte. Der Teufel hütete ſich ſehr, Fauſten etwas von ihm vorher zu ſagen; ihm war darum zu thun, ſein Herz durch ſcheußliche Erfahrung Schlag auf Schlag zu zerknirſchen ihm den Himmel, bei jedem Schritt im Leben immer verdächtiger zu machen, um ihm alsdann den fürchterlichſten Streich beizubringen, der je einen Menſchen getroffen, der übermüthig gegen die Gränzen ſeiner Natur angeſtoßen, die eine mächtige Hand vor unſern Horizont geſtellt hat. Leider fand er in den Thaten der Menſchen Stoff genug dazu und weiſere Leute als Fauſt haben, ohne

Gesellschaft des Teufels, an dieser gefährlichen Klippe gestrandet, wenn sie einmal vergaßen, daß Ergebung in sein Schicksal die erste Forderung der Natur an den Menschen ist; oder wenn Güte und Nachsicht nicht den Grundstoff ihres Wesens ausmachten, deren milder Schimmer allein die schwarzen Gemälde der Welterfahrung aufheitern kann. Es gibt einen gewissen düstern, giftigen Atheismus des Gefühls, der beinahe unheilbar ist, weil es ihm nie an reel scheinenden Ursachen mangelt, weil er aus dem Herzen und gar aus einem Herzen entspringt, das sich durch seine Stimmung und Fühlart zu leicht von den widersprechenden Erscheinungen der moralischen und physischen Welt verwunden läßt. Ein solches Herz zehrt durch seine Gluth den Verstand eben so auf, wie das Fieber in einem durch eine starke Wunde Verletzten. Gegen diesen Atheismus ist der Atheismus der Vernunft eine Chimäre; denn der Mann, der denkt, sucht Ursachen zu Wirkungen auf und diese Beschäftigung, die ihn endlich zu den Gränzen des menschlichen Geistes leiten muß, legt dem Kühnsten eine Fessel an, die ihn wenigstens so weit bändigt, daß er nie gänzlich in das dunkle, ganz Nichts verschleudert werden kann. Vergebens ist die Warnung: die moralische Welt hat ihre Aufrührer wie die physische und muß sie haben. Wenn jene uns zur Lehre von der aus Schatten gebauten Brücke, die sie aus der Sinnenwelt in die intellektuelle zu ziehen streben, herunterstürzt, so ruft uns das Opfer dieser zu, unsern Menschenwerth nicht in allzuträger Sicherheit zu verschlummern. — Faust kostet von Frankreichs Könige nichts, als daß er sich den alt-

riſtlichſten nennen ließ; daß er der erſte ſey, der die Va-
llen ſeines Reichs gedemüthigt und die Rechte der Krone
gen ſie behauptet hätte, übrigens von allen andern Höfen
fürchtet würde, weil ihm jedes Mittel zu ſeinem Zwecke
eich ſey und man kein Beiſpiel nennen könnte, daß er ſein
ort gehalten hätte, wenn nichts dabei für ihn zu gewinnen
ar. Er ſollte nun Zeuge der Mittel werden, die er zu
inen Zwecken anwendete.

Der Teufel hatte durch ſeine ausgeſandten Kundſchafter
fahren, daß der allerchriſtlichſte König ſo eben einen Staats-
reich auszuführen gedächte, ſich ſeines Bruders, des Herzogs
on Berry, zu entledigen, um die ihm abgetretene Provinz
r Krone wieder einzuverleiben. Er verſäumte nicht, Fauſten
m Zuſchauer dieſer Scene zu machen. Sie ritten an einem
ſtwalde vorüber, der an ein Schloß ſtieß und ſahen in
mſelben einen Benediktinermönch, der ſein Brevier zu beten
ien. Der Teufel freute ſich innig des Anblicks, denn er
s auf der Stirne des Mönchs, daß er ſo eben innig um
eiſtand bei dem großen Unternehmen betete, das ihm ſein
bt aufgetragen und um Rettung aus der Gefahr nach glück-
hem Erfolge. Dieſer Mönch war der Bruder Faver Veſois,
eichtvater des Bruders des Königs. Der Teufel überließ
n ſeinen frommen Betrachtungen und ritt mit Fauſten nach
m Schloſſe, wo ſie als Fremde von Stand, die gekommen
aren, dem Prinzen ihre Achtung zu bezeugen, gütig aufge-
ommen wurden. Der Prinz lebte auf dieſem Schloſſe mit
iner geliebten Montſerau in Ruhe und Vergnügen, dachte
in Arges und erwartete kein Arges. Fauſt wurde von

seinem angenehmen Betragen sehr eingen[illegible]n und freute sich, einen königlichen Prinzen zu sehen, der als Mensch that und redete, da er bei den meisten Fürsten seines Vaterlandes nur steifen Stolz und hölzernes Ceremoniel bemerkt hatte. Einige Tage verstrichen unter Jagd- und andern Ergötzlichkeiten, und der freundliche Prinz zog Fausten immer mehr an sich. Das Einzige, was ihm mißfiel, war die Neigung des Prinzen zu seinem Beichtvater, dem Benediktiner. Er überhäufte diesen mit so vieler Zärtlichkeit und Freundschaft, ließ seinen Willen so gefällig von ihm lenken und der Mönch beantwortete alles mit einer so frömmelnden Miene, die Faust nicht begreifen konnte, wie ein Mann von so offenem Betragen eine solche heuchlerische Maske liebkosen könne. Der Teufel enthüllte ihm durch das Verhältniß des Prinzen mit der Dame Montserau bald dieses Räthsel. Der Prinz hatte eben so viel Liebe für sie, als Furcht vor der Hölle, und weil ihr Gemahl noch lebte, so machte es seine Lage mit ihr bedenklich. Da er ihr also nicht entsagen und doch der Hölle gern entgehen wollte, so bediente er sich des bekannten Seitenwegs, den man in Rom aus Gold- und Herrschsucht neben der Religion gegraben hat, und ließ sich durch Absolution seiner Sünden die Zukunft zusichern, wenn ihn die Furcht vor der Hölle zu stark überfiel. Mußte er sich nicht dankbar gegen einen Menschen bezeigen, der ihn des Gegenwärtigen genießen ließ und ihn über die Zukunft beruhigte? „Du siehst, Faust," sagte der Teufel, „was die Menschen aus der Religion gemacht haben, und merke nur, daß sie durch Mißbrauch bei jedem großen Verbrechen, bei jeder

ſcheußlichen Greuel, entweder die Hauptrolle ſpielen, oder doch die Spielenden über ihre Thaten tröſten und beruhigen muß."

Dieſer Umſtand empfahl nun freilich den Verſtand des Prinzen bei Fauſten nicht, der mit ſeinem Gewiſſen ſo raſch ſich geeinigt hatte; die letzte Bemerkung des Teufels fiel tiefer in ſeine Seele; indeſſen ließ er noch alles gehen, und genoß, was er der flüchtigen Zeit nur entreißen konnte.

Man ſaß eines Abends ſehr munter bei Tiſche; der Teufel ergötzte die Geſellſchaft mit luſtigen Schwänken, Fauſt warf ſein Netz auf die künftige Nacht nach einer muntern Franzöſin, ſie beantwortete ſein Spiel nach ſeinem Wunſche, alles war heiter, als auf einmal der fürchterliche Tod der Freude ein Ende machte. Der Benediktiner hatte eine Schüſſel der ſchönſten und größten Pfirſichen zum Geſchenk erhalten, die er zum Nachtiſch auftragen ließ und dem Prinzen die köſtlichſte, mit einer lächelnden und frommen Miene, hinreichte. Der Prinz theilte ſie mit ſeiner Geliebten, und ſie aßen beide die Pfirſiche ohne Verdacht. Man ſtand auf. Der Mönch ſprach das gratias tibi mit Salbung und verſchwand. Der Teufel wollte eben anfangen eine neue Fratze zu erzählen, als die Dame Montſerau einen Schrei des heftigſten Schmerzes ausſtieß. Ihr ſchönes Geſicht verzerrte ſich plötzlich. Ihre Lippen wurden blau, und die Bläſſe des Todes deckte ihre blühenden Wangen. Der Prinz wollte ihr zu Hülfe eilen, das fürchterliche Gift wirkte in demſelben Augenblick in ſeinen Eingeweiden, er ſank bei ihr nieder und rief zum Himmel: „Höre es! es iſt die Hand meines Bruders, die mich durch

dieſen Verfluchten tödtet! Er, der unſern Vater
Hungertod zu ſterben, um nicht von ihm vergiftet
er hat dieſen Mönch erkauft!“

Fauſt ſtürzte hinaus, um ſich des Beichtvaters
tigen, er war entflohen; einige Reiter hatten ih
wald empfangen und ihn auf ſeiner Flucht begle
kehrte zurück. Schon hatte der Tod ſeine Opfer v
und lag auf ihnen in ſchaudervoller Geſtalt. Fau
Teufel überließen ihm ſeine Beute und zogen weit

Teufel. Nun, Fauſt, braucht ihr des ſchwarze
wie ihr ihn nennt, da er in Mönchskutten auf
herum ſpuckt? Wie gefällt dir der Streich dieſe
tiners, den er im Namen des allerchriſtlichſten K
ausgeführt hat?

Fauſt. Ha, bald ſollt' ich glauben, unſre Teil
von den gefallnen Geiſtern der Hölle beſeelt, un
nur ihre Werkzeuge.

Teufel. Pfui des ekelhaften Looſes für eine
lichen Geiſt, ein ſo zweideutiges, mißgeſchaffnes
beſeelen! Glaube mir, ob ich gleich ein ſtolzer G
ſo würde ich doch lieber in ein Schwein fahren, d
Kothe beſudelt, als in einen von euch, die ihr euch
herumwälzet und euch ſtolz das Ebenbild des Höchſt

Fauſt. Verfluchter! der du den Menſchen ſo
würdigeſt —

Teufel. He, werde nicht zornig, Menſch! ſag
wir nicht an eurem hohen moraliſchen Werth erſtic
der Teufel das Licht eurer Tugend vertragen?

Mönch nicht ein frommer Mann? Sein Abt nicht ein frommer Mann, der ihm dieſe That aufgetragen hat? Iſt der König nicht der allerchriſtlichſte Monarch und ein ſehr guter Bruder, der dem Abt den Wink dazu gegeben hat? Wie ſollte der Teufel in ſolchen frommen Leuten ſeine Herberge wohl aufſchlagen können?

Fauſt. Was konnte den Elenden reizen, den Spruch der Verdammniß auf ſich zu ziehen?

Teufel. Die Verdammniß iſt weit entfernt, die Abſolution nahe und noch näher die großen Güter, der Lohn der That, die das Kloſter des Abts zum mächtigſten und reichſten in der Provinz machen. Haben Mönche dieſem Reiz je widerſtanden, ſeitdem ſie die uns furchtbare Religion ſo verpfuſcht haben, daß die Hölle nun ſiegt, die einmal vor dem Ende ihrer Herrſchaft erbebte?

Dieſer Gedanke fuhr gleich einer Viper in den Buſen Fauſts. Er ſchwieg und verlor ſich immer tiefer in ſeinen finſtern Betrachtungen über den Menſchen, ſeine Beſtimmung, den moraliſchen Gang der Welt, deſſen Widerſprüche er nicht ausgleichen konnte. Die ihm täglich aufſtoßenden Begebenheiten reizten ſeine Galle, legten den Keim zu noch peinlichern Zweifeln, zu Menſchenhaß und Menſchenverachtung an ſein Herz, die gleich dem Polypen nur langſam wachſen und dann nur tödten, wenn ſie das Herz ſo umſponnen haben, daß ihm der Raum ſich auszudehnen fehlt. Sie zogen im Lande weit und breit herum, hatten der Abenteuer viel und Fauſt ließ ſich noch nicht von ſeinen finſtern Betrachtungen im Genuſſe des Lebens ſtören. Ueberall fanden ſie Merkmale

der Klaue des feigen Tyrannen, und Fau
Schätze des Teufels, die blutenden Wunden

2.

So kamen sie von Abenteuer zu Aben
Bei ihrem Eintritte war die ganze Stadt in
Volk stürzte nur einen Weg; sie folgten den
zu den Hallen, wo sie ein schwarzbedeckt
schlagen fanden, das durch eine Thüre mit
bäude verbunden war. Faust fragte, wa
und man antwortete ihm, daß so eben der
Nemours hingerichtet würde. „Und die U
König hat es befohlen. Man sagt, er hal
Gesinnungen gegen das königliche Haus b
bringen wollen. Da ihn aber vom Könige
geheim in seinem Käfigt verhört haben, so
als das Gerücht."

Einer der Anwesenden rief:

„Sagt vielmehr, es seyen seine Güter,
kosten; denn um ein mächtiger König zu
zu einer großen und berühmten Nation zu
er unsre Großen und uns obendrein, wenn
gut halten."

Der Teufel ließ die Pferde nach einen
hause führen und leitete Fausten durch d
sahen den edlen Herzog, von seinen unmün
gleitet, nach einem schwarz ausgeschlagene
Hier erwartete ihn ein Mönch, der seine le

ſollte. Der Blick des Vaters hing an ſeinen Söhnen und konnte ſich nicht von ihnen zu dem Himmel wenden. Nach der Beichte drückte er ſie wider ſeine Bruſt, ſah dann gen Himmel, legte ſeine bebenden Hände auf die Häupter der Schluchzenden und ſagte: „Laß den Segen eines unglücklichen Vaters, den Habſucht und Tyrannei ermorden, dieſen Unſchuldigen gedeihen! doch“ — (hier hielt er ſeufzend inne) — „ſie ſind die Erben eines Unglücklichen, ihre Anſprüche verdammen ſie zu langſamer Marter, ſie ſind dem Weh geboren und in dieſem Gefühl muß ich ſterben.“ Er wollte weiter reden, man zwang ihn zu ſchweigen und führte ihn durch die Thüre auf das Blutgerüſte.

Nach dem Befehl des Königs, der dieſe Hinrichtung mit der kalten Bedachtſamkeit eingerichtet hatte, wie man ein Schauſpiel zum Vergnügen anordnet, wurden die Söhne von ihm geriſſen, unter das Gerüſt geführt, daß das Blut ihres hingerichteten Vaters auf ihre weißen Gewänder träufle. Der Schrei, den der Vater in dieſem Augenblick ausſtieß, ſchauderte durch die Herzen aller Anweſenden; nur Triſtan, der Henker und Buſenfreund des Königs, der ſchon ſo viele Tauſende ſeiner Wuth geopfert, befühlte dabei lächelnd die Schärfe des Schwerts. Fauſt glaubte, dieſer Ton müſſe die Feſte des Himmels durchdringen und ihn zum Rächer der verletzten Menſchheit machen. Er ſah grimmig aufwärts, und ſein vermeßner Blick machte den Höchſten zum Mitſchuldigen der ſchaudervollen That. Er war einen Augenblick in Verſuchung, ihn mit ſeinen Kindern durch den Teufel den Händen des Henkers entführen zu laſſen, aber ſein nun

finſteres Herz höhnte des Entſchluſſes, er ſi nochmals gen Himmel und ſagte in ſeinem Inneren: „Iſt mir doch die Sorge für ihn nicht anvertraut; vermuthlich gehört es zu deiner Ordnung auf Erden, daß dieſer blute, damit der König muthiger in Verbrechen werde!“ Der Herzog kniete nieder, er hörte das Winſeln und Klagen der Söhne unter dem Gerüſte hervor, das ihn in das andre Leben begleiten ſollte, ſein eigner ſchmählicher Tod verſchwand vor ſeinen Augen, er fühlte zum letztenmal und fühlte nur für die Unglücklichen — ſtarre Thränen hingen an ſeinen Augen — ſeine Lippen zitterten — der Henker führte den Streich und das warme Blut des Vaters rann über die bebenden Glieder hin. So befleckt, führte man ſie auf die Bühne zurück, zeigte ihnen den Leichnam, das davon getrennte Haupt des Vaters, trieb ſie in das Gefängniß zurück, wo ſie in Körbe gefeſſelt wurden, die oben weit und unten enge waren, um ſie in dieſer peinlichen Lage langſam hinſterben zu laſſen. Ihre Marter zu vermehren, riß man ihnen zu Zeiten die Zähne aus.

Fauſt wankte betäubt von dieſer ſchrecklichen Scene nach dem Wirthshaus und forderte den Teufel zur Rache an dem auf, den der Himmel unbeſtraft ſolche Greuel begehen ließ. —

Teufel. Fauſt, ich erwürge ihn nicht, es iſt gegen die Polizei der Hölle. Und warum ſoll der Teufel dieſen Grauſamkeiten ein Ende machen, da ſie der geduldig anſieht, den die Menſchen ihren Vater und Erhalter nennen? Vermuthlich gehört es zu der Ordnung der moraliſchen Welt,

daß ein König wie dieſer da, der ſich doch auch einen Geſalbten des Himmels zu nennen wagt, ſo mit den Menſchen umſpringen darf und kann. Wo ſollte deine Rache enden, wenn ich deinem Grimme folgte?

Fauſt. Und wäre es nicht ein verdienſtliches Werk, wenn ich gleich einem zweiten Herkules herumzöge und Europa von Ungeheuern dieſer Art reinigte?

Teufel. Kurzſichtiger, beweiſen nicht eben ſolche Tyrannen euere verdorbene Natur! gib der Rache gegen Ihresgleichen Raum auf Erden, des Mordens wird kein Ende werden, die Völker ſich trennen und ſich durch bürgerliche Kriege aufreiben. Du ſiehſt Millionen hier, die dieſen Wütherich, wie ſie ihn nennen, in Geduld ertragen, ſich ſchinden laſſen, ohne von Rache entflammt zu werden. Sahen ſie nicht dieſen edlen Herzog hinrichten, wie ein Schaf, und genoſſen mit ängſtlichem und peinvollem Vergnügen des tragiſchen Schauſpiels? Beweiſt dieſes nicht, daß ſie ihr Schickſal verdienen und keines beſſern werth ſind; daß ſie als Sklaven des Himmels und ihrer Natur das Joch ertragen müſſen, wie man es ihnen auflegt? Wenn dein Sinn durch die Wolluſt noch nicht ganz verraucht iſt, ſo reime dieſes mit den Schulbegriffen deiner Moral zuſammen, ich bin kein Lehrer des Lichts in der Finſterniß, die euch umgibt. Ich kann meine Hand nicht an den Allerchriſtlichſten legen, der ſo wacker für die Hölle arbeitet, kann den Faden nicht zerreißen, an welchem ein Mächtigerer wie ich durch ihn dieſes Volk leitet.

Fauſt. Wie gewiſſenhaft auf einmal mein Teufel geworden iſt! Wie ſchnell warſt du fertig, da ich dir auftrug,

mich an dem deutschen Fürsten zu rächen; ist dir der Franzos mehr werth?

Teufel. Er nannte sich nicht den Allerchristlichsten, war nicht gesalbt, und wenn ich deinen Wink erfüllte, so sah ich aus der That Nutzen für die Hölle; einst wird es dir klar werden! Warum willst du, daß ich gegen meine eignen Eingeweide wüthen soll? Ist er es nicht, der den Grundstein zu dem Despotismus legt, der durch Jahrhunderte wachsen, dann bisher unerhörte Gräuel veranlassen und unzählige Opfer der Verzweiflung zur Hölle schicken wird? Werden nicht alle die tyrannischen Großen, Minister und die übrigen Blutsauger des Volks in den Pfuhl der Verdammniß fahren! Und ich sollte den zerstören, der ein solches Werk gründet! Faust, wenn der mächtige Satan in Frankreich jetzt König wäre, so könnte er nicht mit furchtbarerer Hand den Samen zu dem künftigen Bösen ausstäen, wie dieser es thut. Geduldе dich, du sollst diesen König sehen, dich an seinen Martern ergötzen, und dann wirst du ihm langes Leben wünschen, sie zu verlängern.

3.

Faust machte einige Zeit darauf mit einem sehr verständigen und rechtschaffnen Edelmanne Bekanntschaft, und er nebst dem Teufel gefielen ihm so wohl, daß er sie auf sein Landgut nahe bei der Stadt einlud, wo er mit seiner Familie lebte, die aus seiner Gemahlin und seiner sehr schönen sechzehnjährigen Tochter bestand. Faust wurde von dem ersten Blicke des reizenden, unschuldigen Mädchens bezaubert, und

fühlte zum erstenmal etwas von den süßen Qualen einer feinern Liebe. Er vertraute dem Teufel seine Pein, und dieser, der das Böse so gern beförderte, als Faust es that, bot ihm seine Hülfe an und spottete seiner Ziererei. Faust aber, der auf einmal edel zu fühlen glaubte, gestand ihm, es ginge ihm nah, dem Edelmann seine Gastfreundschaft so schlecht zu vergelten. Der Teufel spottete seiner Bedenklichkeit noch mehr und antwortete: „Nun Faust, wenn du die Einwilligung des Edelmanns zu dem Spaße brauchst, so ist mir's um so lieber, denn ich fange auf einen Zug zwei Vögel, und stehe dir für die Einwilligung. Für was hältst du ihn?"

Faust. Für einen Biedermann.

Teufel. Es ist doch Schade, Faust, daß du bei dem deutschen fanatischen Mönch nicht ein wenig in die Schule gegangen bist. Du hältst also diesen Edelmann für einen biedern Gesellen? Freilich, ganz Paris denkt so von ihm, und leider muß ich nun wieder in meiner ganzen schwarzen Teufelei erscheinen — was glaubst du, daß er vorzüglich liebt?

Faust. Seine Tochter.

Teufel. Ich kenne etwas, das er noch mehr liebt.

Faust. Das wäre?

Teufel. Gold, davon du freilich schon Beweise haben könntest; da dir aber die Schätze der Erde durch mich offen stehen, so gleichst du einem Strome, der sich ergießt, unbekümmert, woher die Gewässer ihm zufließen und wohin er sie ausstößt. Wie viel hast du schon an den Edelmann ver-

Faust. Das berechne der, der den Quark für mehr hält als ich.

Teufel. Er, der dich betrogen hat, zählt es sorgfältiger als ich.

Faust. Betrogen?

Teufel. Wie anders? Würde er, der nie gespielt hat, sonst mit dir spielen? Er sah, was dir das Geld ist, und machte seinen sichern Plan darauf. Glaubst du, die Tafel würde so gut bestellt seyn, die Weine so wacker fließen, und die Gäste, seine Gehülfen, dich zu rupfen, so zahlreich um den Tisch dieses Geizigen sitzen, wenn dein Gold nicht die Wunder wirkte? Faust, in diesem Hause aß man sich an unserm Hierseyn nie satt. — Ich sehe an deiner Verwunderung, daß du dein Lebenlang ein Verschwender warst und von diesem Durst nach Gold, der alle Wünsche des Herzens, selbst die nöthigen Bedürfnisse der Natur besiegt, keine Ahnung hast. Folge mir leise!

Sie gingen die Treppe hinunter, durchschlichen einige unterirdische Gänge und kamen endlich an eine eiserne Thür, wo der Teufel zu Fausten sagte: „Sieh durch das Schlüsselloch!“ In diesem Gewölbe, das der schwache Schein einer Lampe erleuchtete, entdeckte Faust den Edelmann vor einem eisernen Kasten, in welchem viele Säcke mit Geld lagen, die dieser mit zärtlichen Augen ansah und hierauf in einem Buch das Gold Stück für Stück zählte, das er Fausten abgenommen hatte. Vorher aber besah er jedes Stück, wog es in der Hand, küßte es, rechnete zusammen, überzählte mit vielem Genusse den ganzen Schatz, seufzte am Ende beklommen und

das, was ihm noch mangelte, die Zahl rund zu machen. Der Teufel lispelte Fauſten ins Ohr:

„Um das Fehlende verkauft er dir die Tochter.“

Fauſt wollte es nicht glauben; dieſes verdroß den Teufel und er ſagte ungeduldig:

„Nun, wenn ich dir zeigte, daß das Gold eine ſo unwiderſtehliche Macht über das Herz des Menſchen hat, daß in dieſem Augenblick einige Väter und Mütter aus der Stadt, in dem ganz nahen Gehölze, mit einigen Abgeſandten des Königs in Unterhandlung ſind, ihnen ihre Säuglinge zu verkaufen, ob ſie gleich wiſſen, daß ſie ermordet werden und der kränkelnde König ihr Blut trinkt, in dem Wahne, ſein ſcharfes und veraltetes Geblüt durch ihr ſüßes und geſundes zu verjüngen?“

Fauſt (ſchaudernd). So iſt die Welt die Hölle, und ich will ihr mit Freuden entfliehen. Was, der König trinkt wiſſend dieſen ſchaudervollen Trank?

Teufel. Der Arzt, der ſein Tyrann iſt und ſich bereichert, hat ihn verordnet, und der Beichtvater es unſträflich gefunden, wenn es dazu dienen kann, ſeiner Majeſtät koſtbare Tage zu verlängern.

Sie eilten nach dem Gehölze, verbargen ſich hinter dickes Geſträuch und ſahen die Abgeordneten des Königs mit einigen Bürgern und ihrem Amtmann in Unterhandlung. Vier kleine Kinder lagen vor ihnen im Graſe, eins derſelben ſchrie erbärmlich, die Mutter koste es und legte es an die Bruſt, um es zu ſtillen. Die andern krochen auf den Bäuchen und ſpielten mit den Blumen. Die Abgeordneten zählten den

er legte das Gold hinein, kroch tappend zu der Thür zurück und überlegte, ob er klopfen oder ſchreien ſollte. Es entſtand ein peinlicher Kampf in ſeiner Seele; er war in Gefahr, ſein Geheimniß zu verrathen oder aus dieſer Gruft ſein Grab zu machen. Lange hätte er rufen mögen; dieſes Gewölbe war mit dem bewohnten Theil des Hauſes außer aller Verbindung und er wußte die Zeit ſo gut zu wählen, daß ihn bisher noch niemand bemerkt hatte, wenn er zu ſeinem Gott ſchlich. Nachdem er lange gekämpft hatte, ohne ſich entſchließen zu können, nahm das Bangen ſeines Herzens durch die ſchrecklichen Vorſtellungen und die ſchwere, verſchloſſene Luft ſo zu, daß es ſein Gehirn verwirrte. Er ſank nieder, kroch zu ſeinem Kaſten zurück, umfaßte ihn und fing bald an zu wüthen. Hier kämpfte er mit der Verzweiflung und dem ſcheußlichſten Tode, während ſeine Tochter, deren Unſchuld er für das Gold, auf welchem er nun winſelte, verkauft hatte, Fauſt den Lohn ſeiner Sünde abtrug. Nach einigen Tagen, da man ſchon alle Winkel vergebens durchſucht hatte, führte der Zufall einen Diener nach dem Gewölbe. Mann öffnete es und fand den Verzweifelten blau und ſchwarz in der ſcheußlichſten Verzerrung auf ſeinem Schatze. Er hatte in der Wuth das Fleiſch von ſeinen Armen gefreſſen, um den wilden Hunger zu ſtillen. Der Teufel erzählte Fauſten auf ihrem Rückweg nach Paris den Ausgang der Geſchichte, und dieſer glaubte, daß ſich doch einmal die Vorſehung gerechtfertigt hätte.

4.

Der Teufel hatte ausgeſpäht, daß das Parlament über einen Fall richten würde, der ſo unerhört war, daß er es

ſchicklich für ſeinen Plan hielt, Fauſten zum Zuhörer davon zu machen. Die Sache war dieſe; Ein Wundarzt befand ſich in der Nacht mit ſeinem treuen Diener unweit Paris auf der Landſtraße. Er hörte in der Nähe das Winſeln und Aechzen eines Menſchen. Sein Herz zog ihn nach dem Orte hin, wo er einen lebendig geräderten Mörder antraf, der ihn um Gottes willen bat, ihn zu tödten. Der Wundarzt ſchauderte zurück, und als er ſich von ſeinem Schrecken erholt hatte, fuhr der Gedanke durch ſeinen Sinn: ob es nicht möglich ſey, dieſen Unglücklichen durch ſeine Kunſt wieder herzuſtellen. Er ſprach mit ſeinem Diener, nahm den Mörder von dem Rade herunter, legte ihn ſanft auf ſeinen Wagen, führte ihn nach ſeiner Wohnung und unternahm ſeine Heilung, die glücklich von ſtatten ging. Er hatte erfahren, daß das Parlament hundert Pfund dem zur Belohnung ausgeſetzt hätte, der es anzeigen würde, wer dieſen Mörder vom Rade genommen. Beim Abſchied entdeckte er dem Mörder dieſes, gab ihm Geld zur Reiſe und rieth ihm, ſich ja nicht in Paris aufzuhalten. Das erſte, was dieſer Elende that, war, hinzugehen, ſeinen Wohlthäter bei dem Parlament anzugeben, um die hundert Pfund zu erhalten. Die Wangen der Richter, die ſo ſelten erblaſſen, wurden bleich bei dieſer Anzeige, denn er geſtand geradezu: er ſelbſt ſey jener Mörder, den das Parlament auf der Stelle, wo er das Verbrechen begangen, hätte rädern laſſen. Der Wundarzt wurde vorgefordert und der Teufel führte Fauſten in dieſem Augenblick in die Gallerie, da dieſer erſchien, ohne ihm vorher etwas von dem Vorfall zu ſagen. Das Gericht meldete dem Wundarzt die gegen ihn vorhandene

Anklage. Er, der seines Dieners gewiß war, leugnete sie standhaft. Man bedeutete ihm sich zu bedenken, weil man Zeugen vorführen könnte, die ihn überführen würden. Er forderte die Richter dazu auf. Man öffnete eine Seitenthüre, der Mörder trat kalt und frech herein, stellte sich vor ihn und wiederholte seine Anzeige mit allen Umständen. Der Wundarzt schrie: „Was hat dich, Ungeheuer, zu diesem scheußlichen Undank gereizt?"

Mörder. Die hundert Pfund, wovon ihr mir sagtet, da ihr mich entließet. Glaubt ihr, daß mir mit meinen gesunden Gliedern allein gedient sey? Ich ward für einen Mord gerädert, den ich um dreißig Pfund beging, soll ich nicht hundert durch eine Anzeige zu verdienen suchen, wobei ich selbst nichts wage?

Wundarzt. Undankbarer! Dein Winseln und Aechzen rührte mein Herz. Ich nahm dich schaudernd vom Rade, besorgte, verband und heilte deine Wunden, nährte dich mit eigner Hand, so lange du deine zerschlagenen Glieder nicht brauchen konntest, gab dir Geld, das du noch nicht verzehrt haben kannst, um heim zu reisen, offenbarte dir, um deinetwillen, die Bekanntmachung des Gerichts, und ich schwöre bei dem lebendigen Gott! hättest du mir dein teuflisches Vorhaben vertraut, ich wollte eher alles bis auf mein Hemde verkauft haben, dir die hundert Pfund auszuzahlen, damit der Menschheit dieses abscheuliche Beispiel von Undank ewig ein Geheimniß geblieben wäre. — Ihr Herren, richtet zwischen ihm und mir, ich erkenne mich der Anklage schuldig.

Präsident. Ihr habt die Justiz gröblich beleidigt, da ihr den

zu erhalten ſuchtet, den das Geſetz um der Sicherheit der Bürger willen verdammt hat; doch, dießmal ſoll die ſtrenge Gerechtigkeit ſchweigen und die Menſchheit allein zu Gerichte ſitzen. Euch werden die hundert Pfund und der Mörder werde noch einmal gerädert.

Fauſt, der während des Verhörs ſchnaubte und glühte, brach in ein ſchallendes Bravo aus, das die Gallerie wiederholte. Der Teufel, welcher merkte, daß der letzte Eindruck den erſten verwiſchen wollte, führte ihn ſchnell zu einer andern Scene.

5.

Einige Wundärzte, Doktoren der Medizin, Philoſophen und Naturkundige hatten eine geheime Geſellſchaft geſchloſſen, Unterſuchungen über den Nervenſaft, den Mechanismus des Körpers und die Wirkung der Seele auf die Materie anzuſtellen. Um ihrer Neugierde und ihrem Forſchungsgeiſt Genüge zu leiſten, lockten ſie unter allerlei Vorwand arme, unbedeutende Leute nach einem von der Stadt abgelegenen Hauſe, deſſen obern Theil ſie ſo eingerichtet hatten, daß man weder von außen noch von innen wahrnehmen konnte, was darin vorging. Hier banden ſie dieſe Unglücklichen mit Stricken auf einen langen Tiſch, legten ihnen ein Querholz in den Mund, löſten ihnen eine Haut nach der andern ab, entblößten ihre Muskeln, Nerven, ihr Herz, Gehirn, und zerlegten ſie bei lebendigem Leibe mit eben der Kälte und Aufmerkſamkeit, als man einen unempfindlichen Leichnam anatomirt. Um recht hinter das, was ſie ſuchten, zu kommen, nährten ſie dieſe Elenden gewaltſam mit ſtärkenden Brühen

und ließen sie viele Tage lang unter Messerschnitten und langsamem Zerreißen der Bande des Lebens des peinlichsten Todes hinsterben. Der Teufel wußte, daß sie eben versammelt waren und sagte zu Faust: „Du hast einen Wundarzt gesehen, der aus Menschenliebe oder Neigung für seine Wissenschaft den geräderten Mörder heilte; ich will dir nun Naturkundige zeigen, die, um Geheimnisse zu erforschen, die ihr nie ergründen werdet, ihre Brüder lebendig schinden. Du scheinst zu zweifeln? Komm und überzeuge dich. Wir wollen zwei Doktoren vorstellen."

Er führte ihn in das entlegene Haus, sie traten in das gewölbte Arbeitszimmer, das kein Tageslicht erleuchtete. Hier sahen sie die Naturkundigen einen dieser Unglücklichen, dessen Fleisch unter ihren Händen zitterte, und dessen aufgerissene Brust unter dem peinlichsten Schmerz sich hob, zerschneiden, und hörten sie über ihre Entdeckungen reden und streiten, als wenn sie eine Blume zergliederten. Sie waren mit ihrem Gegenstande so beschäftigt, daß sie den Teufel und Fausten nicht einmal wahrnahmen. Faust fühlte Zuckungen in all' seinen Nerven, er stürzte hinaus, schlug sich vor die Stirne und gebot dem Teufel, das Haus über die Köpfe dieser Ungeheuer zusammen zu werfen, daß ihre Spur von der Erde vertilgt würde.

Teufel. Faust, warum rasest du? Fühlst du denn nicht, daß du eben auf die Weise in der moralischen Welt verfährst, wie diese in der physischen? Sie schneiden in das Fleisch der Lebenden und du wütheſt durch meine zerstörende Hand in der ganzen Schöpfung —

Faust. Verworfner! denkst du, mein Herz sey schon Stein geworden? Gefällt dir das Metzeln dieser Unglücklichen? Auf! ich kann die Raserei, die in meiner Brust und in meinem Gehirne glüht, nur durch Rache kühlen. Mein ganzes Wesen löset sich vor der Vorstellung des Leidens dieser Unglücklichen auf. Die Qualen des ganzen Menschengeschlechts überfallen mich in diesem Augenblick. O, ich fühle, daß es Unsinn ist, da ich ihre Thränen nicht trocknen, ihre Wunden nicht heilen kann; aber rächen will ich sie an diesen Ungeheuern. Auf, zerstöre und schnell! daß nicht einer überbleibe! Eile, oder ich wüthe meinen Zorn an dir aus.

Der Teufel, der ihm mit Vergnügen gehorchte, erschütterte den Grund des Gebäudes, er stürzte krachend zusammen und zerschmetterte die Ungeheuer. Der empörte Faust eilte nach Paris zurück, ohne auf den Wink zu merken, den ihm der Teufel gegeben hatte.

6.

Faust hatte so viel von den Käfigten gehört, die der allerchristlichste König hatte verfertigen lassen, die ihm verdächtigen und gefährlichen Personen einzusperren, daß er dem Teufel befahl, Anstalt zu machen, damit er sie in Augenschein nehmen könnte. Dieses war ein Schauspiel, daß ihm der Teufel gern verschaffte und ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, keinen hinzu zu lassen, so öffnete doch die Beredtsamkeit des Teufels, die so mächtig von seinen Fingern floß, das Kastell. Sie fanden dort Käfigte von Eisen, die ruudum mit dergleichen Stangen versehen waren und worin ein Mensch gerade

aufrecht ſtehen konnte. An die Füße der Elenden, denen dieſe traurige Wohnung angewieſen war, hatte man ſchwere Ketten geſchmiedet, an die eine große Kugel befeſtigt war. Der Aufſeher vertraute ihnen, daß der König oft in geſunden Tagen in dieſer Gallerie herumſpaziert ſey, um ſich an dem Geſang ſeiner Nachtigallen, wie er ſie nannte, zu ergötzen. Fauſt fragte einige der Unglücklichen um die Urſache ihrer ſchmählichen Gefangenſchaft und hörte Geſchichten, die das Herz zerreißen. Unter andern that er an einen ehrwürdigen Greis dieſelbe Frage und dieſer antwortete in einem kläglichen Tone:

„Ach, wer Ihr auch ſeyd, ſo laßt Euch mein grauſames Schickſal zur Warnung dienen, nie Eure Hände einem Tyrannen zu Grauſamkeiten zu leihen. Ihr ſeht in mir den Biſchof von Verdün, jenen Unglücklichen, welcher zuerſt dem grauſamen König den Gedanken von dieſen ſcheußlichen Käfigten beigebracht hat und der den erſten verfertigen ließ, damit einer ſeiner Feinde hinein geſperrt würde. Der König ließ ſogleich nach dem von mir gegebenen Muſter zwei machen und wieß mir, dem Erfinder, den erſten zur Wohnung an. Hier büße ich nun ſchon vierzehn Jahre für meine Sünde und flehe täglich den Tod, meiner Marter ein Ende zu machen.“

Fauſt. Ha! ha! Ew. Ehrwürden hat alſo, gleich einem zweiten Perillus, auch ſeinen Phalaris gefunden. Ihr wißt doch die Geſchichte? — Ihr ſchüttelt den Kopf — nun zum Zeitvertreib will ich ſie Euch erzählen.

Dieſer Perillus (der nebenher weder ein Biſchof noch ein

Christ war) goß einen ehernen Ochsen, den er dem Tyrannen Phalaris als ein Meisterstück zeigte und ihn versicherte, er habe ihn so zugerichtet, daß wenn Seine Majestät einen Menschen hinein stecken und ihn durch untergelegtes Feuer glühend machen ließe, das Geschrei des geplagten Menschen das Brüllen eines Ochsen ganz genau nachahmen würde, welches Seiner Majestät viel Vergnügen machen könnte. Phalaris antwortete: wackrer Perillus, es ist billig, daß der Künstler sein Werk selber probe! Hierauf mußte der Künstler in den Ochsen kriechen, es ward Feuer darunter gelegt, er brüllte wie ein Ochs, und so spielte vor tausend Jahren Phalaris die Geschichte, die der allerchristlichste König mit Euch, ehrwürdiger Bischof von Verdün, nur wiederholt hat.

Bischof. O, hätt' ich doch dieses Beispiel früher gewußt, es sollte mir zur Warnung gedient haben.

Faust. Da seht Ihr, Ehrwürden, daß zu Zeiten die Geschichte auch einem Bischofe nützen kann. Laßt Euch die Zeit nicht lange werden; über das Schicksal dieser Unglücklichen weint man und über das Eure lacht man.

7.

Faust wollte nun diesen König sehen, dessen scheußliche Thaten seine Einbildungskraft so erhitzt hatten, daß er sich ihn kaum unter einer menschlichen Gestalt vorstellen konnte. Der Teufel stellte ihm die Unmöglichkeit vor, in das Schloß Plessis du Parc, worin Feigheit und Furcht den Tyrannen gefangen hielten, in ihrer wahren Gestalt zu bringen und setzte hinzu: daß außer den nöthigen Dienern, seinem Quäler den

Bild der Mutter Gottes, ſeiner vermeinten Beſchützerin, trinkt er das Blut der ermordeten Säuglinge, läßt ſich von ſeinem Arzte martern, dem er monatlich zehn tauſend Thaler bezahlt, beſtürmt den Himmel mit unabläſſigem Gebet, ſtirbt jeden Seigerſchlag und vermehrt bei jedem ſeiner Gedanken die Schrecken des Todes, deſſen Namen auszuſprechen bei Strafe des Hochverraths verboten iſt.

So zeigte der Teufel Fauſten den gefürchteten Ludwig, und Fauſts Herz ergötzte ſich an der Bläſſe ſeiner Wangen, an den Furchen, welche die Angſt auf ſeine Stirne gegraben. Er weidete ſich an ſeinem beklommenen Athem und ſättigte ſich an ſeiner Qual. Schon wollte er dem ekelhaften Aufenthalt entfliehen, als ihm der Teufel ins Ohr raunte, den kommenden Tag abzuwarten, eine beſondere Scene anzuſehen. Der König hatte vernommen, daß in Kalabrien ein Eremit Martorillo lebte, den man in ganz Sicilien als einen Heiligen verehrte. Dieſer Thor hatte von ſeinem vierzehnten bis zu ſeinem vierzigſten Jahr auf einem ſpitzen Felſen gelebt, ſeinen Körper durch Faſten gemartert und ſeinem Geiſte alle Nahrung verſagt; aber der Schein des Heiligen bedeckte den Dummkopf und er ſah bald die Fürſten, wie den Pöbel zu ſeinen Füßen. Um dieſen außerordentlichen Mann hatte Ludwig den König von Sicilien gebeten und hoffte ſeine Geneſung von ihm. Er war nun eben auf dem Wege und da er zugleich dem Könige die Erlaubniß von dem Papſt mitbrachte, ſeinen ganzen Leib mit dem heiligen Oele von Rheims ſchmieren zu dürfen, ſo glaubte er bald alle Schrecken des Todes zu beſiegen. Der glückliche Tag erſchien, der kalabriſche Bauer nahte dem

Schloſſe, der König ging ihm bis an das Thor entgegen, fiel ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände und bat ihn um Leben und Geſundheit. Der Kalabrier ſpielte ſeine Rolle ſo, daß Fauſt ſich nicht enthalten konnte, bei der Farce in ein lautes Gelächter auszubrechen. Schon wollte ihn Triſtan mit ſeinen Helfern ergreifen, es war um ſein Leben geſchehen, der Teufel entriß ihn ihren Klauen und flog mit ihm davon. Als ſie in Paris angekommen waren, ſagte Fauſt zu dem Teufel:

„Dieſes feige, abergläubiſche, bebende Ding iſt es alſo, vor dem die kraftvollen Söhne Frankreichs zittern und von dem ſie ſich ohne Widerſtand erwürgen laſſen? Ein Todtengerippe in Purpur gehüllt, das kaum noch den Wunſch zu leben aus der Bruſt hervorkeuchen kann? Und ſie beben vor ihm, als ob ein gewaltiger Rieſe, deſſen furchtbarer Arm von einem Ende des Reichs zu dem andern reichte, auf ihrem Nacken ſäße! Treten doch die feigſten Thiere vor die Höhle des Löwen, wenn kraftloſes Alter den Räuber feſſelt, und ſpotten des unvermögenden Würgers.“

Teufel. Dadurch eben unterſcheidet ſich ein ſolcher König der Menſchen von dem Könige des Waldes. Dieſer iſt nur furchtbar, ſo lange er Kräfte hat; aber da jener die Kräfte ſeiner mitſchuldigen Helfershelfer an ſeinen Willen bindet, ſo iſt er gleich ſtark, er liege an der Gicht oder ſtehe in blühender Jugend an der Spitze der Heere. Fühlſt du nun bald, daß es Wahn iſt, der euch in allem leitet, euch zu Sklaven macht, eure Ketten zerbricht und euch wiederum neue ſchmiedet. So treibt ihr euch im ewigen Kreiſe herum und ihr ſeyd verdammt, immer den Schatten für das Weſen zu ergreifen.

Damit nicht zufrieden, Unterworfne der Natur, eurer Leidenschaften und gränzlosen Begierden, eines unsichtbaren strengen Herren zu seyn, müßt ihr auch, um bestehen zu können, um euch nicht im Freiheitsschwindel in eurer Wuth zu zerfleischen, einem solchen bebenden Tyrannen, wie diesem da, gehorchen, und damit er seine Gewalt ohne Gefahr für sich mißbrauchen möge, müßt ihr auch seine Rechte über euch, wie die des gerechtesten seines Standes, von dem Erstern ableiten. Hadere du nun mit dem, von dem auch er glaubt, diese Rechte erhalten zu haben. Gefällt dir aber die Meinung besser — solche Tyrannen seyen von Ihm den Völkern im Zorn zur Strafe gegeben, so habe ich nichts dagegen; denn diese Meinung beweist, daß sich die Menschen endlich kennen lernen, daß sie wissen, welcher Behandlung sie werth sind, was sie verdienen.

Faust. Fasse es, wer da kann! (Er schlug wider seine Stirne und seine Brust.) Dieser hier und dieses da stehen im Widerspruche mit allem was ich sehe, vernehme und fühle. Finstre Gedanken, wie plagende Dämonen der Nacht, ziehen in meinem Gehirne herum, und oft dünkt mich, die moralische Welt würde von eben einem solchen Dinge beherrscht, wie dieser Elende eines ist. Er mordet ohne Form und Recht, und so wird der Mensch gleich dem Stier gefällt, ohne zu wissen warum er bluten muß.

Faust fuhr in dieser Laune fort und spann seine dunklen Gedanken und Gefühle bis in's Abscheuliche aus. Der Teufel ergötzte sich, da er ihn seinem Zwecke nahen sah, stimmte ihn zu fernerm Herumstreifen, um ihn durch neue Scenen

noch mehr zu verwirren. Als sie aus Paris ritten, sagte der Teufel:

„Schon wittre ich die künftigen, ungeheuren Thaten, die diese blühende Stadt erschüttern werden.“

Auf dem Wege nach Calais sagte er oft:

„Bald werden diese Felder durch Bürger- und Religionskriege mit Leichen besäet werden. Jahrhunderte wird der Geist der Zwietracht wüthen, und wenn der Despot des Mordens sollte müde werden, so wird ihn der Priester auf Befehl des Himmels zu noch schrecklichern Gräueln reizen.“

8.

Faust und der Teufel flogen über den Kanal und kamen in dem Augenblick in London an, als sich der häßliche, mißgeschaffne Herzog Gloster zum Protektor des Reichs aufwarf und mit allen Kräften arbeitete, seines Bruders, des verstorbenen Königs Sohn, der Krone zu berauben. Den Vater hatte er mit Gift aus dem Wege geräumt, und die Königin, die sich bei der Entdeckung seiner Absichten nach der Westmünsterabtei mit ihren Kindern flüchtete, schon dahin gebracht, ihm den Erben des Throns, der damals vierzehn Jahr alt war, mit seinem jüngern Bruder York auszuliefern. Sie übergab sie bebend und schien das Schicksal ihrer Söhne zu ahnen. Faust war Zuhörer, als der Doktor Shaw, auf Befehl des Protektors, dem erstaunten Volke von der Kanzel bewies, daß seine und des verstorbenen Königs noch lebende Mutter verschiedne Liebhaber in ihr Bette aufgenommen hätte, der verstorbene König im Ehebruch erzeugt sey und

daß sich niemand vom königlichen Hause einer rechtmäßigen Geburt rühmen könnte, außer der Protektor. Er sah die Großen hinrichten, die diesem Plane nicht beitreten wollten, und der Teufel führte ihn in dem Augenblick in den Tower, da Tyronel den rechtmäßigen König von England nebst seinem Bruder York durch Meuchelmörder ermorden und an der Schwelle ihres Gefängnisses begraben ließ. Er war Zeuge der niederträchtigen Unterwerfung des Parlaments und der Krönung des scheußlichen Tyrannen. Er war Zeuge davon, wie sich die Königin mit dem Mörder ihrer Söhne in Unterhandlung einließ, seine gewaltsame Thronbesteigung durch die Hand ihrer ältesten Tochter zu unterstützen, um im Glanze des Hofes und der Herrschaft erscheinen zu können, ob sie gleich durch die empörten Großen des Reichs mit ihrem künftigen Rächer, dem Grafen Richmond, in gleiche Verbindung getreten war. Dieses brachte Fausten so auf, daß ihn selbst die Reize der schönen Engländerinnen nicht länger in dieser Insel fesseln konnten, er verließ sie im finstern Grolle; denn so kalt und ohne Schleier hatte er noch nicht Verbrechen begehen sehen. Er war noch nicht in Rom gewesen. Als sie im Begriff waren, sich einzuschiffen, sagte der Teufel zu ihm;

„Dieses Volk, Faust, wird eine Zeit lang unter dem Joche des Despotismus seufzen, dann vielleicht einen seiner Könige auf dem Blutgerüste der geträumten Freiheit opfern, um sie seinen Nachfolgern für Gold und Titel zu verkaufen. Uebrigens ein wackres Volk im Laster, ein guter Rekrutirungsplatz für die Hölle; denn das Gold allein wird einst ihr Gott werden!“

Hierauf führte er ihn nach Mailand, wo sie den Herzog Galeas Sforza am heiligen Stephanstage in der Domkirche ermorden sahen. Faust hörte die Meuchelmörder mit lauter Stimme den heiligen Stephan und heiligen Ambrosius anrufen, ihnen zu ihrem edlen Vorhaben den gehörigen Muth zu verleihen.

In Florenz, dem Sitz der Musen, sahen sie den Neffen des großen Kosmus, des Vaters des Vaterlands, in der Kirche Santa reparata in dem Augenblick an dem Altar ermorden, da der Priester den Leib des Herrn emporhob; dieses war das Zeichen zum Mord, welches den Mördern der Erzbischof von Florenz, Salviati, gegeben hatte. Der Papst hatte ihn zu dieser That durch seinen Neffen anwerben lassen, die Mediceer zu vertilgen, um in Italien zu herrschen; doch dieses gehört zur spätern Geschichte der Kirche.

In Spanien fanden sie den Betrug und die Heuchelei unter der Maske der Religion auf dem Throne, sahen in einem Auto da fé dem milden Gott der Christen Menschen durch die Flamme opfern, und hörten den Großinquisitor Torquemada gegen die heuchlerische Isabella und den trugvollen Fernando sich rühmen: daß das heilige Gericht bereits achtzigtausend verdächtigen Personen den Prozeß gemacht und sechstausend Ketzer wirklich lebendig verbrannt hätte. Als Faust das erstemal die Damen und Kavaliere auf dem großen Platze in all ihrem Glanze versammelt sah, schmeichelte er sich, einem Freudenfest beizuwohnen; da er aber die Elenden, unter der Prozession der Gott lobenden Priester, heulen und wehklagen hörte, überzeugte er sich bald, daß der Mißbrauch

der Religion den Menschen zu dem abscheulichsten Ungeheuer der Erde macht. Er genoß indessen, unter Verwünschung des ganzen menschlichen Geschlechts, noch immer der Freuden des Lebens und der schönen Weiber in England, Florenz und Spanien, fing endlich gar an zu glauben, alle diese Gräuel gehörten nothwendig zu der Natur des Menschen, der ein Thier sey, das entweder selbst zerreißen, oder von seines Gleichen zerrissen werden müßte.

9.

Der Teufel, der Fausten durch alle diese Scenen wund und durchglüht sah und bemerkte, daß sein moralischer Sinn durch das Beschauen dieser Schandthaten immer mehr in Rauch aufging, beschloß ihn nun zum Nachtisch an den päpstlichen Hof zu führen. Diesen sah er als die reiche Quelle der Laster, als die größte Schule der Verbrechen an, woraus sie, von dem Oberhaupte der Religion und dem Statthalter Gottes gleichsam geheiligt, zu den andern Völkern Europas flössen. Er sagte zu Faust:

„Du hast nun einige große weltliche Höfe und ihre Regierungsart gesehen; laß uns nun nach Rom ziehen, um zu sehen, ob es heute besser mit der Kirche und der geistlichen Regierung steht.“

Der Listige schmeichelte sich, Alexander der Sechste, der damals die dreifache Krone trug und die Schlüssel zu dem Himmel und der Hölle in seiner Gewalt hatte, sollte seinem finstern Plan gegen Fausten den Schwung geben und seine eigne Rückkehr in die Hölle befördern. Längst war er

des Aufenthalts auf Erden müde, denn da er seit Jahrtausenden schon so vielmal dieselbe durchzogen hatte, so sah er doch, so sehr ihn auch die schwarzen Thaten der Menschen ergötzten, nur immer das Alte. Ach, und das Einerlei ist so ermüdend, daß ein Teufel leicht das Dunkel dem Lichte vorziehen mag, ihm zu entfliehen, da die Menschen aus dieser Ursache wenigstens die Hälfte ihrer Thorheiten begehen, die sich nur zu oft mit Verbrechen enden.

Auf dem Wege nach Rom stießen sie auf zwei gegen einander gelagerte Heere. Das eine kommandirte Malatesta von Rimini, das andre ein päpstlicher General. Die tückische Politik Alexanders, die den jungen König aus Frankreich nach Italien gelockt und dann zurückgetrieben hatte, arbeitete nun durch heimlichen Gift, Meuchelmord und offne Fehde, alle die Großen zu berauben, um aus ihren Herrschaften und Kastellen Fürstenthümer für seine Bastarde zusammen zu setzen. Er fing zuerst mit den Schwächsten an und hatte dieß kleine Heer ausgeschickt, dem Malatesta Rimini zu entreißen. Als Faust und der Teufel die Landstraße hinauf ritten, sahen sie auf einer Anhöhe, unweit des päpstlichen Lagers, zwei stattliche Männer in einen sehr hitzigen Zweikampf verwickelt. Die Neugierde trieb Fausten näher, der Teufel folgte ihm und sie merkten bald, daß sich die zwei erhitzten Kämpfer nicht zu trennen gedächten, bis einer dem Schwerte des andern erläge. Das aber, was Fausten am sonderbarsten vorkam, war eine schneeweiße Ziege, mit bunten Bändern geschmückt, die ein Schildknappe als den Preis des Sieges zu halten schien und mit welcher er ganz kalt neben den zwei

Wüthenden ſtand. Viele Ritter hatten ſich auf der Anhöhe verſammelt, um Zeugen des Ausgangs zu ſeyn, den ſie mit vieler Gleichgültigkeit abwarteten. Fauſt nahte ſich einem von ihnen und fragte mit deutſcher Ehrlichkeit: „Ob ſich die zwei Herren wohl um die ſchöngeſchmückte Ziege ſchlügen?“ Er hatte bemerkt, daß die zwei Champions bei jeder Pauſe mit vieler Zärtlichkeit nach der Ziege blickten und ſie nach Rittergebrauch um Beiſtand bei der Gefahr anzuflehen ſchienen. Der Italiener antwortete ihm kalt: „Allerdings, und ich hoffe, unſer General wird ihn dafür zur Hölle ſchicken, daß er, ein unter ſeinem Befehl ſtehender Ritter, es gewagt hat, die [illegible] Ziege der Welt aus ſeinem Zelte zu entführen, während er herumritt, das Lager des Feinds zu erkennen.“ Fauſt trat zurück, ſchüttelte den Kopf und wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Der Teufel ließ ihn einige Augenblicke in dieſer Verwirrung, endlich ſagte er ihm etwas ins Ohr, wobei Fauſt erröthete und das das Papier beſudeln würde. Der Zweikampf ging mittlerweile immer hitzig fort, bis das Schwert des päpſtlichen Generals eine Oeffnung in dem Panzer des Ritters fand und ihn in ſeinem Blut auf den Boden ſtreckte. Er blies ſeine Seele unter Flüchen weg und nahm mit ſeinem letzten Blicke zärtlich von der Ziege Abſchied. Der General ward von den Anweſenden frohlockend empfangen, der Schildknappe führte ihm die Ziege zu, er nannte ſie mia cara, und ſtreichelte ſie unter ſüßen Liebkoſungen.

Fauſt entfernte ſich von dem Kampfplatze und wankte zwiſchen dem Kitzel zu lachen und dem Gefühl des Unwillens, als der Teufel ihm folgendes hinwarf:

„Faust, dieser lustige Zweikampf hat dich nun mit dem päpstlichen General bekannt gemacht; aber der gegen ihm über stehende ist nicht weniger merkwürdig. Dieser schlug sich auf Gefahr seines Lebens um eine weiße Ziege, und der andre hat schon zwei seiner Weiber, aus den besten Häusern Italiens, vergiftet und mit eigner Hand erdrosselt, um schneller von ihnen zu erben. Er freit wirklich um die dritte, und wenn er auf den Füßen bleibt, so wird sie vermuthlich ein gleiches Schicksal haben. Beide sind übrigens sehr fromme Männer, halten Prozessionen, widmen dem Himmel Gelübde und flehen ihn um Sieg an; für welchen glaubst du, daß er sich erklären müßte?“

Faust machte dem Teufel ein wildes Gesicht und ließ die hämische Frage unbeantwortet; der Teufel aber, der sich an seiner Prahlerei über den moralischen Werth des Menschen rächen wollte, unterließ nicht, noch einige bittre Glossen über die Liebhaberei des päpstlichen Generals und über die Schlechtigkeit der Menschen überhaupt zu machen, worauf Faust, der ihn eben auf der äußersten ertappte, noch weniger zu antworten fand.

10.

Der Anblick Roms und seiner großen Ruinen, auf welchen noch der mächtige Geist der alten Römer zu schweben schien, überraschte Fausten, und da er mit ihrer Geschichte ziemlich bekannt war, so erhob sich seine Seele bei der lebhaften Erinnerung und Vorstellung dieses einzigen Volks der Erde; aber die neuen Bewohner der ehemaligen Königin der

Welt füllten sie bald mit andern und niedrigern Gegenständen. Auf des Teufels Rath kündigten sie sich als deutsche Edelleute an, welche die Herrlichkeit Roms nach Italien gezogen; ihr Staat, Gefolge und Aufwand aber ließen mehr hinter ihnen vermuthen. Die Aebte, Matronen, Kuppler, Kupplerinnen, Charlatane und Pantalons drängten sich zu ihnen und trugen ihnen ihre Dienste in dem Augenblick an, als das Gerücht ihrer Ankunft durch alle die Zünfte derer erscholl, die das bequeme Handwerk ergriffen haben, von den Lastern und Thorheiten der Menschen zu leben. Sie trugen ihnen ihre Schwestern, Töchter, ihre Weiber und Verwandten an, malten ihre Reize und Vorzüge mit so feuriger Beredtsamkeit, daß der von allen Seiten bestürmte Faust nicht wußte, wo er zugreifen sollte. Da diese Kuppelei auf die possirlichste Art mit dem Gewande der zügellosen Ueppigkeit und der strengen Religion zugleich bekleidet war, so dünkte es Fausten: dieses Volk brauche die Religion [illegible] derm, als durch sie den Zuruf der innern [illegible] lichen Natur bei ihren Schandthaten und Gräueln zu stillen und zu beruhigen.

Den Tag nach ihrer Ankunft erhielten sie eine Einladung von dem Kardinal Cäsar Borgia, einem der vielen Bastarde des Papsts; er empfing sie auf das Prächtigste und nahm es über sich, sie Seiner Heiligkeit, dem Papst, vorzustellen. Sie ritten mit ihrem Gefolge in dem größten Staat nach dem Vatikan, und der Teufel küßte mit Fausten den Pantoffel Seiner Heiligkeit. Faust verrichtete dieses in dem Glauben eines wahren katholischen Christen, der den Papst für das

hält, wofür er sich ausgibt und der Teufel dachte bei sich: wenn mich Alexander kennte, ich würde ihn vielleicht zu meinen Füßen sehen. Nachdem die äußere Ceremonie vorüber war, ließ sie der Papst in seine innern Zimmer einladen, wo er sich freier mit ihnen besprach. Hier wurden sie mit seinen übrigen Bastarden, der berühmten Lukretia und Franzisko Borgia dem Herzog von Gandia bekannt u. s. w.

Der Papst fand die Gesellschaft des schönen und gewandten Teufels Leviathans so sehr nach seinem Geschmacke, daß er von dem ersten Augenblick eine besondere Gunst gegen ihn äußerte, die, wie wir sehen werden, bald bis zu der äußersten Vertraulichkeit stieg. Faust hielt sich an den Kardinal Borgia, der ihm von den Genüssen und Freuden Roms ein so lüsternes Gemälde entwarf, daß er nicht wußte, ob er sich im Vatikan oder in einem Tempel der irdischen Venus befände. Er machte ihn zugleich mit seiner Schwester Lukretia, der jetzigen Gemahlin Alfonso's von Arragonien, genauer bekannt. Sie stellte die sinnliche Wollust in den gefährlichsten Reizen verkörpert vor, nahm Fausten auf eine Art auf, daß er wie bezaubert vor ihr stand und sich bei dem ersten Blicke von dem Wunsche durchglüht fühlte, den Becher der Freude aus der Hand derjenigen zu empfangen, die ihn so schäumend darreichte.

11.

Faust und der Teufel waren in wenigen Tagen mit der päpstlichen Familie auf den Fuß der Vertraulichkeit. Eines Abends wurden sie zu einem Schauspiel ins Vatikan eingeladen, welches Fausten mehr in Erstaunen setzte, als

alles, was er bisher am päpstlichen Hofe gesehen hatte. Man spielte die Mandragola. Der edle Machiavell hatte dieses Schauspiel geschrieben, um durch die Zügellosigkeit desselben dem römischen Hofe ein auffallendes Gemälde von den schlechten Sitten der Klerisei vorzustellen und ihm zu beweisen, daß sie die Quelle der Verderbniß der Laien sey. Er betrog sich hier in seinem edeln Zwecke, wie er sich später betrog, da er in seinem Fürsten die Gräuel der Tyrannei der Welt aufdeckte. Die kleinen Tyrannen Italiens und ihre Stützen, die Mönche, verschrieen den als Lehrer der Tyrannei, der sie ärger als ein Sterblicher haßte und ihr durch sein Werk einen tödtlichen Streich beizubringen suchte. Das verblendete Volk ließ sich von ihren Betrügern so betäuben, daß sie ihren Arzt als einen Vergifter ansahen. So ging es auch hier; die Mandragola wurde beklatscht, ergötzte viele Abende den päpstlichen Hof, und keiner außer dem Teufel und Faust merkte, daß die Satyre Machiavells durch den Beifall des Papsts, und der ganzen Klerisei um so giftiger wurde. Faust hörte von dem Papst, den Kardinälen, Nonnen und Damen Dinge beklatschen und preisen, die nach seiner Meinung selbst die üppigen römischen Kaiser nicht auf der Bühne würden geduldet haben. Aber dieses Staunen ward bald von lebhaftern Scenen verdrängt, und er merkte, daß die Thaten Alexanders und seiner Bastarde alles übertrafen, was die Geschichte zur Schande der Menschheit aufgezeichnet hat. Lukretia, welcher ihn seine reichen Geschenke noch mehr als sein kraftvolles Ansehen empfahlen, weihte ihn kurz darauf in die Geheimnisse der Wollust ein, und er fühlte in ihren Armen, daß der päpstliche Hof

in dem Besitze von Geheimnissen sey, wovon die übrige blödsinnige christliche Welt nichts ahnete. Durch diese innige Verbindung entdeckte er ihr blutschänderisches Verhältniß mit ihren beiden Brüdern, dem Kardinal und dem Herzog, und da er sie eines Tags mit dem Papst, ihrem Vater, überraschte, zu dem er und der Teufel geheimen Zutritt hatten, so fand er, daß er sie nicht allein mit den Brüdern, sondern auch mit Seiner Heiligkeit theilte. Der einzige Mißhandelte war Alfonso, welcher die Ehre hatte, sich ihren Gemahl zu nennen. Nun sah Faust die Ursache des bittern Hasses des Kardinals gegen seinen Bruder ein, dessen Grund Eifersucht über die Gunstbezeugungen der Schwester war. Er hatte ihn oft schwören hören, daß er sich noch an ihm auf die blutigste Art rächen würde.

Wenn sich Faust den Tag über am Hofe und in der Stadt in allen Lüsten herumgewälzt hatte, so pflegte er gewöhnlich dem Teufel Abends die Ohren über die Laster der Menschen zu ermüden. Ihr Anblick empörte ihn, ob er gleich weder Kraft noch Willen hatte, einer seiner Neigungen zu widerstehen. Gewöhnlich endigte er mit dem Ausruf: „Wie ist es möglich, daß ein solches Ungeheuer Papst werden konnte!“

Der Teufel, der genau wußte, wie es bei seiner Wahl zugegangen (denn wahrscheinlich war einer der Fürsten der Hölle damals im Konklave), erzählte ihm:

„Wie Alexander als Vicekanzler des päpstlichen Stuhls die Stimmen der Kardinäle gekauft, und wie er diese, nachdem er seinen Zweck erhalten und sie ihn an die Erfüllung

seines Versprechens erinnert, theils verjagt, theils unter verschiedenem Vorwand auf die grausamste Art habe hinrichten lassen."

Faust. Daß sie schlecht genug waren, ihn zum Papst zu machen, begreife ich; aber wie sie ihn ertragen, dieß geht über meine Fassung.

Teufel. Die Römer sind sehr wohl mit ihm zufrieden. Er sorgt für den Pöbel, mordet, plündert die Großen, und wird durch seine Verbrechen den päpstlichen Stuhl mehr in die Höhe bringen, als alle seine Vorgänger. Können sie wohl einen bessern Papst wünschen, als einen, der ihre Laster durch sein eignes Beispiel heiligt? der ihnen noch über die Indulgenzen durch seine Thaten beweist, daß der Mensch vor keiner Sünde erschrecken muß?

12.

Der Papst hatte seinen ältesten Bastard Franzisko in einem Konsistorio zum General des heiligen Stuhls gemacht, und der Kardinal faßte in demselben Augenblick den Entschluß, seinen Bruder auf die Seite zu schaffen, um seinem Ehrgeiz ein weiteres Feld zu eröffnen. Seine Mutter Vanosa hatte ihm vertraut: die Absicht des Papsts sey, dem Herzog auf den Ruinen der Fürsten Italiens einen Thron zu errichten, und durch ihn, als den Erstgebornen, alle die Anschläge zur Vergrößerung seiner Familie auszuführen. Der Kardinal, der die Meuchelmörder zu Hunderten in seinem Solde hatte, ließ seinen getreuen Dom Michellotto aufsuchen, und hielt folgende Rede an ihn:

„Wackrer Michellotto, es ſind nun ſchon fünf Jahre, daß mein Vater auf dem päpſtlichen Stuhle ſitzt, und noch bin ich das nicht, was ich ſeyn könnte, wenn wir unſre Geſchäfte etwas klüger betrieben. Er hat mich zum Erzbiſchof, endlich zum Kardinal gemacht; aber was iſt dieſes für einen nach Thaten und Ruhm ſtrebenden Geiſt? Kaum reichen meine Einkünfte zu dem Nöthigen hin, und ich bin unvermögend, Freunde, die mir weſentliche Dienſte thun, nach dem Wunſche meines Herzens zu belohnen. Biſt du, Michellotto, nicht ſelbſt ein Beweis davon? Sage, hab' ich etwas von der großen Schuld abtragen können, die deine Dienſte an mich einfordern können? Sollen wir denn immer nur ſtille ſitzen und abwarten, bis Glück oder Zufall etwas für die thun wollen, die es nicht wagen, ſich zu ihrem Herrn und Meiſter zu machen? Denkſt du, ein Leben, das ich im Konſiſtorium und der Kirche hinſchmachte, ſey für einen Geiſt, wie der meine, gemacht? Bin ich für dieſe Pfaffereien geboren? Hätte die Natur, ich weiß nicht warum, meinen Bruder Franziſko nicht vor mir in die Welt geſtoßen, würden nicht alle die Ehrenſtellen, wodurch man allein große Ausſichten befördern kann, auf mich gefallen ſeyn? Würdeſt du, braver Michellotto, noch das ſeyn, was du biſt? Weiß mein Bruder die Vortheile zu nutzen, die ihm der Papſt und das Glück darbieten? Laß mich an ſeine Stelle treten und mein Name ſoll bald durch ganz Europa erſchallen! Mich ſtempelte die Natur zum Helden, und ihn, den Sanftern, zum Pfaffen. Wir müſſen alſo den verhaßten Streich zu verbeſſern ſuchen, den uns der Zufall geſpielt hat, wenn wir

das erfüllen wollen, wozu wir geboren ſind. Sieh uns beide an! wer kann ſagen, wir ſeyen von einem Vater? Und was liegt nun daran, daß er mein Bruder iſt? Wer ſich über andere erheben will, muß alle Hinderniſſe ſeines Emporſteigens mit Füßen treten, und die weichlichen, ſchwachen Bande der Natur, Zärtlichkeit und Verwandtſchaft vergeſſen; ja wenn er ein Mann iſt, auch wohl ſeine Hände in das Blut derer tauchen, die ſeinem unternehmenden Geiſt durch ihr Daſeyn Feſſeln ſind. So thaten alle große Männer, ſo handelte der Stifter des unſterblichen Roms. Damit Rom werde, was er in ahnungsvollem Geiſte ſah, mußte ſein Bruder fallen; damit Cäſar Borgia groß werde, muß ſein Bruder bluten. Rom ſoll von neuem durch mich der Sitz eines mächtigen Königs werden, mein Vater ſoll mir die Leiter zu meinem Emporſteigen halten, und dann will ich unter ihm den Stuhl Petri zerſchlagen, den Betrug geheiligt hat, dieſes Volk von dem ſchimpflichen Joche der Prieſter befreien und wiederum zu Männern und Helden machen. So ſterbe der, der mir ein Hinderniß iſt, daß wir wachſen und der Welt zeigen können, was wir ſind. Ob ich ihn nun gleich in der Dunkelheit der Nacht ohne allen Verdacht ermorden könnte, ſo will ich doch dir dieſe That überlaſſen; damit du ein noch ſtärkeres Recht erhalteſt, meine künftige Größe und mein Glück mit mir zu theilen. Ich reiſe morgen nach Neapel, um als Legat der Krönung des Königs beizuwohnen. Meine Mutter Vanoſa, die es, unter uns, müde iſt, ihren unternehmenden Cäſar als Kardinal zu ſehen, und früh den Helden in mir entdeckt und angefeuert hat, gibt

mir, meinem Bruder und unſern Freunden heute ein Abendeſſen — mein Bruder wird ſpät in der Nacht zu einer uns gemeinſchaftlichen Buhlerin ſchleichen, und ich müßte Michellotto ſchlecht kennen, wenn er den Weg zu ſeinem Palaſte zurück fände. Ich heiße Cäſar, und will alles, oder nichts ſeyn."

Michelloto faßte des Kardinals Hand, dankte ihm für ſein Zutrauen, berief ſich auf die Beweiſe ſeiner Treue und Ergebenheit, und entfernte ſich, um einige ſeiner Geſellen auf die That vorzubereiten.

Fauſt und der Teufel wurden zu dieſer Abendmahlzeit gleichfalls eingeladen. Die Gäſte waren ſehr munter. Franziſko überhäufte ſeinen Bruder mit Zärtlichkeit, ohne deſſen Entſchluß zu erſchüttern. Nach dem Eſſen nahm Cäſar Abſchied von ſeiner Mutter, um ſich zu dem Papſt zu begeben, ſeine letzten Befehle abzuholen; ſein Bruder erbot ſich, ihn eine Strecke Wegs zu begleiten, um das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft noch einige Augenblicke länger zu genießen. Fauſt und der Teufel folgten ihnen. Franziſko trennte ſich bald von dem Kardinal, nachdem er ihm vorher in das Ohr geliſpelt, wohin er ſich begäbe. Der Kardinal wünſchte ihm lachend Glück, umarmte ihn, und nahm Abſchied von ihm. Er eilte nach dem Vatikan, endigte ſein Geſchäft, ſuchte die Meuchelmörder am beſtimmten Orte auf und ertheilte ſeine Befehle. Fauſt war bei der Schweſter eines Principe abgeſtiegen, und der Teufel, der das ſchwarze Drama ſeiner Entwicklung nah ſah, lenkte es ſo ein, daß er ſich mit Fauſten in dem Augenblick an der Tiber befand, als Dom Michellotto

den Leichnam des ermordeten Herzogs in den Fluß versenken ließ. Fauſt wollte auf die Mörder zu ſprengen, der Teufel hielt ihn zurück und ſagte:

„Nahe nicht und halte dich ſtill, daß dich keiner entdecke, ihrer ſind Tauſende in Rom, und du biſt in dem Vatikan, ſelbſt an meiner Seite deines Lebens nicht ſicher, wenn ſie gewahr werden, daß du ſie beobachteſt. Der Ermordete, den ſie nun verſenken, iſt Franziſko Borgia, ſein Mörder iſt ſein Bruder, und das, was du nun ſieheſt, iſt das Vorſpiel von Thaten, die einſt der Hölle ſelbſt Erſtaunen abzwingen werden.“

Hierauf enthüllte er ihm das ganze finſtre Gewebe und wiederholte ihm die Rede des Kardinals an Michellotto. Fauſt antwortete kälter, als der Teufel es erwartete:

„Ich faſſe denn ihre Thaten leichter als die Hölle; was kann man wohl von einer Familie anders erwarten, wo der Vater und die Brüder blutſchänderiſch mit der Tochter und der Schweſter leben? Der Papſt nennt ſich unfehlbar, den Statthalter Gottes, die Menſchen erkennen ihn dafür, und der, welcher ihn an ſeine Stelle geſetzt hat, ſcheint mit ſeinem Regimente zufrieden; was ſoll Fauſt dazu ſagen, von dem die Kirche fordert, daß er ihn anbete; aber, Teufel, wer mir noch etwas Gutes von den Menſchen ſagt, den falle ich an, wie ein wüthendes Thier. Laß uns ſchlafen gehen; du haſt Recht, der Teufel iſt nur ein Narr gegen unſer einen, beſonders wenn wir im Prieſterrocke ſtecken. O wäre ich in dem glücklichen Arabien geboren, ein Palmbaum meine Decke und die Natur mein Gott!“

ermorden und vergiften ließest? Gleichwohl bist du Papst, Rom zittert vor dir, die ganze Christenheit betet dich an und nennt dich den Unfehlbaren; sieh, so viel kommt darauf an, in welcher Lage man sich befindet, wenn man Verbrechen begeht. Ich bin beider Mutter, Roderiko, und wußte, daß Cäsar den Franzisko ermorden würde.

Papst. Ha der Abscheulichen!

Vanosa. Bin ich's, so bin ich es nur in deiner Schule geworden. Der kalte, bedächtliche, sanfte Franzisko mußte dem feurigen, unternehmenden Cäsar Platz machen, damit dieser die glänzenden Hoffnungen erfülle, die du meinem Busen vertraut hast, als du den päpstlichen Stuhl bestiegst. Franzisko war zum Mönch geboren, mein Cäsar zum Helden, und darum nannte ich ihn so im prophetischen Geiste. Nur er ist fähig, alle die kleinen und großen Tyrannen Italiens zu vernichten und sich eine Krone zu erkämpfen. Er muß Gonfalonier des päpstlichen Stuhls werden und die Borgie zu Herren von Italien machen. Ist dieß nicht dein Wunsch? Hast du nur für Franzisko gemordet und vergiftet? Würden diese Verbrechen uns nützen, wenn Cäsar Kardinal bliebe, und der ermordete Schwächling einst euren Raub vertheidigen sollte? Nur von ihm kann ich Schutz erwarten, wenn du nicht mehr bist; er achtete seiner Mutter, während dieser Kalte mich vernachläßigte und dem Vater allein schmeichelte, von dem er seine Größe hoffte. Cäsar fühlt, daß ein Weib wie ich, die einen Helden gebären konnte, ihm auch den Weg zu unsterblichen Thaten vorzuzeichnen weiß. Heitere dich auf, Roderiko, und sey weise; denn wisse nur immer,

die Hand des Mörders deines Lieblings wird von einem solchen kühnen Geiste geleitet, die auch des Vaters nicht schonen würde, wenn er es wagen sollte, den Schleier aufzuheben, der diese nöthige That verbirgt.

Papst. Dein großer Sinn, Vanosa, erhebt mich, ob er gleich mein Herz durchschaudert. Franzisko ist kalt, und Cäsar lebt; er lebe, sey der Erstgeborne, werde groß, weil es das Schicksal so haben will. — Er klingelte, ließ auftischen, und war heitern Muths.

Faust. Teufel, befreie die Welt von diesem Ungeheuer; oder du sollst die Wuth empfinden, die mir sein Daseyn einflößt.

Teufel. Sprichst du abermals Unsinn, die Sprache der Söhne des Staubs? Vergißt du, wer der Mann ist, wen er bildlich vorstellt? Wer ich bin? Was ich kann und darf?

Faust. Du sollst!

Teufel. Geh' und kühle deine Wuth in den Armen seiner Tochter und Buhlerin, freue dich, so nah mit dem verwandt zu seyn, der da bindet und löset; vielleicht daß dir die Verwandtschaft am Tage der Rechnung nutzet.

14.

Franzisko war vergessen und der Papst sann nun, wie er dem verwegnen Geist Cäsars einen weitern Schauplatz zur Ausübung seiner gefährlichen Kräfte eröffnen möchte. Dieser krönte indessen den König von Neapel mit den von seines Bruders Blute befleckten Händen und Friedrich von Neapel zog daraus eine düstre Ahnung, in welcher er sich auch nicht betrog.

Der Teufel ſorgte dafür, daß Fauſten von allem dieſem nichts entging und dieſer ſah mit hämiſchem Lachen alle die Kardinäle, die Geſandten von Spanien und Venedig dem Brudermörder, den ſie alle dafür erkannten, bis an die Thore der Stadt entgegen gehen, ihn darauf von einem großen Konſiſtorium empfangen und im Triumphe zur Audienz des Papſts begleiten, der ihn mit vieler Zärtlichkeit empfing.

Vanoſa legte die Trauer ab und feierte den Abend ſeiner Rückkunft mit einem Feſte, wobei alle Großen Roms erſchienen.

Bald hierauf zog Cäſar den läſtigen Kardinalshut aus, vertauſchte ihn mit dem Schwerte und ward mit aller Pracht zum Gonfalonier des päpſtlichen Stuhls geweiht.

Der Teufel ſah mit vielem Vergnügen, wie Fauſt den Wurm, der an ſeinem Herzen zu nagen anfing, durch die wildeſten Genüſſe zu betäuben ſuchte. Er ſah, wie jeder ſchwarze Streich, den er erlebte, ſein Herz mehr vergällte und ſein verblendeter Geiſt ſich immer mehr überzeugte, daß alles das, was er ſah und hörte, in der Natur des Menſchen gegründet ſey und man ſich eben ſo wenig über dieſe Gräuel zu verwundern habe, als darüber, daß der Wolf ein Räuber ſey, der alles ohne Schonung zerreiße, ſeinen Heißhunger zu ſtillen. Der Teufel unterſtützte dieß mit den Sophismen, die ſpätere Philoſophen in Syſteme gebracht haben, leerte die Schätze der Erde, ſchleppte Kleinodien zuſammen und Fauſt wüthete unter den Jungfrauen und Matronen Roms, zerſtörte tauſend moraliſche und glückliche Verhältniſſe der

Familien und glaubte nicht genug an dem Menſchengeſchlecht verderben zu können, das, wie er meinte, der Verwüſtung geweiht ſey. Der Unterricht der Lukretia hatte längſt ſeine Sinne vergiftet und die Wolluſt ſeine dämmernden guten Gefühle ſo vernichtet, daß ſich bald zu Menſchenhaß Menſchenverachtung geſellte, welche Empfindung, wie der Teufel ihn verſicherte, die einzige iſt, die den Mann von Verſtand von dem Dummkopf unterſcheidet. Die Bande der ſanften Menſchheit zogen ſich in ſeinem Herzen zuſammen und er glaubte in der Leitung des Himmels die Hand eines Deſpoten zu entdecken, der unbekümmert um das Einzelne, nur für den Gang und die Erhaltung des Ganzen wache. Die Welt kam ihm nun wie ein ſtürmiſches Meer vor, auf welches das Menſchengeſchlecht geworfen iſt, von dem Winde hin und her getrieben, der dieſen an einem Felſen zerſchmettert, den andern in den Hafen bläst und wo der Verunglückte noch dafür verantworten muß, daß er ſein Steuer nicht beſſer geführt, ob man ihm gleich eines aus ſo ſchwachem Stoffe gegeben, das ſich an jeder einherrauſchenden Welle zerbricht.

15.

Alexander hatte eine Luſtjagd in Oſtia veranſtalten laſſen. Es begleitete ihn daher ein großes Gefolge von Kardinälen, Biſchöfen, Damen und Nonnen, welche letztere man wegen beſondrer Verdienſte aus den Klöſtern gezogen, um die Gelage reizender zu machen. Der Teufel war beſtändig auf der Seite des Papſts und Fauſt war von der Lukretia unzertrennlich. Jeder überließ ſich in Oſtia dem Zuge ſeiner thieriſchen

Natur und man beging in den wenigen Tagen Ausschweifungen, wobei ein Tiber und Nero noch etwas hätte lernen können. Faust hatte nun Gelegenheit, den Menschen, nach dem Ausdrucke des Teufels, in seiner scheußlichen Nacktheit zu beobachten; aber was waren alle diese Scenen der Ueppigkeit gegen die Anschläge, die der Papst, um sich von der Ermattung der Lust zu erholen, mit seinen Bastarden in Gegenwart Fausts und des Teufels faßte? Hier ward beschlossen, den Alfonso von Arragonien, den Gemahl der Lukretia, zu ermorden, um dem König von Frankreich einen Beweis zu geben, daß man Willens sey, mit dem Könige von Neapel gänzlich zu brechen und ihm zur Eroberung der Krone Siciliens beizustehen. Ludwig der Zwölfte war schon durch Alexanders Vermittlung in Italien eingebrochen und die Borgie sahen dadurch alle ihre Anschläge reifen. Lukretia übertrug diese blutige That ihrem Bruder und sah sich schon als Wittwe an. Hierauf ward der Plan zu dem folgenden Feldzug entworfen, nämlich: sich aller Städte, Kastelle und Herrschaften der Großen Italiens zu bemächtigen, jeden ihrer Besitzer mit seiner Nachkommenschaft zu ermorden, damit keiner am Leben bliebe, der einen Anspruch darauf zu machen hätte und ihnen durch künftige Verschwörungen beschwerlich seyn könnte. Um das Heer zu unterhalten, diktirten Alexander und Cäsar der Lukretia eine Liste der reichen Kardinäle und Prälaten, die man nach und nach vergiften wollte, um sie, vermöge des Rechts des päpstlichen Stuhls, zu beerben.

Nach dieser geheimen Berathschlagung begab man sich zu

dem Abendeſſen. Der Papſt war mit ſeinen Entwürfen und ihrer nahen Erfüllung ſo zufrieden, daß er ſich der ausſchweifendſten Laune überließ und den Ton zu einem Bacchanal angab, wozu man die Züge im Petron und Sueton ſuchen mag; doch vergaß er dabei der Sorge für den Staat nicht ganz; er fragte in der Gluth des Weins die Anweſenden: wie er es anfangen müßte, die Einkünfte des päpſtlichen Stuhls zu erhöhen, um das große Heer einige Feldzüge durch zu unterhalten. Nach vielen Projekten ſchlug Ferara von Modena, Biſchof von Patria, der würdige Miniſter Alexanders, durch welchen er die Aemter der Kirche an den Meiſtbietenden verkaufen ließ, vor: Indulgenzen, unter dem Vorwand eines bevorſtehenden Türkenkriegs, durch Europa zu predigen und ſetzte als wahrer päpſtlicher Finanzier hinzu: „der thörichte Wahn der Menſchen, ihre Sünden durch Gold abzukaufen, ſey die ſicherſte Quelle des Reichthums eines Papſtes.“

Lukretia, die in dem Schooße ihres Vaters lag und mit Fauſts blonden Locken ſpielte, ſagte lächelnd:

„Die Rolle der Indulgenzen enthält ſolche abgeſchmackte, veraltete und alberne Sünden, daß damit nicht viel zu gewinnen iſt. Man hat ſie in dummen und barbariſchen Zeiten entworfen und es iſt einmal Zeit, einen neuen Sündentarif zu machen, wozu Rom ſelbſt die beſten Artikel liefern kann.“

Die von Wein und Wolluſt begeiſterte Geſellſchaft freute ſich des glücklichen Einfalls; der Papſt forderte einen jeden auf, neue Sünden vorzuſchlagen, zu taxiren und die zu

wählen, die am meiſten im Gange wären, folglich am meiſten eintrügen.

Borgia. Heiliger Vater, überlaßt dieß den Kardinälen und Prälaten, ſie ſind am beſten damit bekannt.

Ferara von Modena, Biſchof von Patria, ſetzte ſich als Sekretär nieder.

Ein Kardinal. Nun dann, ſo will ich beginnen, die Quelle des Reichthums zu öffnen. Schreibe, Ferara; ich gebe den Ton an, die andern werden ſchon einſtimmen. Abſolution für jede von einem Prieſter begangene H—i; er begehe ſie mit wem er wolle, mit einer Nonne, außer oder in dem Bezirke des Kloſters, mit ſeiner Bluts-, Seitenverwandtin oder ſeiner geiſtlichen Tochter. Mit Dispenſation, alle Aemter der Kirche verwalten und neue Beneficien erhalten zu können, ſo er an den päpſtlichen Schatz neun Goldgulden bezahlt.

Papſt. Gut! gut! Schreibe flugs neun Goldgulden, Biſchof, und trinkt ihr andern den Prieſtern, die ſie bezahlen, Abſolution zu.

Jeder Gaſt füllte ſein Glas und man ſchrie Chorus: Abſolutio! Dispenſatio!

Papſt. Ich ſehe wohl, ich muß den andern Muth machen. Sie ſehen dieſen Augenblick mehr nach den Nonnen, als auf meinen Vortheil. Biſchof Ferara, ſchreibe: Für die feinere Sodomie zwölf Goldgulden, für die gröbere fünfzehn, er ſey Laie oder Prieſter. Mit dieſem Artikel allein hoffe ich meine Kavallerie zu unterhalten und ich ſehe voraus, daß mir ein großer Theil ihres Soldes zurückkommen wird.

Chorus. Absolutio! Dispensatio den feinern und gröbern Sodomiten!

Nonne. He, was ist denn das da? will sich niemand unsrer annehmen? Heiliger Vater, haben wir allein kein Recht auf eure väterliche Gnade? Ich bitte euch, laßt uns tariren, daß auch wir in Ruhe sündigen mögen.

Alexander. Recht, meine Tochter, und ihr sollt nicht schlechter gehalten werden wie die Priester. Ich will dir gleich einen Beweis meiner päpstlichen Huld geben. Schreibe, Bischof! Absolution für jede Nonne, die H—i treibt; es sey mit wem sie wolle, mit ihrem Bruder, Blutsverwandten oder Beichtvater, außer oder in dem Bezirk des Klosters, mit Dispensation, allen Würden des Klosters vorzustehen, neun Goldgulden. Bist du zufrieden?

Das Nönnchen küßte ihm die Hand.

Chorus. Absolutio! Dispensatio!

Ein Bischof. Nun dann! Absolution und Dispensation jedem Priester, der eine Beischläferin öffentlich unterhält, fünf Goldgulden.

Lukretia. O, der gemeinen alltäglichen Menschen. Hört auf mich! Absolution jedem Christen, der seine Mutter, Schwester oder sonstige Verwandtin beschläft, fünfzehn Goldgulden.

Chorus. Absolutio! Dispensatio!

Faust (den die ganze Scene wegen des Teufels entsetzlich ärgerte, der aber doch dem Borgia eins versetzen wollte, rief brüllend): Absolution jedem Vater-, Bruder-, Mutter- und Schwestermörder, für drei Goldgulden.

Papſt. Ho, ho, Freund, wo wollt ihr hinaus, daß ihr den Mord geringer anſchlagt als H—i, da doch der erſte die Menſchen aus der Welt treibt und die letzte ſie hinein?

Cäſar Borgia. Heiliger Vater, er will durch einen hohen Preis nicht von der Sünde des Mords abſchrecken.

Papſt. Laßt es durchgehen!

Teufel. Cautela, ihr Herren! Ich ſage, daß aller gemeldeten Abſolutionen und Dispenſationen die Armen unfähig ſind; unwürdig des ſüßen Troſts der Kirche, und ohne Rettung verdammt, mögen ſie leben und ſterben! Iſt es ſo nach eurem Sinne?

Chorus (unter ſtarkem Gelächter). Ja, verdammt ſey alles, was kein Gold hat! Die Armen fahren ohne dieſen Troſt der Kirche zur Hölle!

Cäſar Borgia. Weiter, ich eröffne eine ergiebige Quelle! Wer ſtiehlt, und ſey es auch Kirchenraub, deſſen Seele kann gelöst werden, ſo er der päpſtlichen Kammer drei Theile von ſeinem Diebſtahl abgibt.

Chorus. Abſolution den Kirchenräubern und allen Dieben, die mit dem päpſtlichen Stuhle das Geraubte theilen!

Papſt. Du öffneſt eine reiche Mine, Cäſar! Schreibe Biſchof! Es geht vortrefflich!

Fauſt. Wohlauf, ihr Herren! Abſolution für jeden, der Zauberei treibt und mit dem Teufel ein Bündniß macht. Wie hoch taxirt ihr den Fall?

Papſt. Mein Sohn, hiermit wirſt du den päpſtlichen Stuhl nicht bereichern. Der Teufel verſteht ſeinen Vortheil nicht, man ruft ihn umſonſt.

Faust. Heiliger Vater, malt ihn nicht an die Wand und schlagt nur immer an.

Papst. Um der Seltenheit willen, hundert Goldgulden.

Faust. Hier sind sie, im Fall es mir gelänge; fertigt mir die Absolution aus und singt Chorus.

Chorus. Absolution dem, der mit dem Teufel ein Bündniß macht.

Der Bischof Ferara schrieb.

Eine andre Nonne. Herr Bischof, da ihr doch eben am Schreiben der Absolution für den Teufelsbanner seyd, so fertigt mir zugleich auch eine Schrift, ihr wißt schon für was, aus; hier ist mein Rosenkranz, er ist, bei meiner Schutzheiligen, fünfzehn Goldgulden werth und ich behalte noch etwas Absolution übrig.

Ferara schrieb und der Papst unterzeichnete.

Teufel. Glaubt denn Ew. Heiligkeit, daß der Satan des Fetzen Papiers achten wird?

Der Großinquisitor zog plötzlich seine Hand aus dem Busen einer Aebtissin, fuhr glühend auf und schrie mit lallender Zunge:

„Wa — was ist das? Ich rieche Ketzerei! Wer ist der Atheist, der diesen Frevel gesprochen hat?“

Der Papst drückte dem Teufel den Zeigefinger leise auf den Mund und sagte: Kavalier, dieses sind Staatsgeheimnisse! berühre sie nicht, denn ich darf selbst dich nicht retten, wenn der päpstliche Stuhl bestehen soll.“

Um dem Papst den Hof zu machen und zugleich das Gewissen zu beruhigen, öffnete jeder der Anwesenden seinen

Beutel. Ferara rief noch einige Schreiber; man fertigte ihnen die Absolution aus und jeder griff nach einem Gegenstand, um den übrigen Theil der Nacht Gebrauch davon zu machen. Nie wurden Sünden mit ruhigerm Herzen begangen.

Ferara von Modena schrieb diesen Tarif den folgenden Morgen ins Reine, übergab ihn der Presse * und ließ ihn in der Stille in der Christenheit herumlaufen.

16.

Cäsar Borgia vergaß des Worts nicht, das er seiner Schwester gegeben hatte. Alphonso von Arragonien ward an der Schwelle des Palasts des Gonfaloniere ermordet, als er sich eben zu ihm begeben wollte, einer Maskerade beizuwohnen, wozu alle großen Roms eingeladen waren, die Vorstellung der Siege Cäsars anzusehen, die Borgia als Vorbedeutung der seinigen aufführen ließ. Bald darauf setzte er sich mit seinem Heere in Marsch und nach einigen Monaten stahl der Teufel dem Papst folgenden Brief aus der Tasche, den er Fausten zu lesen übergab:

Heiliger Vater!

Ich küsse Ew. Heiligkeit Füße. Sieg und Glück haben mich begleitet und ich ziehe sie hinter mir her wie meine

* Zum Beweise dieser Gräuelscene siehe: Taxa Cancellariæ Apostolicæ etc., gedruckt verschiedene Mal zu Rom und Paris. Zum Belege der übrigen Gräuel des Hofs Alexanders VI. und zu mehrern, als hier dargestellt worden sind, siehe das Diarium Burckardi etc., worin dieser päpstliche Ceremonienmeister mit Lust, Gefallen und aus Amtspflicht alle diese Schändlichkeiten als natürliche Hofgeschichten aufgezeichnet hat, damit sich die Nachwelt daran erbaue.

jeder auf meinen Wink einen von unſern Feinden ergreifen ſollte. Ich ſetzte mich in Marſch; die Bethörten kamen mir entgegen, mir ihre Achtung zu bezeigen, und ließen nach meinem Wunſche ihre Mannſchaft zurück. Ich führte ſie unter Liebkoſungen in die Stadt und in dem Augenblick, als meine Völker ihre verlaſſenen Haufen überfielen, faßte Michellotto mit ſeinen Angehörigen jeder ſeinen Mann. So machte ich mich zum Herrn der Länder und Schlöſſer derer, die wir mit der Hoffnung von Eroberungen über ihre Feinde bethört haben. Die folgende Nacht ließ ich ſie im Kerker erwürgen. Michellotto, dem ich dieſes Geſchäft übertragen, hat mir mit vielem Lachen erzählt: Vitellozzo habe um weiter nichts gebeten, als daß man ihn doch nicht ermorden möchte, bis er die Abſolution ſeiner Sünde von Ew. Heiligkeit erhalten könnte. Man ſage mir nun noch einmal, es gehöre Kunſt dazu, ſich zum Herrn der Menſchen zu machen! Sobald Ew. Heiligkeit die Orſini und übrigen wird eingezogen haben, will ich ihnen den Pagola, den Herzog von Gravina und die andern, gleichfalls ohne Eure Abſolution, nachſenden. Ich hoffe, Ew. Heiligkeit wird ſich aus meinem Berichte überzeugen, daß ich der Krone werth bin, die ich mit Muth und Verſtand zu erwerben weiß. Vorher hatte ich Faenza mit ſeinem Herrn Aſtor, einem überaus ſchönen Knaben von zehn Jahren, genommen. Er ſoll leben, ſo lange er zu meinem Vergnügen dient; wahrlich, nie hat ein Sieger einen reizendern Ganymed zur Beute erhalten und herrſchte der lüſterne Jupiter noch, ſo würde ich den gefährlichen und mächtigen Nebenbuhler fürchten. Sollte

brechen, um die wahnsinnigen, die scheußlichen Verbrecher aufzuzehren? Hast du alle Materie des Donners verbraucht? Sind alle die Funken verstoben, die du einst in glühendem Feuerregen über ganze Städte gossest! Hast du ganz deinen Blick von dem Menschengeschlecht abgewandt und sind sie deiner Rache so wenig mehr werth, wie deiner väterlichen Fürsorge?"

Der Teufel lachte über diese Standrede und führte den Entflammten in den Vatikan, wo sie den Papst in großer Freude über das Glück seiner Waffen antrafen. Er hatte schon die Befehle gegeben, die Uebrigen der Orsini, den Alviano, Santa Croce, die sonstigen Kardinäle und Erzbischöfe in die Falle zu locken und wartete mit Ungeduld auf den Ausgang. Ganz Rom eilte zum Glückwunsch herbei. Die Bezeichneten wurden im Vatikan festgenommen, nach verschiedenen Gefängnissen gebracht und heimlich hingerichtet, während die Trabanten des Papsts ihre Paläste plünderten. Der Kardinal Orsini ward allein nach der Engelsburg gebracht und ihm die ersten Tage erlaubt, sich aus der Küche seiner Mutter besorgen zu lassen; da aber der Papst hörte, daß er seit seiner Gefangenschaft einen Weinberg für zweitausend Scudi verkauft hätte und eine wegen ihrer außerordentlichen Größe sehr kostbare Perle besäße, so entzog er ihm diese Gunst. Die Mutter der einst großen und blühenden Orsini hüllte sich in Mannskleider, überbrachte dem Papst die zweitausend Scudi und die Perle; er nahm sie mit der Rechten und gab mit der Linken das Zeichen zur Hinrichtung des Kardinals. Dieser Zug machte Fausten so

wahnſinnig, daß der Teufel allen ſeinen Witz brauchte, um ihr zu Verſtand zu bringen. Er forderte nicht weniger von ihm, als der ganze Vatikan mit allen Borgie zu zertrümmern und die Menſchheit an den Ungeheuern zu rächen.

Der Teufel antwortete: Fauſt, ich wollte, aber es gelang mir nicht.

Fauſt. Ha, wie?

Teufel. Erinnerſt du dich der Gefahr Alexanders vor kurzem?

Fauſt. Ich thue es, denn ich wüthete gegen den rettenden Zufall, der den rächenden Zufall fruchtlos machte.

Teufel. Zufall! rettender Zufall! rächender Zufall! Was denkſt du unter dieſem ſchallenden Geprasſel von Worten? Und was für eine Art von Philoſoph biſt du, wenn du etwas darunter denken kannſt? O der Menſchen! o der Vernunft! Nein, Fauſt, ich war der rächende Zufall, um mich deiner hohen Gunſt zu empfehlen, denn du wirſt dich erinnern, daß du mir auftrugſt, ihn zu verderben; aber der rettende Zufall kam von einer Hand, deren Macht ich in dieſem Augenblick noch bebend fühle.

Fauſt. Hölliſcher Gaukler! warte, ich will dich Beſeßnen exorciren. Welche gefährliche Schlingen wirfſt du nun wieder um mein thörichtes Herz!

Teufel. Schlingen? Ich? Dir? Thor! Spinnt ſie nicht dein Geiſt aus deinem eignen Herzen heraus? Sey ſtolz darauf, daß deine Weisheit und Thorheit dein eignes Werk ſeyen; ich bin nicht ſo vermeſſen, mich meines Einfluſſes da zu rühmen, wo man ſeiner ſo wenig bedarf. — Erinnerſt du dich des

ſauſenden Sturms in Hagel und Donner, der vor einigen Tagen über Rom hinfuhr?

Fauſt. Ich thue es.

Teufel. Ich hatte mich in den ſauſenden Sturm geſchwungen, fuhr praſſelnd in den Rauchfang des Vatikans, zerſprengte ihn und das Dach, warf das Dach auf die goldne Decke des Zimmers, in welchem Alexander ſaß, auf neue Gräuel ſinnend, während er ſeine Horas betete. Ueber ſein Haupt ſchoſſen die Balken — ich hoffte, ſie ſollten ihn zerſchmettern. Plötzlich ſah' ich ſie ſchweben über dem Haupte des Sünders, gefeſſelt von einer mächtigen Hand, gehalten von dünnen Fäden der Spinnen. Zur Warnung war er nur leicht verwundet — ich ſah das ungeheure Gewicht ſchweben an den dünnen Fäden, Fauſt! Schauder überfiel mich und ſchon wollt' ich das Licht fliehen.

Fauſt. O daß ich dich Elenden für deinen halben Dienſt, für deinen giftigen Bericht züchtigen könnte, wie es mein nun empörtes Herz heiſcht.

Teufel. Verſuch' es! — Ich ſage dir, es gehört zur Ordnung der Dinge, daß er noch mehr Verbrechen begehe. Die wachende Vorſicht beſchützte ihn nur darum, daß er muthiger in Gräueln werde, und ſo befördert er vermuthlich die verborgenen Abſichten, welche einſt die Zukunft aufklärt.

Fauſt. Und die, die durch ihn leiden?

Teufel. Ja, da iſt deine hohe Weisheit in der Klemme! Dieß iſt die Angel, womit eure Philoſophie die kühnen Forſcher fängt und nach ſich zieht, bis ſie daran erſticken! Sey ruhig, Fauſt, dir ſoll bald Licht werden — und dieſer Papſt da, der

ſoll mir nicht entgehen. Ich wittere den Augenblick ſeines Falls, wie das leiſe Aufwallen der erſten Begierde zur Sünde — du wirſt dich daran ergötzen: aber ob es die tröſten kann, die durch ihn gelitten haben — He!

Der Teufel goß Oel in die glühende Flamme und leicht konnte er nun Fauſten beweiſen, daß es nicht ſeine, ſondern die Sache des Himmels ſey, dem Böſen zu wehren, und er führte dieſes Thema ſo aus, daß Fauſt zwar von ſeinem Wahnſinn geheilt wurde, aber an einer noch gefährlicheru Seuche erkrankte; er überzeugte ſich nun völlig, der Menſch ſey ein elender Sklave und ſein Herr und Schöpfer ein grauſamer Deſpot, der an ſeinem Unſinn und ſeinem Frevel einen Gefallen hätte, um ihn deſto ſchärfer beſtrafen zu können; ja, der ihm gefliſſentlich alle dieſe ſeinem Glücke widerſprechenden Neigungen in das Herz gelegt hätte, um ſeiner Rache an ihm genug zu thun. Die Tugendhaften und Gerechten hielt er für Thoren, die den Böſen zum Raub und Fraße hingeworfen wären; aber fürchterlich peinigte ihn Leviathans Vorſpiegelung der wunderbaren Rettung des Papſts, die ganz Rom bezeugte und ganz Rom nicht begriff.

Als Borgia erfuhr, daß der Papſt ſeinen Anſchlag ausgeführt hätte, ließ er ſeine übrigen Gefangenen nebſt dem jungen Aſtor erdroſſeln, zog in Rom triumphirend ein und theilte mit dem Papſt und den übrigen Baſtarden den Raub der Plünderung der Paläſte.

17.

Die Hochzeit der Lukretia wurde bald hierauf mit aller aſiatiſchen Pracht gefeiert und jeder Römer ſtrebte, dieſes

Fest durch allen möglichen Glanz zu verherrlichen. An dem Tage der Vermählung läutete man alle Glocken, die Artillerie donnerte von der Engelsburg, man hielt Stiergefechte, spielte sittenlose Komödien und das betäubte Volk schrie vor dem Vatikan: „Es lebe Papst Alexander! Es lebe Lukretia die Herzogin von Este!“ Faust brüllte mit und sagte zum Teufel: „Wenn nun dieses Geschrei mit dem Gewinsel der Ermordeten an das Gewölbe des Himmels anschlägt, wem soll der Ewige glauben?“ Der Teufel beugte sich zur Erde und schwieg.

Um das Ende der Feierlichkeiten der Hochzeit zu krönen, hatte Alexander mit seiner Tochter auf den Abend eines Sonntags ein Schauspiel angeordnet, wovon bisher die Jahrbücher der Gräuel der Menschheit noch kein Beispiel gegeben haben. Der Papst saß mit seiner Tochter auf einem Ruhebette, in einem großen, hellerleuchteten Saale; Faust, der Teufel und die übrigen zu diesem Feste Erlesenen standen um sie herum. Auf einmal öffneten sich die Thüren und es traten fünfzig reizende Courtisanen in dem Stande der Natur herein, die nach dem wollüstigen Geflüster blasender Instrumente einen Tanz aufführten, den uns der Wohlstand verbietet, zu schreiben, obgleich ein Papst die Stellungen dazu erfunden hat. Nach dem Tanze gab Seine Heiligkeit ein Zeichen zu einem Wettkampf, den wir noch weniger beschreiben können, und hielt den Preis des Sieges in den Händen, um die Kämpfenden muthiger zu machen. Die unparteiischen Römer riefen endlich Fausten als Sieger aus; Lukretia bekränzte ihn mit Rosen unter Küssen und der Papst übergab dem wackern

Deutſchen, als Preis des Sieges, einen goldnen Becher, worauf Lukretia die Schule der Wolluſt hatte graben laſſen. Fauſt ſchenkte ihn ſeinem feinſten Kuppler, einem venetianiſchen Mönch, bei dem ihm lange hernach der göttliche Arretino ſah und ſeine berüchtigten Situationen darnach kopirte. Dieſer Sieg koſtete indeſſen Fauſten ſo viel, daß er mit der letzten Kraft ſeines Körpers auch die letzte Kraft ſeines Geiſtes zerbrach. Der Teufel, der ihn nun zu ſeinem Zwecke völlig reif ſah, frohlockte ihm lauten Beifall entgegen.

18.

Der Papſt hatte bei der Vermählung ſeiner Tochter eine Kardinalsbeförderung vorgenommen, wozu er die reichſten Prälaten auslas, und da Cäſar Borgia zu dem künftigen Feldzuge große Summen brauchte, ſo nahm er ſich vor, einige davon bei einem Feſte, das ſein Vater auf der Villa gab, in die andre Welt zu ſchicken. Der Papſt fuhr mit ſeiner Tochter, dem Teufel, Fauſten, dem Borgia und der Gemahlin des Venetianers früh nach dieſer Villa. Um der Lukretia ein neues Vergnügen zu machen, ließ er einige roſſigte Stuten in den Hof führen, ſie von feurigen neapolitaniſchen Hengſten beſpringen, und dieſes Schauſpiel ergötzte Lukretia auf eine ganz beſondere Art. Die Neuvermählte, von dieſem Schauſpiel gereizt, zog Fauſten in ein Seitenzimmer, fand aber bald, daß ſeine Kleinodien einen dauerhaftern Werth hätten, als er. Borgia begab ſich mit der Venetianerin in ein andres Seitenzimmer und der Papſt blieb mit dem Teufel allein. Die Geſichtsbildung Leviathans hatte

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweideutig durch dieses Labyrinth des Lebens liefe, daß ihn das Auge

ſchon lange beſonders auf ihn gewirkt, und erhitzt von dem, was er geſehen, fing er an, dem Teufel gewiſſe Anträge zu machen, bei welchen ſich dieſer in ein wildes Lachen ausſchüttete; da aber der Papſt immer heftiger in ihn drang und er merkte, daß er in Gefahr ſey, ſeine hohe unſterbliche Perſon von einem verächtlichen Menſchen und gar von einem ſolchen Papſte beſudelt zu ſehen, ſo erwachte der ſchwarze Groll der Hölle in ſeinem Geiſte und er ſtand in dem entſcheidenden Augenblick in einer Geſtalt vor ihm, die nie ein lebendes Auge geſehen, noch zu ſehen wagen darf. Der Papſt aber, der ihn ſogleich erkannte, erhob ein Freudengeſchrei:

»Ah, ben venuto, Signor diavolo! Wahrlich, du kannſt mir zu keiner gelegnern Zeit erſcheinen, als jetzt, und ſchon lange habe ich deine Gegenwart gewünſcht, denn ich weiß, wozu man einen ſo mächtigen Geiſt, wie du biſt, brauchen kann. Ha! ha! ha! du gefällſt mir ſo weit beſſer, als vorher. Du Schäcker du! Komm! und ſey mein Freund; nimm deine vorige Geſtalt an und ich will dich zum Kardinal machen, denn nur du allein kannſt mich ſchnell auf die hohe Stufe heben, die ich zu erſteigen ſtrebe. Ich bitte dich, hilf mir meine Feinde vertilgen, ſchaffe mir Geld und jage mir die Franzoſen aus Italien, die ich nicht mehr brauche. Dieſes iſt für einen Geiſt, wie du biſt, das Werk eines Augenblicks und du kannſt zum Lohn von mir fordern, was dir gefällt. Nur offenbare dich nicht meinem Sohne Cäſar, er iſt ein ſo großer Böſewicht, daß er mich ſelbſt vergiften würde, um durch dich König von Italien und Papſt zugleich zu werden.“

Der Teufel, den es anfangs ein wenig verdroß, daß sein furchtbares Aeußere nicht mehr auf den Papst wirkte, konnte sich doch endlich des Lachens nicht enthalten. Denn das, was er sah und hörte, übertraf alle Thaten der Menschen, die die Hölle zu ihrer Ergötzung aufgezeichnet hat. Er sagte hierauf mit ernster Miene:

„Papst Alexander, der Satan zeigte einst dem Sohne des Ewigen alle Herrlichkeit der Welt und bot sie ihm an so er niederfiele und ihn anbetete“ —

Papst. Ich verstehe dich. Er war ein Gott und bedurfte nichts, wäre er ein Mensch und Papst gewesen, er hätte es gemacht wie ich.

Er fiel nieder, betete den Teufel an, küßte seine Füße.

Der Teufel stampfte auf den Boden, daß die Villa erbebte. Faust und Lukretia, Cäsar und die Venetianerin, sahen durch die losgefahrenen Thüren den Papst vor der schrecklichen Gestalt des Teufels mit gefaltenen Händen knien; dann rief dieser mit bittrem Hohne:

„Sodomie und dann Anbetung des Teufels! Bei dem Satan, dem Herrscher des dunkeln Reichs, ein Papst, wie du, kann in keinem schönern Augenblick seines Lebens zur Hölle fahren.“

Er faßte den Bebenden, erwürgte ihn und übergab seinen Schatten einem Geiste, ihn nach der Hölle zu fördern. Borgia sank vor Schrecken zusammen und der furchtbare Anblick zog ihm eine Krankheit zu, die ihn außer alle Thätigkeit setzte, um alle Früchte seines Frevels brachte, und die schwarzen Thaten der Borgie dienten nur zur Vergrößerung des

päpſtlichen Stuhls. Der erwürgte und ſcheußlich verſtellte Papſt wurde mit vielem Pompe begraben und die Geſchichtſchreiber, die mit ſeinem tragiſchen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet iſt: er und ſein Sohn hätten aus Verſehen eines Dieners aus einer den Kardinälen beſtimmten vergifteten Flaſche getrunken und ſich ſo in ihrem eignen Netze gefangen.

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweideutig durch dieses Labyrinth des Lebens liefe, daß ihn das Auge

des Menſchen nicht entdecken, viel weniger eine gute Abſicht dabei wahrnehmen könnte. Noch ſchmeichelte er ſich in ſeinem Wahne, ſeine Verirrungen ſeyen in der ungeheuern Maſſe der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Waſſers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, ſich in dieſem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn ſo treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Fauſt dem welterfahrnen Manne, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen, ſo lange ſeine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in ſeinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für ſich und andre genoſſen hat, und nun in Stumpfheit des Geiſtes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menſchengeſchlecht nach der ſchwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß dieſe Erfahrung ihren Anſtrich von unſerm Innern erhält und ſich hauptſächlich nach unſerm eignen Werthe beſtimmt. Nur das feige, ſchlechte Herz wird ſchlechter durch Erfahrung; der Edle ſieht die Laſter und Verirrungen der Menſchen bloß als Diſſonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie ſeiner Bruſt in ein helleres Licht zu ſetzen und ihm ſein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Fauſt, der alle häusliche und innige Verbindung zerriſſen hatte, in dem Laufe ſeines fernern Lebens keine mehr aufzufaſſen ſtrebte, durch ſeine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düſter in die Welt und auf die Menſchen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf ſich geleitet, mit Schrecken vor ſeinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch ſein gefährliches Wagſtück gewonnen hätte, und da er dieſes gegen ſeine ehemaligen Wünſche, Ausſichten und Hoffnungen hielt, ſo ſah er bald, die völlige Ausgleichung müßte ſo ausfallen, daß er ſie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er ſo kühn unternommen, ſeiner ehemaligen Kraft würdig auszuſpielen, trat hervor, und der Gedanke, ſich der Zahl derer entriſſen zu haben, die eine unbeſorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menſchen unterworfen, alles genoſſen zu haben, noch genießen zu können, das Werk ſeiner eigenen freien Wahl zu ſeyn, das Leere der Wiſſenſchaften eingeſehen zu haben, ſchwellten auf einmal von neuem ſeine Segel. Er lachte der Erſcheinung ſeiner kranken Phantaſie, entwarf einen neuen Lebensplan, ſchmeichelte ſich durch Forſchen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menſchen die Räthſel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, ſie ſeyen dem Menſchen nur darum in den Weg geworfen, ſeinen moraliſchen Zuſtand ſo unglücklich zu machen, als ſeinen phyſiſchen. „Wer dieſen Knoten gelöst, oder ſich überzeugt hat, daß er nicht zu löſen ſey," ſagte er in ſeinem Herzen, „der macht ſich zum Meiſter ſeines Geſchicks," und ſo wäre er gewiß aus ſeinem ſcholaſtiſchen Jahrhundert in unſer hellphiloſophiſches hinüber geſprungen, wenn der Teufel nicht an ſeiner Seite geweſen wäre, oder ihm Zeit dazu gelaſſen hätte. Wenigſtens war er auf dem Wege ein Philoſoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böſe

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weiſe eines großen Theils unſrer deutſchen Schriftſteller, an dieſem großen und einzigen Genie

sah, es hämisch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philosophen zu reden: der überall den Teufel sah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Faust lag in einem süßen Morgenschlummer auf der Gränze Italiens, als sich ein sehr bedeutender Traum vor seinem Geiste mit lebhaften Farben malte. Ihn beschloß eine schaudervolle Erscheinung. Er sah den Genius der Menschheit, der ihm einst erschienen, auf einer großen, blühenden Insel, die ein stürmisches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und sehr ängstlich nach den brausenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greise, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde saßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Insel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden sie verschiedne Baumaterialien aus, die sie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man diese Freude freilich wohl so lange lassen, bis wir einst selbst einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur so viel sagen, daß Rousseau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire sagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl sagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geschichtschreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftstellern gelebt hat, so wird seine Faustische Laune, die er hin und wieder äußert, wenigstens sehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

päpſtlichen Stuhls. Der erwürgte und ſcheußlich verſtellte Papſt wurde mit vielem Pompe begraben und die Geſchichtſchreiber, die mit ſeinem tragiſchen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet iſt: er und ſein Sohn hätten aus Verſehen eines Dieners aus einer den Kardinälen beſtimmten vergifteten Flaſche getrunken und ſich ſo in ihrem eignen Netze gefangen.

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweideutig durch dieses Labyrinth des Lebens liefe, daß ihn das Auge

des Menſchen nicht entdecken, viel weniger eine gute Abſicht dabei wahrnehmen könnte. Noch ſchmeichelte er ſich in ſeinem Wahne, ſeine Verirrungen ſeyen in der ungeheuern Maſſe der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Waſſers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, ſich in dieſem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn ſo treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Fauſt dem welterfahrnen Manne, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen, ſo lange ſeine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in ſeinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für ſich und andre genoſſen hat, und nun in Stumpfheit des Geiſtes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menſchengeſchlecht nach der ſchwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß dieſe Erfahrung ihren Anſtrich von unſerm Innern erhält und ſich hauptſächlich nach unſerm eignen Werthe beſtimmt. Nur das feige, ſchlechte Herz wird ſchlechter durch Erfahrung; der Edle ſieht die Laſter und Verirrungen der Menſchen bloß als Diſſonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie ſeiner Bruſt in ein helleres Licht zu ſetzen und ihm ſein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Fauſt, der alle häusliche und innige Verbindung zerriſſen hatte, in dem Laufe ſeines fernern Lebens keine mehr aufzufaſſen ſtrebte, durch ſeine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düſter in die Welt und auf die Menſchen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf ſich geleitet, mit Schrecken vor ſeinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch sein gefährliches Wagstück gewonnen hätte, und da er dieses gegen seine ehemaligen Wünsche, Aussichten und Hoffnungen hielt, so sah er bald, die völlige Ausgleichung müßte so ausfallen, daß er sie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er so kühn unternommen, seiner ehemaligen Kraft würdig auszuspielen, trat hervor, und der Gedanke, sich der Zahl derer entrissen zu haben, die eine unbesorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menschen unterworfen, alles genossen zu haben, noch genießen zu können, das Werk seiner eigenen freien Wahl zu seyn, das Leere der Wissenschaften eingesehen zu haben, schwellten auf einmal von neuem seine Segel. Er lachte der Erscheinung seiner kranken Phantasie, entwarf einen neuen Lebensplan, schmeichelte sich durch Forschen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menschen die Räthsel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, sie seyen dem Menschen nur darum in den Weg geworfen, seinen moralischen Zustand so unglücklich zu machen, als seinen physischen. „Wer diesen Knoten gelöst, oder sich überzeugt hat, daß er nicht zu lösen sey," sagte er in seinem Herzen, „der macht sich zum Meister seines Geschicks," und so wäre er gewiß aus seinem scholastischen Jahrhundert in unser hellphilosophisches hinüber gesprungen, wenn der Teufel nicht an seiner Seite gewesen wäre, oder ihm Zeit dazu gelassen hätte. Wenigstens war er auf dem Wege ein Philosoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böse

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weise eines großen Theils unsrer deutschen Schriftsteller, an diesem großen und einzigen Genie

sah, es hämisch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philosophen zu reden: der überall den Teufel sah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Faust lag in einem süßen Morgenschlummer auf der Gränze Italiens, als sich ein sehr bedeutender Traum vor seinem Geiste mit lebhaften Farben malte. Ihn beschloß eine schaudervolle Erscheinung. Er sah den Genius der Menschheit, der ihm einst erschienen, auf einer großen, blühenden Insel, die ein stürmisches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und sehr ängstlich nach den brausenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greise, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde saßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Insel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden sie verschiedne Baumaterialien aus, die sie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man diese Freude freilich wohl so lange lassen, bis wir einst selbst einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur so viel sagen, daß Rousseau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire sagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl sagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geschichtschreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftstellern gelebt hat, so wird seine Faustische Laune, die er hin und wieder äußert, wenigstens sehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

ſchon lange beſonders auf ihn gewirkt, und erhitzt von dem, was er geſehen, fing er an, dem Teufel gewiſſe Anträge zu machen, bei welchen ſich dieſer in ein wildes Lachen ausſchüttete; da aber der Papſt immer heftiger in ihn drang und er merkte, daß er in Gefahr ſey, ſeine hohe unſterbliche Perſon von einem verächtlichen Menſchen und gar von einem ſolchen Papſte beſudelt zu ſehen, ſo erwachte der ſchwarze Groll der Hölle in ſeinem Geiſte und er ſtand in dem entſcheidenden Augenblick in einer Geſtalt vor ihm, die nie ein lebendes Auge geſehen, noch zu ſehen wagen darf. Der Papſt aber, der ihn ſogleich erkannte, erhob ein Freudengeſchrei:

»Ah, ben venuto, Signor diavolo! Wahrlich, du kannſt mir zu keiner gelegnern Zeit erſcheinen, als jetzt, und ſchon lange habe ich deine Gegenwart gewünſcht, denn ich weiß, wozu man einen ſo mächtigen Geiſt, wie du biſt, brauchen kann. Ha! ha! ha! du gefällſt mir ſo weit beſſer, als vorher. Du Schäcker du! Komm! und ſey mein Freund; nimm deine vorige Geſtalt an und ich will dich zum Kardinal machen, denn nur du allein kannſt mich ſchnell auf die hohe Stufe heben, die ich zu erſteigen ſtrebe. Ich bitte dich, hilf mir meine Feinde vertilgen, ſchaffe mir Geld und jage mir die Franzoſen aus Italien, die ich nicht mehr brauche. Dieſes iſt für einen Geiſt, wie du biſt, das Werk eines Augenblicks und du kannſt zum Lohn von mir fordern, was dir gefällt. Nur offenbare dich nicht meinem Sohne Cäſar, er iſt ein ſo großer Böſewicht, daß er mich ſelbſt vergiften würde, um durch dich König von Italien und Papſt zugleich zu werden.“

Der Teufel, den es anfangs ein wenig verdroß, daß sein furchtbares Aeußere nicht mehr auf den Papst wirkte, konnte sich doch endlich des Lachens nicht enthalten. Denn das, was er sah und hörte, übertraf alle Thaten der Menschen, die die Hölle zu ihrer Ergötzung aufgezeichnet hat. Er sagte hierauf mit ernster Miene:

„Papst Alexander, der Satan zeigte einst dem Sohne des Ewigen alle Herrlichkeit der Welt und bot sie ihm an so er niederfiele und ihn anbetete“ —

Papst. Ich verstehe dich. Er war ein Gott und bedurfte nichts, wäre er ein Mensch und Papst gewesen, er hätte es gemacht wie ich.

Er fiel nieder, betete den Teufel an, küßte seine Füße.

Der Teufel stampfte auf den Boden, daß die Villa erbebte. Faust und Lukretia, Cäsar und die Venetianerin, sahen durch die losgefahrenen Thüren den Papst vor der schrecklichen Gestalt des Teufels mit gefaltenen Händen knien; dann rief dieser mit bittrem Hohne:

„Sodomie und dann Anbetung des Teufels! Bei dem Satan, dem Herrscher des dunkeln Reichs, ein Papst, wie du, kann in keinem schönern Augenblick seines Lebens zur Hölle fahren.“

Er faßte den Bebenden, erwürgte ihn und übergab seinen Schatten einem Geiste, ihn nach der Hölle zu fördern. Borgia sank vor Schrecken zusammen und der furchtbare Anblick zog ihm eine Krankheit zu, die ihn außer alle Thätigkeit setzte, um alle Früchte seines Frevels brachte, und die schwarzen Thaten der Borgie dienten nur zur Vergrößerung des

päpſtlichen Stuhls. Der erwürgte und ſcheußlich verſtellte Papſt wurde mit vielem Pompe begraben und die Geſchichtſchreiber, die mit ſeinem tragiſchen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet iſt: er und ſein Sohn hätten aus Verſehen eines Dieners aus einer den Kardinälen beſtimmten vergifteten Flaſche getrunken und ſich ſo in ihrem eignen Netze gefangen.

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweideutig durch dieses Labyrinth des Lebens liefe, daß ihn das Auge

des Menschen nicht entdecken, viel weniger eine gute Absicht dabei wahrnehmen könnte. Noch schmeichelte er sich in seinem Wahne, seine Verirrungen seyen in der ungeheuern Masse der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Wassers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, sich in diesem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn so treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Faust dem welterfahrnen Manne, der seinen Leidenschaften den Zügel gelassen, so lange seine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in seinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für sich und andre genossen hat, und nun in Stumpfheit des Geistes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menschengeschlecht nach der schwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß diese Erfahrung ihren Anstrich von unserm Innern erhält und sich hauptsächlich nach unserm eignen Werthe bestimmt. Nur das feige, schlechte Herz wird schlechter durch Erfahrung; der Edle sieht die Laster und Verirrungen der Menschen bloß als Dissonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie seiner Brust in ein helleres Licht zu setzen und ihm sein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Faust, der alle häusliche und innige Verbindung zerrissen hatte, in dem Laufe seines fernern Lebens keine mehr aufzufassen strebte, durch seine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düster in die Welt und auf die Menschen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf sich geleitet, mit Schrecken vor seinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch sein gefährliches Wagstück gewonnen hätte, und da er dieses gegen seine ehemaligen Wünsche, Aussichten und Hoffnungen hielt, so sah er bald, die völlige Ausgleichung müßte so ausfallen, daß er sie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er so kühn unternommen, seiner ehemaligen Kraft würdig auszuspielen, trat hervor, und der Gedanke, sich der Zahl derer entrissen zu haben, die eine unbesorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menschen unterworfen, alles genossen zu haben, noch genießen zu können, das Werk seiner eigenen freien Wahl zu seyn, das Leere der Wissenschaften eingesehen zu haben, schwellten auf einmal von neuem seine Segel. Er lachte der Erscheinung seiner kranken Phantasie, entwarf einen neuen Lebensplan, schmeichelte sich durch Forschen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menschen die Räthsel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, sie seyen dem Menschen nur darum in den Weg geworfen, seinen moralischen Zustand so unglücklich zu machen, als seinen physischen. „Wer diesen Knoten gelöst, oder sich überzeugt hat, daß er nicht zu lösen sey," sagte er in seinem Herzen, „der macht sich zum Meister seines Geschicks," und so wäre er gewiß aus seinem scholastischen Jahrhundert in unser hellphilosophisches hinüber gesprungen, wenn der Teufel nicht an seiner Seite gewesen wäre, oder ihm Zeit dazu gelassen hätte. Wenigstens war er auf dem Wege ein Philosoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böse

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weise eines großen Theils unsrer deutschen Schriftsteller, an diesem großen und einzigen Genie

sah, es hämisch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philosophen zu reden: der überall den Teufel sah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Faust lag in einem süßen Morgenschlummer auf der Gränze Italiens, als sich ein sehr bedeutender Traum vor seinem Geiste mit lebhaften Farben malte. Ihn beschloß eine schaudervolle Erscheinung. Er sah den Genius der Menschheit, der ihm einst erschienen, auf einer großen, blühenden Insel, die ein stürmisches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und sehr ängstlich nach den brausenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greise, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde saßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Insel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden sie verschiedne Baumaterialien aus, die sie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man diese Freude freilich wohl so lange lassen, bis wir einst selbst einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur so viel sagen, daß Rousseau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire sagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl sagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geschichtschreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftstellern gelebt hat, so wird seine Faustische Laune, die er hin und wieder äußert, wenigstens sehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

päpſtlichen Stuhls. Der erwürgte und ſcheußlich verſtellte Papſt wurde mit vielem Pompe begraben und die Geſchichtſchreiber, die mit ſeinem tragiſchen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet iſt: er und ſein Sohn hätten aus Verſehen eines Dieners aus einer den Kardinälen beſtimmten vergifteten Flaſche getrunken und ſich ſo in ihrem eignen Netze gefangen.

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder daß der Faden, ihn mit demselben verbande, zu verwirren und zu durch dieses Labyrinth des [illegible], daß ihn das

des Menſchen nicht entdecken, viel weniger eine gute Abſicht dabei wahrnehmen könnte. Noch ſchmeichelte er ſich in ſeinem Wahne, ſeine Verirrungen ſeyen in der ungeheuern Maſſe der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Waſſers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, ſich in dieſem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn ſo treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Fauſt dem welterfahrnen Manne, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen, ſo lange ſeine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in ſeinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für ſich und andre genoſſen hat, und nun in Stumpfheit des Geiſtes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menſchengeſchlecht nach der ſchwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß dieſe Erfahrung ihren Anſtrich von unſerm Innern erhält und ſich hauptſächlich nach unſerm eignen Werthe beſtimmt. Nur das feige, ſchlechte Herz wird ſchlechter durch Erfahrung; der Edle ſieht die Laſter und Verirrungen der Menſchen bloß als Diſſonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie ſeiner Bruſt in ein helleres Licht zu ſetzen und ihm ſein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Fauſt, der alle häusliche und innige Verbindung zerriſſen hatte, in dem Laufe ſeines fernern Lebens keine mehr aufzufaſſen ſtrebte, durch ſeine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düſter in die Welt und auf die Menſchen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf ſich geleitet, mit Schrecken vor ſeinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch sein gefährliches Wagstück gewonnen hätte, und da er dieses gegen seine ehemaligen Wünsche, Aussichten und Hoffnungen hielt, so sah er bald, die völlige Ausgleichung müßte so ausfallen, daß er sie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er so kühn unternommen, seiner ehemaligen Kraft würdig auszuspielen, trat hervor, und der Gedanke, sich der Zahl derer entrissen zu haben, die eine unbesorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menschen unterworfen, alles genossen zu haben, noch genießen zu können, das Werk seiner eigenen freien Wahl zu seyn, das Leere der Wissenschaften eingesehen zu haben, schwellten auf einmal von neuem seine Segel. Er lachte der Erscheinung seiner kranken Phantasie, entwarf einen neuen Lebensplan, schmeichelte sich durch Forschen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menschen die Räthsel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, sie seyen dem Menschen nur darum in den Weg geworfen, seinen moralischen Zustand so unglücklich zu machen, als seinen physischen. „Wer diesen Knoten gelöst, oder sich überzeugt hat, daß er nicht zu lösen sey," sagte er in seinem Herzen, „der macht sich zum Meister seines Geschicks," und so wäre er gewiß aus seinem scholastischen Jahrhundert in unser hellphilosophisches hinüber gesprungen, wenn der Teufel nicht an seiner Seite gewesen wäre, oder ihm Zeit dazu gelassen hätte. Wenigstens war er auf dem Wege ein Philosoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böse

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weise eines großen Theils unsrer deutschen Schriftsteller, an diesem großen und einzigen Genie

ſah, es hämiſch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philoſophen zu reden: der überall den Teufel ſah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Fauſt lag in einem ſüßen Morgenſchlummer auf der Gränze Italiens, als ſich ein ſehr bedeutender Traum vor ſeinem Geiſte mit lebhaften Farben malte. Ihn beſchloß eine ſchaudervolle Erſcheinung. Er ſah den Genius der Menſchheit, der ihm einſt erſchienen, auf einer großen, blühenden Inſel, die ein ſtürmiſches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und ſehr ängſtlich nach den brauſenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greiſe, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde ſaßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Inſel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden ſie verſchiedne Baumaterialien aus, die ſie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man dieſe Freude freilich wohl ſo lange laſſen, bis wir einſt ſelbſt einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur ſo viel ſagen, daß Rouſſeau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire ſagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl ſagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geſchichtſchreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Phillipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftſtellern gelebt hat, ſo wird ſeine Fauſtiſche Laune, die er hin und wieder äußert, wenigſtens ſehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

päpſtlichen Stuhls. Der erwürgte und ſcheußlich verſtellte Papſt wurde mit vielem Pompe begraben und die Geſchichtſchreiber, die mit ſeinem tragiſchen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet iſt: er und ſein Sohn hätten aus Verſehen eines Dieners aus einer den Kardinälen beſtimmten vergifteten Flaſche getrunken und ſich ſo in ihrem eignen Netze gefangen.

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweideutig durch dieses Labyrinth des Lebens liefe, daß ihn das Auge

des Menſchen nicht entdecken, viel weniger eine gute Abſicht dabei wahrnehmen könnte. Noch ſchmeichelte er ſich in ſeinem Wahne, ſeine Verirrungen ſeyen in der ungeheuern Maſſe der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Waſſers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, ſich in dieſem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn ſo treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Fauſt dem welterfahrnen Manne, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen, ſo lange ſeine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in ſeinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für ſich und andre genoſſen hat, und nun in Stumpfheit des Geiſtes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menſchengeſchlecht nach der ſchwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß dieſe Erfahrung ihren Anſtrich von unſerm Innern erhält und ſich hauptſächlich nach unſerm eignen Werthe beſtimmt. Nur das feige, ſchlechte Herz wird ſchlechter durch Erfahrung; der Edle ſieht die Laſter und Verirrungen der Menſchen bloß als Diſſonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie ſeiner Bruſt in ein helleres Licht zu ſetzen und ihm ſein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Fauſt, der alle häusliche und innige Verbindung zerriſſen hatte, in dem Laufe ſeines fernern Lebens keine mehr aufzufaſſen ſtrebte, durch ſeine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düſter in die Welt und auf die Menſchen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf ſich geleitet, mit Schrecken vor ſeinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch ſein gefährliches Wagſtück gewonnen hätte, und da er dieſes gegen ſeine ehemaligen Wünſche, Ausſichten und Hoffnungen hielt, ſo ſah er bald, die völlige Ausgleichung müßte ſo ausfallen, daß er ſie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er ſo kühn unternommen, ſeiner ehemaligen Kraft würdig auszuſpielen, trat hervor, und der Gedanke, ſich der Zahl derer entriſſen zu haben, die eine unbeſorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menſchen unterworfen, alles genoſſen zu haben, noch genießen zu können, das Werk ſeiner eigenen freien Wahl zu ſeyn, das Leere der Wiſſenſchaften eingeſehen zu haben, ſchwellten auf einmal von neuem ſeine Segel. Er lachte der Erſcheinung ſeiner kranken Phantaſie, entwarf einen neuen Lebensplan, ſchmeichelte ſich durch Forſchen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menſchen die Räthſel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, ſie ſeyen dem Menſchen nur darum in den Weg geworfen, ſeinen moraliſchen Zuſtand ſo unglücklich zu machen, als ſeinen phyſiſchen. „Wer dieſen Knoten gelöst, oder ſich überzeugt hat, daß er nicht zu löſen ſey," ſagte er in ſeinem Herzen, „der macht ſich zum Meiſter ſeines Geſchicks," und ſo wäre er gewiß aus ſeinem ſcholaſtiſchen Jahrhundert in unſer hellphiloſophiſches hinüber geſprungen, wenn der Teufel nicht an ſeiner Seite geweſen wäre, oder ihm Zeit dazu gelaſſen hätte. Wenigſtens war er auf dem Wege ein Philoſoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böſe

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weiſe eines großen Theils unſrer deutſchen Schriftſteller, an dieſem großen und einzigen Genie

ſah, es hämiſch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philoſophen zu reden: der überall den Teufel ſah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Fauſt lag in einem ſüßen Morgenſchlummer auf der Gränze Italiens, als ſich ein ſehr bedeutender Traum vor ſeinem Geiſte mit lebhaften Farben malte. Ihn beſchloß eine ſchaudervolle Erſcheinung. Er ſah den Genius der Menſchheit, der ihm einſt erſchienen, auf einer großen, blühenden Inſel, die ein ſtürmiſches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und ſehr ängſtlich nach den brauſenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greiſe, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde ſaßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Inſel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden ſie verſchiedne Baumaterialien aus, die ſie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man dieſe Freude freilich wohl ſo lange laſſen, bis wir einſt ſelbſt einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur ſo viel ſagen, daß Rouſſeau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire ſagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl ſagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geſchichtſchreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftſtellern gelebt hat, ſo wird ſeine Fauſtiſche Laune, die er hin und wieder äußert, wenigſtens ſehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

des Geſichts, und führten als gefangne Sklavin die edle Matrone an Ketten. Vor ihnen her ging die Herrſchſucht, auf ihrem Haupt eine dreifache Krone, in der Hand einen Biſchofsſtab, und auf ihrer Bruſt ſchimmerte das göttliche hier mißbrauchte Wort: Religion! Der Aberglauben und die Schwärmerei erwarteten mit Ungeduld das Zeichen von dieſer, dem Drang ihrer Wuth, die ſie kaum zurückhalten konnten, folgen zu dürfen. Ihr Heer war ein verworrner, tobender, bunt gekleideter Haufen, und jeder deſſelben führte einen Dolch und eine brennende Fackel. Der dritte Heerführer ging mit ſtolzen und kühnen Schritten einher; er war in das beſcheidne Gewand des Weiſen gekleidet, und hielt, wie ein jeder ſeines Haufens, einen Becher in der Hand, der mit einem ſchwindelnden und berauſchenden Getränke gefüllt war. Dieſe zwei letzten Haufen tobten und ſchrien ſo entſetzlich, daß das Toſen und Gebrauſe der Wellen, das Geheul des Sturms nicht mehr zu hören war.

Als ſie den Arbeitern nah waren, miſchten ſich die drei Haufen auf Befehl ihrer Führer untereinander und fielen dieſe, mit ihren zerſtörenden Waffen, in grimmiger Wuth an. Die Muthigſten der Arbeiter warfen ihre Werkzeuge weg und griffen zu den Schwertern, mit denen ſie begürtet waren, um die Feinde zurückzuſchlagen. Die andern verdoppelten indeſſen ihren Eifer, das angefangene Werk zu vollenden. Der Genius deckte ſeine muthigen Streiter und fleißigen Arbeiter mit einem großen glänzenden Schilde, den ihm eine Hand aus den Wolken reichte; er konnte aber die unzählbare Menge nicht bergen. Mit tiefem Schmerze ſah

er viele Tauſende der Seinigen unter den vergifteten Pfeilen und den mörderiſchen Waffen hinſinken. Viele ließen ſich von den Vorſpieglungen und Lockungen derer bethören, die ihnen die bezauberten Becher als Erquickung darreichten, taumelten dann in wildem Rauſche herum und zerſtörten die mühſame Arbeit ihrer Hände. Die mit den Fackeln bewaffneten machten ſich mit ihren Dolchen einen Weg, warfen ihre Fackeln in das angefangne Gebäude, ſchon loderte die Flamme und drohte das herrliche Werk in die Aſche zu legen. Der Genius ſah mit ſchmerzvollem Blick auf die Gefallnen und Verirrten, ſprach den Uebrigen Muth zu, flößte ihnen durch ſeine Standhaftigkeit und Erhabenheit Kraft, Geduld und Ausharren ein. Sie löſchten die Flammen, ſtellten das Zerrüttete her, und arbeiteten unter Verfolgung und Tod mit ſolchem Eifer, daß, trotz der Wuth und dem Haß ihrer Feinde, ein großer, herrlicher, edler Tempel emporſtieg. Der Sturm legte ſich und helle ſanfte Heiterkeit ergoß ſich über die ganze Inſel. Hierauf heilte der Genius die Verwundeten, tröſtete die Müden, pries die tapfern Streiter und führte ſie unter Siegesgeſängen in den Tempel ein. Ihre Feinde ſtanden betäubt vor dem Rieſenwerk, und zogen ſich, nachdem ſie vergebens verſucht hatten deſſen Veſte zu erſchüttern, ergrimmt zurück. Fauſt befand ſich nun ſelbſt auf der Inſel. Das Feld um den erhabenen Tempel war mit Leichen der Erſchlagenen von allen Altern beider Geſchlechter bedeckt, und diejenigen, die aus den Zauberbechern getrunken hatten, gingen kalt unter den Todten herum, vernünftelten und ſpotteten über die Bauart des Tempels,

des Menſchen nicht entdecken, viel weniger eine gute Abſicht dabei wahrnehmen könnte. Noch ſchmeichelte er ſich in ſeinem Wahne, ſeine Verirrungen ſeyen in der ungeheuern Maſſe der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Waſſers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, ſich in dieſem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn ſo treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Fauſt dem welterfahrnen Manne, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen, ſo lange ſeine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in ſeinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für ſich und andre genoſſen hat, und nun in Stumpfheit des Geiſtes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menſchengeſchlecht nach der ſchwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß dieſe Erfahrung ihren Anſtrich von unſerm Innern erhält und ſich hauptſächlich nach unſerm eignen Werthe beſtimmt. Nur das feige, ſchlechte Herz wird ſchlechter durch Erfahrung; der Edle ſieht die Laſter und Verirrungen der Menſchen bloß als Diſſonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie ſeiner Bruſt in ein helleres Licht zu ſetzen und ihm ſein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Fauſt, der alle häusliche und innige Verbindung zerriſſen hatte, in dem Laufe ſeines fernern Lebens keine mehr aufzufaſſen ſtrebte, durch ſeine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düſter in die Welt und auf die Menſchen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf ſich geleitet, mit Schrecken vor ſeinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch ſein gefährliches Wagſtück gewonnen hätte, und da er dieſes gegen ſeine ehemaligen Wünſche, Ausſichten und Hoffnungen hielt, ſo ſah er bald, die völlige Ausgleichung müßte ſo ausfallen, daß er ſie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er ſo kühn unternommen, ſeiner ehemaligen Kraft würdig auszuſpielen, trat hervor, und der Gedanke, ſich der Zahl derer entriſſen zu haben, die eine unbeſorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menſchen unterworfen, alles genoſſen zu haben, noch genießen zu können, das Werk ſeiner eigenen freien Wahl zu ſeyn, das Leere der Wiſſenſchaften eingeſehen zu haben, ſchwellten auf einmal von neuem ſeine Segel. Er lachte der Erſcheinung ſeiner kranken Phantaſie, entwarf einen neuen Lebensplan, ſchmeichelte ſich durch Forſchen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menſchen die Räthſel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, ſie ſeyen dem Menſchen nur darum in den Weg geworfen, ſeinen moraliſchen Zuſtand ſo unglücklich zu machen, als ſeinen phyſiſchen. „Wer dieſen Knoten gelöst, oder ſich überzeugt hat, daß er nicht zu löſen ſey," ſagte er in ſeinem Herzen, „der macht ſich zum Meiſter ſeines Geſchicks," und ſo wäre er gewiß aus ſeinem ſcholaſtiſchen Jahrhundert in unſer hellphiloſophiſches hinüber geſprungen, wenn der Teufel nicht an ſeiner Seite geweſen wäre, oder ihm Zeit dazu gelaſſen hätte. Wenigſtens war er auf dem Wege ein Philoſoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böſe

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weiſe eines großen Theils unſrer deutſchen Schriftſteller, an dieſem großen und einzigen Genie

ſah, es hämiſch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philoſophen zu reden: der überall den Teufel ſah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Fauſt lag in einem ſüßen Morgenſchlummer auf der Gränze Italiens, als ſich ein ſehr bedeutender Traum vor ſeinem Geiſte mit lebhaften Farben malte. Ihn beſchloß eine ſchaudervolle Erſcheinung. Er ſah den Genius der Menſchheit, der ihm einſt erſchienen, auf einer großen, blühenden Inſel, die ein ſtürmiſches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und ſehr ängſtlich nach den brauſenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greiſe, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde ſaßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Inſel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden ſie verſchiedne Baumaterialien aus, die ſie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man dieſe Freude freilich wohl ſo lange laſſen, bis wir einſt ſelbſt einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur ſo viel ſagen, daß Rouſſeau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire ſagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl ſagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geſchichtſchreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Phillipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftſtellern gelebt hat, ſo wird ſeine Fauſtiſche Laune, die er hin und wieder äußert, wenigſtens ſehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

des Geſichts, und führten als gefangne Sklavin die edle Matrone an Ketten. Vor ihnen her ging die Herrſchſucht, auf ihrem Haupt eine dreifache Krone, in der Hand einen Biſchofsſtab, und auf ihrer Bruſt ſchimmerte das göttliche hier mißbrauchte Wort: Religion! Der Aberglauben und die Schwärmerei erwarteten mit Ungeduld das Zeichen von dieſer, dem Drang ihrer Wuth, die ſie kaum zurückhalten konnten, folgen zu dürfen. Ihr Heer war ein verworrner, tobender, bunt gekleideter Haufen, und jeder deſſelben führte einen Dolch und eine brennende Fackel. Der dritte Heerführer ging mit ſtolzen und kühnen Schritten einher; er war in das beſcheidne Gewand des Weiſen gekleidet, und hielt, wie ein jeder ſeines Haufens, einen Becher in der Hand, der mit einem ſchwindelnden und berauſchenden Getränke gefüllt war. Dieſe zwei letzten Haufen tobten und ſchrien ſo entſetzlich, daß das Toſen und Gebrauſe der Wellen, das Geheul des Sturms nicht mehr zu hören war.

Als ſie den Arbeitern nah waren, miſchten ſich die drei Haufen auf Befehl ihrer Führer untereinander und fielen dieſe, mit ihren zerſtörenden Waffen, in grimmiger Wuth an. Die Muthigſten der Arbeiter warfen ihre Werkzeuge weg und griffen zu den Schwertern, mit denen ſie begürtet waren, um die Feinde zurückzuſchlagen. Die andern verdoppelten indeſſen ihren Eifer, das angefangene Werk zu vollenden. Der Genius deckte ſeine muthigen Streiter und fleißigen Arbeiter mit einem großen glänzenden Schilde, den ihm eine Hand aus den Wolken reichte; er konnte aber die unzählbare Menge nicht bergen. Mit tiefem Schmerze ſah

er viele Tausende der Seinigen unter den vergifteten Pfeilen und den mörderischen Waffen hinsinken. Viele ließen sich von den Vorspieglungen und Lockungen derer bethören, die ihnen die bezauberten Becher als Erquickung darreichten, taumelten dann in wildem Rausche herum und zerstörten die mühsame Arbeit ihrer Hände. Die mit den Fackeln bewaffneten machten sich mit ihren Dolchen einen Weg, warfen ihre Fackeln in das angefangne Gebäude, schon loderte die Flamme und drohte das herrliche Werk in die Asche zu legen. Der Genius sah mit schmerzvollem Blick auf die Gefallnen und Verirrten, sprach den Uebrigen Muth zu, flößte ihnen durch seine Standhaftigkeit und Erhabenheit Kraft, Geduld und Ausharren ein. Sie löschten die Flammen, stellten das Zerrüttete her, und arbeiteten unter Verfolgung und Tod mit solchem Eifer, daß, trotz der Wuth und dem Haß ihrer Feinde, ein großer, herrlicher, edler Tempel emporstieg. Der Sturm legte sich und helle sanfte Heiterkeit ergoß sich über die ganze Insel. Hierauf heilte der Genius die Verwundeten, tröstete die Müden, pries die tapfern Streiter und führte sie unter Siegesgesängen in den Tempel ein. Ihre Feinde standen betäubt vor dem Riesenwerk, und zogen sich, nachdem sie vergebens versucht hatten dessen Veste zu erschüttern, ergrimmt zurück. Faust befand sich nun selbst auf der Insel. Das Feld um den erhabenen Tempel war mit Leichen der Erschlagenen von allen Altern beider Geschlechter bedeckt, und diejenigen, die aus den Zauberbechern getrunken hatten, gingen kalt unter den Todten herum, vernünftelten und spotteten über die Bauart des Tem-

maßen seine Höhe und Breite, um seine Verhältnisse zu berechnen, und bestimmten sie um so zuverlässiger, je weiter sie von der Wahrheit entfernt waren. Faust ging an ihnen vorüber, und als er dem Tempel nahte, las er über seinem Eingang folgende Worte: Sterblicher! wenn du tapfer gestritten, treu ausgehalten hast, so tritt herein, und lerne deine edle Bestimmung kennen!

Sein Herz glühte bei diesen Worten und er hoffte auf einmal, das ihn quälende Dunkel zu durchbrechen. Kühn drang er nach dem Tempel, stieg die hohen Stufen hinauf, sah wie eine schimmernde, rosenfarbene Dämmerung ihn füllte und hörte die sanfte Stimme des Genius; er wollte hineintreten, die eherne Pforte fuhr mit einem dumpfen Schall vor ihm zu, er bebte zurück. Nun dünkte ihn, daß der Tempel, der vorher auf ebenem Boden gestanden, auf drei großen Felsen ruhte, woran er die Symbole der Geduld, Hoffnung und des Glaubens erkannte. Seine Begierde, in die Geheimnisse des Tempels zu dringen, nahm durch die Unmöglichkeit noch mehr zu; auf einmal fühlte er Flügel, erhob sich, und fuhr mit solchem Ungestüme gegen die eherne Pforte, daß er zurückgeschleudert in den tiefsten Abgrund sank und in dem Augenblick zitternd aus dem Schlafe auffuhr, als er den Boden zu berühren glaubte. Er schlug betäubt die Augen auf, eine blasse, in ein weißes Todtentuch gehüllte Gestalt, in der er seinen Vater erkannte, riß die Bettvorhänge auseinander und sprach mit klagender Stimme:

„Faust! Faust! Nie hat ein Vater einen unglücklichern

Sohn gezeugt, in dieſem Gefühle bin ich nun eben geſtorben. Ewig, ach! ewig liegt die Kluft der Verdammniß zwiſchen mir und dir!"

3.

Dieſes bedeutende Geſicht und die ſchaudervolle Erſcheinung durchbebten die Seele Fauſts; er ſprang auf, öffnete das Fenſter, um freie Luft zu athmen; die ungeheuern Alpen lagen vor ihm, die aufgehende Sonne vergoldete nun eben ihre dunkeln Spitzen, und dieſes Bild ſchien ihm eine Dollmetſchung ſeines Gefühls. Er verſank in tiefe Betrachtungen; das Luftgebäude ſeines Stolzes fiel zuſammen und die ſchlummernden Empfindungen ſeiner Jugend ſchoſſen hervor, um ſeine Qual zu vermehren. Der Gedanke, ſein Leben dem Wahne geopfert, die Kraft ſeines Geiſtes nicht genutzt, in dem Strudel der Wolluſt, in dem Geräuſche der Welt verbraust zu haben, drang durch ſeine Seele. Er bebte vor der Enthüllung des nächtlichen Geſichts zurück; ſchon arbeitete ſein Geiſt an der Deutung der Bilder, als ſein Herz ihn ins Dunkel zurücktrieb:

„Woher kamen nun dieſe Ungeheuer, die die fleißigen Arbeiter überfielen? Wer berechtigte ſie zu dem Frevel, ſie in ihrer Arbeit zu ſtören und ſie unter ihrem edeln Tagwerk zu ermorden? Wer ließ es zu? Wollte, konnte er's nicht hindern, der es zuließ? Wenn ich die Bilder des Geſichts recht verſtehe, ſo deuten ſie auf die Grundſtützen der in Geſellſchaft geſammelten Menſchen, und jede derſelben behauptet ihren Urſprung vom Himmel. Iſt ihr Vorgeben Betrug, warum leidet der ſchmähliche Strafe, welcher ſie antaſtet?

deutet ſie auf Mißbrauch — wie dann? ſo iſt alles Mißbrauch unter der Sonne, ſo ſoll es ſo ſeyn und mein Unwille iſt gerecht. Iſt es nicht das Werk eines Höhern, den wir nicht befragen können, der uns nichts enthüllt hat? Warum erlagen ſo viele Tauſende der Wuth dieſer Ungeheuer? Konnte, wollte ſie der Genius nicht alle bergen? Sind einige vorher beſtimmt, als Opfer für die andern zu fallen? Wer ſteht mir dafür, daß ich nicht einer von denen bin und ſeyn muß, den das Loos der Verwerfung bei der Entſtehung getroffen? Mußten es dieſe mit ihrem Leben erkaufen, damit jene im Triumph einzögen und der Ruhe genöſſen? Was haben die Unglücklichen verſchuldet? Was die verſchuldet, die lechzend nach dem Becher griffen, ihren glühenden Durſt zu ſtillen?"

So trieb er ſich lange auf dem Meere der Zweifel herum, als ihm durch die Erſcheinung ſeines Vaters ſeine ſeit ſo langer Zeit vergeſſene Familie einfiel. Er faßte den Entſchluß, zu den Verlaſſenen zurückzukehren, in die bürgerliche Ordnung wiederum einzutreten, ſein Gewerbe zu treiben und ſich von der läſtigen Geſellſchaft des Teufels zu befreien. So machte er ſich nun auf den Weg zu ſeiner Heimath, wie viele, die unbeſtimmtes jugendliches Brauſen für Genie halten, mit großen Anſprüchen in die Welt treten, das wenige Feuer ihrer Seele ſchnell verdampfen und mit den ſchalen Ueberbleibſeln ſich nach Kurzem auf eben dem Punkte befinden, von dem ſie ausgelaufen, ſich und der Welt zur Laſt. Fauſt kochte dieſes alles im Stillen aus, er ritt ſtumm, düſter und mürriſch an der Seite des Teufels. Dieſer überließ ihn gerne ſeinen Betrachtungen, lachte ſeines Entſchluſſes und

verkürzte sich die Zeit mit der süßen Hoffnung, bald wieder den süßen Dampf der Hölle zu riechen. Er freute sich schon im voraus darauf, wie er des Satans spotten wollte, der ihm Fausten als einen Kerl besonderer Kraft empfohlen hätte, den er doch vor der Entwicklung seines Schicksals so mürbe sah. Er stellte sich den Kühnen in dem Augenblick vor, da er ihm zum erstenmal erscheinen mußte, und nun sah er ihn gebeugt, wie einen büßenden Mönch, neben sich her reiten. Sein Haß gegen ihn nahm zu und er jauchzte in seinem schwarzen Inneren, als er Worms in der Ebene vor sich liegen sah.

4.

Sie ritten beide die Landstraße hinan, und als sie noch einige Steinwürfe von der Stadt entfernt waren, sahen sie einen Galgen nah an derselben, an welchem ein schlanker, wohlgestalteter Jüngling hing. Faust blickte hinauf. Der frische Abendwind, der durch seine blonden, über sein Gesicht gefallenen Haare blies und ihn hin und her schaukelte, entdeckte Fausten seine jugendliche Bildung. Er brach bei diesem Anblick in Thränen aus und rief mit bebender Stimme:

„Armer Jüngling, in der ersten Blüthe des Lebens schon hier am verfluchten Holze! Was kannst du verbrochen haben, daß dich das Gericht der Menschen so früh verurtheilt hat?"

Teufel (mit ernstem und feierlichem Tone). Faust, dieses ist dein Werk!

Faust. Mein Werk?

Teufel. Dein Werk! Sieh ihn genau an — es ist dein ältester Sohn!

Fauſt blickte hinauf, erkannte ihn und ſank vom Pferde.

Teufel. Schon jetzt vernichtet? So wirſt du mich bald um die Früchte meiner Mühe bringen, die ich nur in deinem Jammer ernten kann. Winsle und ſtöhne, die Stunde naht, worin ich dir den dicken Schleier von den Augen reißen muß. Höre! ich will mit einem Athemzug das verworrene Labyrinth weghauchen, in welchem du dich nicht finden konnteſt, dir Licht über die Wege der moraliſchen Welt geben und dir zeigen, wie gewaltſam du ſie durchkreuzt haſt. Ich, ein Teufel, will dir zeigen, mit welchem Rechte und Gewinn ein Wurm wie du ſich zum Richter und Rächer des Böſen aufwirft und in die Räder dieſer ſo ungeheuren und feſt geſtimmten Maſchine greift. Langſam will ich dir alles zuzählen, damit das Gewicht eines jeden deines Frevels, einer jeden deiner Thorheiten ſchwer auf deine Seele falle. Erinnerſt du dich des Jünglings, den ich auf deinen Befehl bei unſerm Auszug aus Mainz vom Erſaufen erretten mußte? Ich warnte dich; du wollteſt dem Zuge deines Herzens gehorchen, vernimm nun die Folgen. Hätteſt du jenen Böſewicht ertrinken laſſen, ſo würde dein Sohn nicht an dieſem ſchändlichen Holze ſein Leben verloren haben. Er, um deßwillen du durch die Führung des Schickſals verwegen griffſt, nahte ſich bald nach deiner Entfernung deinem jungen, verlaſſenen Weibe. Der Glanz des Goldes, das wir ihr ſo reichlich hinterlaſſen hatten, reizte ihn mehr, als ihre Jugend und Schönheit. Es war ihm ein Leichtes, das Herz der von dir Vernachläſſigten zu gewinnen, und er machte ſich in Kurzem ſo zum Meiſter davon, daß ſie ihm ihre Führung und alles was ſie beſaß, überließ.

Dein Vater wollte sich seiner Wirthschaft widersetzen, der junge Mann schlug und mißhandelte ihn, er suchte seine Zuflucht in dem Hospitale der Armen, wo er vor einigen Tagen vor Kummer über dich und deine Familie gestorben ist. Da ihn dein Sohn darauf mit heftigen Vorwürfen anfiel und ihm drohte, trieb er auch ihn aus dem Hause. Dieser irrte in der Wildniß herum, schämte sich zu betteln, kämpfte lange mit dem Hunger, stahl endlich in einer Kirche dieser Stadt einige Groschen von einem Opferteller, ihn zu stillen, that es aber so unvorsichtig, daß man ihn bemerkte, und der hochweise Magistrat ließ ihn aus Rücksicht seiner Jugend nur hängen, ob er ihnen gleich unter Thränen sagte: er habe in vier Tagen nichts als Gras verschlungen. Deine Tochter ist in Frankfurt, prostituirt, um zu leben, jedem ihre Jugend, der sie dafür bezahlt; dein zweiter Sohn dient bei einem Prälaten, der die Jünglinge dazu braucht, wozu mich der Papst einst brauchen wollte und wofür er eine so billige Tare im Sündentarif festsetzte. Der junge von mir gerettete Mann raubte endlich deinem Weibe das letzte; dein Freund, den wir vom Bettelstab retteten, versagte deinem alten Vater seine Hülfe, stieß deine Kinder, die zu ihm flüchteten und um Brod flehten, weg, und nun will ich dir deine Familie zeigen, damit du mit Augen siehst, was du aus ihnen gemacht hast. Dann will ich dich wieder hierher reißen, Rechnung mit dir halten, und du sollst eines Todes sterben, wie ihn kein Sterblicher gelitten hat. Ich will deine bebende Seele herumzerren, bis du vor mir stehst, ein erstarrtes Bild der Verzweiflung.

5.

Der Teufel ergriff den Jammernden, flog mit ihm nach Mainz, zeigte ihm sein Weib und seine zwei jüngsten Kinder, mit Lumpen bedeckt, vor dem Franziskanerkloster sitzen, um die ekelhaften Ueberbleibsel des Nachtessens dieser Mönche abzuwarten. Als die Mutter Fausten erblickte, schrie sie: „Ach Gott, Faust, euer Vater!“ deckte ihre Augen mit ihren Händen zu und sank in Ohnmacht. Die Kinder liefen zu ihm, hingen sich an ihn und schrien um Brod.

Faust. Teufel, gebiete über mein Schicksal, laß es schrecklicher seyn, als es das Herz des Menschen tragen und fassen kann, nur gib diesen Elenden und errette sie vor Schande und Hunger!

Teufel. Ich habe für dich die Schätze der Erde geplündert, du hast sie der Wollust und dem Vergnügen aufgeopfert, ohne dieser Elenden zu gedenken. Fühle nun deine Thorheit, dieses ist dein Werk; du hast das Gewebe zu ihrem Schicksal gesponnen, und deine hungrige, bettlerische und elende Brut wird den von dir ausgesäeten Jammer durch Kinder und Kindeskinder fortpflanzen. Du zeugtest Kinder, warum wolltest du nicht ihr Vater seyn? Warum hast du da das Glück gesucht, wo es nie ein Sterblicher gefunden hat? Blicke sie noch einmal an und dann fort; in der Hölle siehst du sie einst wieder, wo sie dich für die Erbschaft verfluchen werden, die sie dir nur zu danken haben.

Er riß ihn von den Jammernden, sein Weib wollte so eben seine Knie umfassen und um Erbarmung flehen — Faust wollte sich zu der Unglücklichen neigen, der Teufel faßte ihn und stellte ihn abermals unter den Galgen bei Worms.

6.

Die Nacht senkte sich schwarz auf die Erde. Faust stand vor dem grausenden Anblick seines unglücklichen Sohnes. Wahnsinn glühte in seinem Gehirne uud er rief im wilden Tone der Verzweiflung:

„Teufel, laß mich diesen Unglücklichen begraben, entreiße mir dann das Leben, und ich will in die Hölle herunterfahren, wo ich keinen Menschen im Fleische mehr sehen werde. Ich habe sie kennen gelernt, mir ekelt vor ihnen, vor ihrer Bestimmung, vor der Welt und dem Leben. Die gute That zog unaussprechliches Weh auf mein Haupt, und ich hoffe, die bösen allein sind zum Glück ausgeschlagen. So muß es seyn in dem tollen Sinne des Wirrwarrs auf Erden. Fördere mich hinunter, ich will ein Bewohner der Hölle werden, ich bin des Lichts müde, gegen welches ihre Dunkelheit vielleicht Tag ist."

Teufel. Nicht zu rasch! — Faust, ich sagte dir einst, du solltest das Stundenglas deiner Zeit selbst zerschlagen; du hast es in diesem Augenblicke gethan und die Stunde der Rache ist da, nach der ich so lange geseufzt habe.. Hier entreiße ich dir deine mächtige Zauberruthe und fessele dich in den engen Bezirk, den ich nun um dich ziehe. Hier sollst du mich anhören, heulen und zittern; ich ziehe die Schrecken aus dem Dunkel hervor, enthülle die Folgen deiner Thaten und ermorde dich mit langsamer Verzweiflung. So jauchze ich, so siege ich über dich!

Thor, du sagst, du hättest den Menschen kennen gelernt? Wo? Wie und wann? Hast du auch einmal seine Natur

erwogen? durchforſcht und abgeſondert, was er zu ſeinem Weſen Fremdes hinzugeſetzt, daran verpfuſcht und verſtimmt hat? Haſt du genau unterſchieden, was aus ſeinem Herzen und was aus ſeiner durch Kunſt verdorbenen Einbildungskraft fließt? Haſt du die Bedürfniſſe und Laſter, die aus ſeiner Natur entſpringen, mit denen verglichen, die er der Kunſt und ſeinem verdorbenen Willen allein verdankt? Haſt du ihn in ſeinem natürlichen Zuſtande beobachtet, wo jede ſeiner unverſtellten Aeußerungen das Gepräge ſeiner innern Stimmung an ſich trägt? Du haſt die Maske der Geſellſchaft für ſeine natürliche Bildung genommen und nur den Menſchen kennen gelernt, den ſeine Lage, ſein Stand, Reichthum, ſeine Macht und ſeine Wiſſenſchaften der Verderbniß geweiht haben, der ſeine Natur an eurem Götzen, dem Wahn, zerſchlagen hat. Du wollteſt mir den hohen moraliſchen Werth der Menſchen beweiſen und um dieſes zu bewirken, führteſt du mich auf der breiten Heerſtraße des Laſters, nur an die Höfe der mächtigen Menſchenverderber, des feigen Tyrannen in Frankreich, des Uſurpators in England! Warum gingen wir die Höfe der guten und gerechten Fürſten, der Väter der Völker vorüber? Sollt' ich, der Teufel, deſſen Führer du ſeyn wollteſt, ſie dir anzeigen? Der gewaltige Ruf der Erſten, der große Schauplatz, dein Stolz, dein Hang nach Wolluſt trieben dich dahin, und du haſt nur dieſe Menſchenverderber mit ihren Helfershelfern, wollüſtige Weiber und Pfaffen geſehen, welche die Religion als Werkzeug zur Herrſch- und Goldſucht mißbrauchen! Haſt du den, der unter

dem ſchweren Joche ſeufzt und des Lebens Laſt geduldig trägt und ſich mit der Hoffnung der Zukunft tröſtet, auch nur eines Blicks gewürdiget? Haſt du den tugendhaften Menſchenfreund, den edlen Weiſen, den thätigen, rechtlichen Hausvater, in ihren einſamen Wohnungen aufgeſucht? Nur einmal nach dem wahren Menſchen ernſthaft geforſcht? Doch, wie hätteſt du, der Verdorbenſte deines Geſchlechts, den Unverdorbenen ausfinden mögen, da du den Geiſt, ihn nur zu ahnen, verloren hattéſt. Stolz biſt du die Hütte des Armen und Beſcheidnen vorüber gegangen, der die Namen eurer erkünſtelten Laſter nicht kennt, im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod erwirbt, es mit Weib und Kindern treulich theilt und ſich in der letzten Stunde des Lebens freut, ſein mühſames Tagwerk geendet zu haben. Hätteſt du da angeklopft, ſo würdeſt du freilich dein ſchales Ideal von heroiſcher, überfeiner Tugend, die eine Tochter eurer Laſter und eures Stolzes iſt, nicht gefunden haben, aber den Menſchen in ſtiller Beſcheidenheit, großmüthiger Entſagung,* der unbemerkt mehr Kraft der Seele und Tugend ausübt, als eure im blutigen Felde und im trugvollen Kabinette berühmten Helden. Ohne letztere, Fauſt, ohne eure Pfaffen und Philoſophen, würden ſich bald die Thore der Hölle zuſchließen. Kannſt du ſagen, daß du den Menſchen kenneſt, da du ihn nur auf dem Tummelplatz der Laſter und deiner Lüſte geſucht haſt? Kennſt du dich ſelbſt? Laß mich tiefer in deinen Buſen greifen, ich will mit Sturm in die Glut blaſen, die du in deinem

* Reſignation.

Herzen geſammelt haſt. Wenn ich tauſend menſchliche Zungen hätte und dich Jahre in dieſem Kreiſe gefeſſelt hielte, ſo könnte ich dir doch nicht alle die Folgen deiner Thaten und Verwegenheiten entwickeln. Durch Jahrhunderte läuft das Gewebe des Unglücks deiner Hand und künftige Geſchlechter verfluchen einſt ihr Daſeyn, weil du in wahnſinnigen Stunden deinen Kitzel befriedigt, oder dich zum Richter und Rächer menſchlicher Handlungen aufgeworfen haſt. Sieh, Kühner, ſo bedeutend wird euer Wirken, das euch Blinden ſo beſchränkt ſcheint! Wer von euch kann ſagen, die Zeit vertilgt die Spur meines Daſeyns? Weißt du, was Zeit und Daſeyn ſind und ſagen wollen? Schwellt der Tropfen, der in das Weltmeer fällt, nicht die Woge um einen Tropfen? Und du, der nicht weiß, was Anfang, Mittel und Ende ſind, haſt mit verwegner Hand die Kette des Geſchicks gefaßt und an den Gliedern derſelben genagt, ob ſie gleich die Ewigkeit geſchmiedet hat! Nun ziehe ich den Vorhang hinweg und ſchleudere das Geſpenſt Verzweiflung in dein Gehirn.

Fauſt drückte ſeine Hände vor ſeine Augen, der Wurm der Qual ſog an ſeinem Herzen.

Teufel. Vernimm nun deines Lebens Gewinn und ernte ein, was du geſäet haſt; erinnere dich dabei, daß ich keinen deiner Frevel ausführte, ohne dich vor den Folgen zu warnen. Gezwungen von dir, ſcheine ich den Lauf der Dinge unterbrochen zu haben, und ich, der Teufel, ſtehe ſchuldlos vor dir, denn alles ſind Thaten deines eignen Herzens.

Denkſt du noch der Nonne Klara, der wollüſtigen Nacht, die du mit ihr zugebracht? Wie ſollteſt du nicht, da ſie dich

ſo ſehr ergötzte? Höre die Folgen derſelben! Kurz nach unſrer Entfernung ſtarb der Erzbiſchof, ihr Freund und Beſchützer, und ſie mußte nach ihrer Niederkunft mit ihrem Kinde als ein Gegenſtand des Abſcheues im peinlichen Kerker den verzweifelnden Hungertod ſterben. In der Wuth fiel ſie über den Neugebornen her, ſättigte ſich an deinem und ihrem Blute und verlängerte ihre ſcheußliche Marter, ſo lange der unnatürliche Fraß dauerte. Was hatte ſie verbrochen, ſie, die ihr Verbrechen nicht begriff, den Urheber ihrer Schande und ihres ſchrecklichen Todes weder kannte noch ahnte? Fühle nun die Folgen einer einzigen Sekunde der Wolluſt und bebe! Haſt du nicht den Wahnſinn bekräftigt, der ſie verdammte? Mußte die Hölle nicht den Vorwurf deines Frevels tragen? Sie ermordeten deine Brut, als die Brut des Satans, und du haſt durch dieſe That die Begriffe dieſes Volks auf lange verwildert! Stöhne nur, ich ziehe der Schrecken mehr herauf.

Es iſt wahr, mit dem Fürſtbiſchof iſt dir's beſſer gelungen. Er ließ den Hans Ruprecht begraben und verſetzte ſeine Familie in Wohlſtand. Auch verlor er durch meine Vorſpieglung ſein Fett und ward einer der gelindeſten und gütigſten Fürſten; erſchlaffte aber die Bande der bürgerlichen Ordnung ſo durch ſeine Nachſicht, daß ſeine Unterthanen bald ein Haufen Hallunken, Säufer, Faullenzer, Räuber und liederlichen Geſindels ward. Um ſie wiederum zu Menſchen zu machen, mußte nun der jetzige Biſchof ihr Henker werden, hundert Familien zerſtören und hinrichten, damit die andern, durch das Beiſpiel erſchreckt, in die bürgerliche Ordnung einträten. Drei

Schlemmer und Freſſer hätten dieſem Volke nicht ſo weh gethan, als ihm diejenigen nun thun, denen dieſer Fürſt, gezwungen, das Schwert der Gerechtigkeit und die Gewalt der Rache vertrauen muß.

Der Doktor Robertus, der berühmte Freiheitsrächer, der Mann nach deinem Sinne, war von frühſter Jugend ein Feind des Miniſters, den er wegen ſeiner Talente haßte. Neid und Eiferſucht waren die Quellen ſeines unabhängigen Geiſtes, und hätte jener wie er gedacht, ſo würde er mit Freuden die Grundſätze des ſtrengſten Deſpotismus angenommen haben, denn nur dazu war ſein hartes und wildes Herz geſchaffen. Der rechtſchaffne Mann war der Miniſter, dieſer ein Unhold, der die Welt in Brand geſteckt hätte, es theils gethan hat, um ſeinen gränzenloſen Ehrgeiz zu befriedigen. Ich mußte ihn nach deinem Willen retten, ihn mit einer großen Summe Gelds verſehen; vernimm nun, wozu er ſie gebraucht hat und freue dich der Folgen. Er nutzte ſeine Freiheit, das Gold und den Wahn, den ſein Verſchwinden durch mich im Volke veranlaßte, ſo gut, daß es ihm bald gelang, einen fürchterlichen Aufſtand zu erregen. Er bewaffnete die Bauern, dieſe ermordeten die Edelleute, verwüſteten das ganze Land, der edle Miniſter fiel ein Opfer ſeiner Rache und dein Freiheitsrächer Robertus iſt der Stifter des unglücklichen Bauernkriegs, der ſich nach und nach in ganz Deutſchland ausbreiten und es verheeren wird. Mord, Todtſchlag, Plünderung, Kirchenraub wüthen nun, und dein edler Held ſteht an der Spitze eines tollen Haufens und droht, aus Deutſchland einen Kirchhof des Menſchengeſchlechts zu machen. Ernte den Jammer

ein, den du veranlaßt haſt, der Satan ſelbſt hätte nicht beſſer für die Zerſtörung der Menſchen, die wir haſſen, arbeiten können, als du, da du dieſen Wahnſinnigen der Gerechtigkeit entriſſen haſt.

Kehre mit mir an den Hof jenes deutſchen Fürſten zurück, wo du den Rächer der Tugend und Gerechtigkeit ſo raſch und kühn geſpielt haſt. Dieſer Fürſt und ſein Günſtling waren Heuchler eurer Tugenden; aber ihr Wirken beförderte das Glück des Volks, weil ſie beide Verſtand genug hatten, zu fühlen, der Vortheil der Unterthanen ſey Gewinn für den Fürſten. Weiß der Durſtige und kümmert's ihn, ob die Quelle, die ihn tränkt, aus dem Bauche eines Berges ſpringt, der mit Gift angefüllt iſt? Genug für ihn, wenn er nur ohne Schaden ſein heißes Blut abkühlt. Dieſer Heuchler mißfiel dir, weil er deiner hohen Meinung, die du mir gerne aus gewiſſen Urſachen aufdrängen wollteſt, nicht entſprach, und mein Anblick mußte ihn auf deinen Befehl tödten. Sein unmündiger Sohn folgte ihm in der Regierung. Seine Vormünder drückten und preßten das unter dem Heuchler einſt glückliche Volk, verdarben das Herz und den Geiſt des künftigen Regenten, entnervten früh ſeinen Körper durch Wolluſt, beherrſchen ihn nun, da er mündig iſt, und ſind ſeine und des Volks Tyrannen. Hätt' ich nicht auf deinen Befehl den Vater tödten müſſen, ſo würde er ſeinen Sohn nach ſeinen Grundſätzen erzogen, ſeine Fähigkeiten entwickelt und ihn zum Manne gebildet haben, der würdig wäre, an der Spitze eines Volks zu ſtehen. Die Hunderttauſende, die nun unter dem Druck des feigen, tückiſchen Wollüſtlings ſeufzen

und deren Jammer ſich auf deinem Haupte ſammelt, würden die Glücklichſten in Deutſchland ſeyn. Wohl uns, du haſt ein ganzes Volk elend gemacht, da du dich zum Rächer eines Einzigen aufwarfſt. Ernte ihre Thränen, ihre Verzweiflung, die blutigen Thaten ihrer künftigen Empörung ein und freue dich deines ſtrengen Richteramts!

Wahnſinniger, auf dein Geheiß mußt' ich das Schloß des wilden Rauhgrafen mit allen Bewohnern, ſeinem Weibe und dem Säugling verbrennen. Was haben dieſe Unſchuldigen verbrochen? Es war ein Augenblick der Wonne für mich! — dein Werk iſt es, daß der Säugling auf dem Buſen der Mutter zu Aſche brannte; dein Werk, daß der Rauhgraf einen benachbarten Edelmann als den Urheber des Brandes überfiel, des Unſchuldigen Schloß der Flamme übergab, ihn erſchlug und die Fehde, die meine That veranlaßte, noch in dieſem Theile Deutſchlands wüthet. Tauſende ſind ſchon unter dem Schwerte der wechſelſeitigen Rache hingeſunken, und es wird nicht eher ruhen, bis ſich die ſtreitenden Familien gänzlich erſchöpft und vertilgt haben. So warſt du, Wurm, der ſich in der Wolluſt herumwälzte, in die Hölle drangſt, um deine Lüſternheit zu ſättigen, der Rächer des Unrechts. Heule und ſtöhne, ich ziehe der Schrecken mehr aus dem Dunkel.

Die Tochter des Geizigen in Frankreich, die du zur H—e gemacht und in ihrem Buſen die Luſt nach der Sünde erweckt haſt, ergab ſich bald hierauf dem jungen König als Mätreſſe. Sie beherrſchte ihn, reizte ihn, daß er ſie mit einem neuen Buhler nicht ſtören möchte, zu dem unſinnigen Zuge nach Italien und zog ein Elend über Frankreich, das viele künftige

Regierungen nicht heilen werden. Die Blüthe der franzöſiſchen Jugend, die Helden des Reichs faulen in Italien und der König kehrte beſchämt und ohne Vortheil heim. So haſt du, wohin du dich wandteſt, den Samen des Unglücks ausgeſtreut und er fruchtet zum Unheil, die Ewigkeit durch.

Ich hoffe, nun begreifſt du den Fingerzeig, den ich dir damals gab, als ich das Haus über die Naturkundigen zuſammenſtürzte. Ich ſagte dir, ſo wie dieſe in das Fleiſch der Lebenden ſchneiden, um unergründliche Geheimniſſe zu erforſchen, ſo wütheſt du in der moraliſchen Welt, durch dich und meine zerſtörende Hand. Du haſt dieſes Winks nicht geachtet. Fühle ihn nun tiefer. Sie verdienten unter den Ruinen ihrer Schlachtbank begraben zu werden; aber was hatten die Unſchuldigen im Unterſtock verbrochen, die nicht wußten, welche Gräuel über ihrem Haupte vorgingen? Warum mußten auch ſie mit begraben werden? Warum mußte, deine ſchnelle Rache zu befriedigen, eine ſchuldloſe, glückliche Familie mit aufgeopfert werden? Richter und Rächer, dieſes haſt du nicht bedacht. Faſſe nun die Folgen deines Wahnſinns zuſammen, durchlaufe ſie und ſinke vor der ſcheußlichen Vorſtellung hin. Sagt' ich dir nicht, der Menſch iſt raſcher in ſeinem Urtheil und in ſeiner Rache, als der Teufel in der Vollziehung des Böſen?

Auf deinen Befehl mußt' ich den Zunder der Wolluſt an das Herz der himmliſchen Angelika legen, die die Zierde ihres Geſchlechts und der Welt war. Du haſt ſie im wilden Rauſche deiner Sinne genoſſen und die Unglückliche wußte nicht was ihr geſchah. Schaudre vor den Folgen — dieſe Angelika —

ich, der ich Gefallen an der Sünde und der Zerstörung habe, könnte mitleidig auf ihr Ende blicken! Sie floh auf das Land und das Gefühl der Scham zwang sie, den Zustand zu verbergen, in den du sie versetzt hattest. Sie gebar unter Todesangst, in der Einsamkeit, ohne Hülfe, das Kind entfiel dem Schooße der Unvermögenden und starb in dem Augenblick, da es das Licht der Welt erblickte. Sie, das unglückliche Opfer deiner augenblicklichen Lust, ward eingezogen und öffentlich als Kindesmörderin hingerichtet. Du hättest sehen sollen im letzten Augenblick ihres Lebens — sehen sollen, wie ihr reines Blut den weißen Talar befleckte —

Faust öffnete seine starren Augen und sah gen Himmel.

Teufel. Er ist taub gegen dich! Sey stolz auf den Gedanken, einen Augenblick gelebt zu haben, der das Vergehen der Teufel leicht machen könnte, wenn das Gericht über sie nicht geschlossen wäre! Noch rauscht er in den düstern Gefilden der Ewigkeit. Ich rede von jenem, da du mich zwingen wolltest, den Schleier zu heben, der euch den Ewigen verbirgt. Der Engel, der euer Schuldbuch führt, erbebte auf seinem glänzenden Sitze und strich deinen Namen mit weggewandtem Angesicht aus dem Buche des Lebens.

Faust (sprang auf). Verflucht seyst du! Verflucht ich! die Stunde meiner Geburt! der, der mich gezeugt, die Brust, die ich gesogen!

Teufel. Ha, des herrlichen Augenblicks! des köstlichen Lohns meiner Mühe! Die Hölle freut sich deiner Flüche und erwartet einen noch schrecklichern von dir. Thor, warst du nicht frei geschaffen? Trugst, empfandest du nicht, wie alle,

die im Fleische leben, den Trieb zum Guten, wie zum Bösen, in deiner Brust? Warum tratst du verwegen aus dem Gleise, das dir so bestimmt vorgezeichnet war? Warum wagtest du, deine Kräfte an dem und gegen den zu versuchen, der nicht zu erreichen ist? Warum wolltest du mit dem richten und rechten, den du nicht fassen und denken kannst? Warum trieb Stolz die Pflanze aufwärts, die nur an der Erde hinkriechen soll? Hat er dich nicht so geschaffen, daß du über den Teufel, wie über die Thiere der Erde erhaben standest? Dir verlieh er den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen: frei war dein Wille, frei deine Wahl. Wir sind Sklaven des Bösen und der eisernen Nothwendigkeit ohne Wahl und Willen; gezwungen, von Ewigkeit dazu verdammt, wollen wir nur das Böse und sind Werkzeuge der Rache und der Strafe an euch. Ihr seyd Könige der Schöpfung, freie Geschöpfe, Meister eures Schicksals, das ihr selbst bestimmt; Herren der Zukunft, die von eurem Thun abhängt; um diese Vorzüge hassen wir euch und frohlocken, wenn ihr durch Thorheit und Laster die Herrschaft verwirkt. Wohl uns, daß ihr diese Vorzüge selbst vernichtet, daß ihr alles mißbraucht, alle die Fähigkeiten zum Guten, die euch der Ewige verliehen hat. Tritt auch ein Weiserer unter euch auf und schreibt euch Regeln zu eurem Besten vor, so zernichtet ihr sein Werk in dem Augenblick der Entstehung. Mißbrauch eurer moralischen und physischen Kräfte läuft durch die Kette, die das Menschengeschlecht verbinden soll; und nie gefallt ihr euch besser, als wenn ihr zerstört, was andre zu eurem Glück und Heil aufgebauet haben. So arten unter euren Händen, in eurem

Geiſte, Religion, Wiſſenſchaften und Regierung zu Unſinn, Verzerrung und Tyrannei aus, und du haſt das deinige redlich dazu beigetragen. Fauſt, nur in der Beſchränktheit liegt euer Glück; wärſt du geblieben, was du warſt, hätten dich Dünkel, Stolz, Wahn und Wolluſt nicht aus der glücklichen, beſchränkten Sphäre geriſſen, wozu du geboren warſt, ſo hätteſt du ſtill dein Gewerbe getrieben, dein Weib und deine Kinder ernährt, und deine Familie, die nun in den Koth der Menſchheit geſunken iſt, würde blühen. Von ihr beweint, würdeſt du ruhig auf deinem Bette geſtorben ſeyn und dein Beiſpiel würde deine Hinterlaſſenen auf dem dornigten Pfad des Lebens leiten.

Fauſt. Ha, wohl mag dieß die größte Qual der Verdammten ſeyn, wenn der Teufel ihnen Buße predigt!

Teufel. Es iſt luſtig genug, daß ihr es dazu kommen laßt. Elender, und wenn die Stimme der Wahrheit und Buße laut vom Himmel ſelbſt erſchallte, ihr würdet ihr euer Ohr verſchließen.

Fauſt. Erwürge mich und tödte mich nicht mit deinem Geſchwätze, das mein Herz zerreißt, ohne meinen Geiſt zu überzeugen. Willſt du, daß ich dein Gift Tropfen für Tropfen einſchlürfen ſoll, gieße ein! deine Vorſtellungen laufen im Ungeheuren zuſammen und verlieren ihre Kraft an mir. Sieh, meine Augen ſind ſtarr und trocken, nenne meine Stumpfheit Verzweiflung — noch kann ich ihrer ſpotten und mein Geiſt kämpft mit der peinlichen Wallung meines Herzens. Nur dieſer da und die ich eben geſehen, liegen wie eine ungeheure Laſt auf mir und zerknirſchen meine ſich noch empörende

Kraft. Um der guten That willen muß er hier hängen! Um der guten That willen müssen sie im Elende verschmachten und eine Reihe niederträchtiger Sünder fortpflanzen! Sah ich was anders als Morden, Vergiften und Gräuel in der Welt? Sah ich nicht überall den Gerechten zertreten und den Lasterhaften glücklich und belohnt?

Teufel. Das kann nun wohl seyn und beweist nur, was für Kerle ihr seyd; aber was prahlst du mir immer von deiner guten That vor? Wodurch verdient sie diesen Namen? Etwa dadurch, daß du mir den Wink dazu gegeben, der dich wahrlich nicht viel gekostet haben kann? Um es zu einer edeln Handlung zu machen, hättest du dich in das Wasser werfen und den jungen Mann auf Gefahr deines Lebens retten müssen. Darauf deutete ich, als ich dir sagte: vermuthlich kannst du nicht schwimmen. Ich warf ihn an das Ufer und verschwand. Dich selbst würde er erkannt haben, und von Dankbarkeit gerührt hätte der Zerstörer deiner Familie ihr Beschützer und Vertheidiger werden können.

Faust. Quälen kannst du mich, Teufel, aber die Zweifel des Menschen kannst du aus Stumpfheit nicht lösen, oder willst es aus Bosheit nicht thun. Nie drangen sie giftiger in mein Herz, als in dieser Stunde, da ich den Jammer meines Lebens, meiner Zukunft überblicke. Ist das menschliche Leben etwas anders, als ein Gewebe von Pein, Laster, Qual, Heuchelei, Widersprüchen und schielender Tugend? Was ist Freiheit, Wahl, Wille, der gerühmte Sinn, Böses und Gutes zu unterscheiden, wenn die Leidenschaften die schwache Vernunft überbrüllen, wie das tosende Meer die Stimme des

Steuermanns, deſſen Schiff gegen die Klippen treibt? Wozu das Böſe? Warum das Böſe? Er wollte es ſo; kann der Menſch den Samen des Böſen aus der ungeheuren Maſſe, nur aus ſeinem Herzen herausreißen, den Er mit Willen hineingelegt hat? Noch wüthender haſſe ich nun die Welt, den Menſchen und mich. Warum gab man mir, der zum Leiden geboren iſt, den Drang nach Glück? Warum dem zur Finſterniß Geborenen den Wunſch nach Licht? Warum dem Sklaven den Durſt nach Freiheit? Warum dem Wurme das Verlangen zu fliegen? Wozu eine unbeſchränkte Einbildungskraft, die immer gebärende Mutter kühner Begierden, verwegner Wünſche und Gedanken? Freiheit dem Menſchen! in dieſer verzweifelnden Stunde kann ich noch bei dieſem ſinnloſen Worte hämiſch lachen. Ja, den Durſt nach ihr, den kenne ich und darum ſtehe ich nun in dieſem verdammten Kreiſe. Frei der, deſſen Nacken das eiſerne Joch der Nothwendigkeit von der Wiege bis zu dem Grabe drückt? Wahrlich, wenn es Jener umwunden hat, wie man das Joch des Pflugochſens umwindet, ſo geſchah es nicht darum, daß er unſers Nackens ſchone, ſondern darum, daß wir die mühſame Furche des Lebens ganz durchackern ſollten und entkräftet an dem Ziele hinſänken. Nun labe ihn mein Stöhnen, ich habe es erreicht. Zerſchlage das Fleiſch, daß meine dunkle, zweifelvolle Seele umhüllt, nimm ihr das Erinnern, daß ſie einen menſchlichen Leib zum Sünder gemacht hat, dann will ich einer der eurigen werden und nur im Wunſche des Böſen leben. O der herrlichen Welt, worin der blinde, unterjochte Menſch weiſe Zwecke aus den Martern, die ihn zerreißen,

dem ihn umheulenden Jammergeschrei der Elenden, dem Siegesgesang der Unterdrücker, der ihn umgebenden Verwüstung und Zerstörung zusammenlesen soll; worin er nichts fühlt und sieht, als eine unwiderstehliche Tyrannei, die ihn hier und dort vor Gericht fordert, wenn er laut zu murren wagt. Ha, Teufel, reiße meine Brust auf und schreibe mit dem kochenden Blut meines Herzens deine schöne Theodicee, die du mir eben vorgesagt, in jene dunkle Wolke. Mag sie ein Philosoph kopiren und die Menschen damit narren. Verherrlicht sich nicht der Ewige in Zerstörung und im Schaffen zur Zerstörung? So rauche dann mein Blut an dem Altar des Furchtbaren, wie das Blut des Opferthiers, das der Unsinn dem Götzen schlachtet! Daß ich's mit beiden Händen fassen, gegen den dunkeln Himmel schleudern könnte, damit es dort glühe, wie es nun in meinen Adern glüht, und zu seinem Thron aufschreie!

Ha, Teufel, dieses gefällt deinen Ohren nicht, wie der zischende, heulende Gesang der Verzweiflung, den du erwartet hast — noch kennst du den Menschen nicht ganz. Was ist die Leitung des Himmels, wenn ein Wurm wie ich, durch das Mittel eines Verworfenen wie du bist, durch seinen eignen Willen sein Werk verpfuschen kann? Ist hier Gerechtigkeit? Mußte Faust so geboren werden, sich so entwickeln, so denken und empfinden, daß Tausende elend durch ihn würden? Warum mußten meine Fähigkeiten und Leidenschaften mehr zum Mißbrauch, als zu edeln Zwecken gestimmt seyn? Wollte es meine Natur so, so wollte es auch der, der sie mir gegeben hat. Er muß Gefallen an diesen Verwirrungen haben, sonst

Steuermanns, deſſen Schiff gegen die Klippen treibt? Wozu das Böſe? Warum das Böſe? Er wollte es ſo; kann der Menſch den Samen des Böſen aus der ungeheuren Maſſe, nur aus ſeinem Herzen herausreißen, den Er mit Willen hineingelegt hat? Noch wüthender haſſe ich nun die Welt, den Menſchen und mich. Warum gab man mir, der zum Leiden geboren iſt, den Drang nach Glück? Warum dem zur Finſterniß Geborenen den Wunſch nach Licht? Warum dem Sklaven den Durſt nach Freiheit? Warum dem Wurme das Verlangen zu fliegen? Wozu eine unbeſchränkte Einbildungskraft, die immer gebärende Mutter kühner Begierden, verwegner Wünſche und Gedanken? Freiheit dem Menſchen! in dieſer verzweifelnden Stunde kann ich noch bei dieſem ſinnloſen Worte hämiſch lachen. Ja, den Durſt nach ihr, den kenne ich und darum ſtehe ich nun in dieſem verdammten Kreiſe. Frei der, deſſen Nacken das eiſerne Joch der Nothwendigkeit von der Wiege bis zu dem Grabe drückt? Wahrlich, wenn es Jener umwunden hat, wie man das Joch des Pflugochſens umwindet, ſo geſchah es nicht darum, daß er unſers Nackens ſchone, ſondern darum, daß wir die mühſame Furche des Lebens ganz durchackern ſollten und entkräftet an dem Ziele hinſänken. Nun labe ihn mein Stöhnen, ich habe es erreicht. Zerſchlage das Fleiſch, daß meine dunkle, zweifelvolle Seele umhüllt, nimm ihr das Erinnern, daß ſie einen menſchlichen Leib zum Sünder gemacht hat, dann will ich einer der eurigen werden und nur im Wunſche des Böſen leben. O der herrlichen Welt, worin der blinde, unterjochte Menſch weiſe Zwecke aus den Martern, die ihn zerreißen,

dem ihn umheulenden Jammergeschrei der Elenden, dem Siegesgesang der Unterdrücker, der ihn umgebenden Verwüstung und Zerstörung zusammenlesen soll; worin er nichts fühlt und sieht, als eine unwiderstehliche Tyrannei, die ihn hier und dort vor Gericht fordert, wenn er laut zu murren wagt. Ha, Teufel, reiße meine Brust auf und schreibe mit dem kochenden Blut meines Herzens deine schöne Theodicee, die du mir eben vorgesagt, in jene dunkle Wolke. Mag sie ein Philosoph kopiren und die Menschen damit narren. Verherrlicht sich nicht der Ewige in Zerstörung und im Schaffen zur Zerstörung? So rauche dann mein Blut an dem Altar des Furchtbaren, wie das Blut des Opferthiers, das der Unsinn dem Götzen schlachtet! Daß ich's mit beiden Händen fassen, gegen den dunkeln Himmel schleudern könnte, damit es dort glühe, wie es nun in meinen Adern glüht, und zu seinem Thron aufschreie!

Ha, Teufel, dieses gefällt deinen Ohren nicht, wie der zischende, heulende Gesang der Verzweiflung, den du erwartet hast — noch kennst du den Menschen nicht ganz. Was ist die Leitung des Himmels, wenn ein Wurm wie ich, durch das Mittel eines Verworfenen wie du bist, durch seinen eignen Willen sein Werk verpfuschen kann? Ist hier Gerechtigkeit? Mußte Faust so geboren werden, sich so entwickeln, so denken und empfinden, daß Tausende elend durch ihn würden? Warum mußten meine Fähigkeiten und Leidenschaften mehr zum Mißbrauch, als zu edeln Zwecken gestimmt seyn? Wollte es meine Natur so, so wollte es auch der, der sie mir gegeben hat. Er muß Gefallen an diesen Verwirrungen haben, ist

hätte er mich der moraliſchen Nothwendigkeit eben ſo gewaltſam unterworfen, als der phyſiſchen. Löſe nur immer deinen Zauber, der mich in dieſem Kreiſe feſſelt, ich werde dir nicht entfliehen und könnte ich's, ich wollte nicht, denn die Pein der Hölle kann nicht größer ſeyn als das, was ich fühle.

Teufel. Fauſt, mich freut dein Muth und ich höre das, was du ſagſt, noch lieber, als die wilden Töne der Verzweiflung. Sey ſtolz darauf, deine genialiſche Kraft bis zum Unſinn und zur Läſterung getrieben zu haben, die Qual der Hölle erwartet dich dafür. Ich bin deines Geſchwätzes und der Erde müde, es iſt Zeit zum Abfahren, deine Rolle iſt hier geſpielt, du beginneſt eine, die nie enden wird. Tritt aus deinem Kreiſe und begrabe den Unglücklichen; dann will ich dich faſſen, deinen bebenden, mürben Leib von deiner Seele ſtreifen, wie man dem Aale die Haut abſtreift, ihn zerſtückt auf das umherliegende Feld ſtreuen, den Vorübergehenden zum Ekel und Abſcheu.

7.

Fauſt ſtieg den Galgen hinauf und löste den Strick von dem Halſe ſeines Sohns, trug ihn auf das nahe Feld, das der Pflug friſch aufgeriſſen, grub mit ſeinen Händen unter Schluchzen und Thränen ein Grab und legte den Unglücklichen hinein. Hierauf trat er vor den Teufel und ſprach mit wildem Tone:

„Das Maß meines Jammers iſt voll, zerſchlage das Gefäß, das ihn nicht mehr faſſen kann; aber noch habe ich Muth, mit dir um mein Leben zu kämpfen, denn ich will nicht ſterben wie der Sklave, der unter der Gewalt ſeines Herrn

ohne Widerstand hinsinkt. Erscheine mir unter welcher Gestalt du willst, ich ringe mit dir. Um der Freiheit, der Unabhängigkeit willen zog ich dich aus der Hölle, am Rande der Hölle will ich sie behaupten, am Rande der furchtbaren Wohnung will ich noch meine Kraft gebrauchen und fühlen, daß ich dich einst an meinem Zauberkreise gefesselt sah und dich zu geißeln drohte. Was du in meinen Augen siehst, sind Thränen der Verstockung, Thränen grimmigen Unwillens — Teufel, nicht du, mein eignes Herz siegt über mich!"

Teufel. Ekelhafter Prahler! mit diesem Fleische reiß' ich dir die Maske ab, die mir Muth vorlügt und stelle dich hin in deiner elenden, scheußlichen Nacktheit. Die Rache rauscht heran und Ewigkeit ist ihr Name.

Er stand in Riesengestalt vor ihm. Seine Augen glühten wie vollgefüllte Sturmwolken, auf denen sich die untergehende Sonne abspiegelt. Der Gang seines Athems glich dem schrecklichen Gesause des Sturms, der aus den aufgerissenen Klüften steigt, wenn die Kruste der Erde vom innern Beben berstet. Der Boden ächzte unter seinem ehernen Fuße, der Sturm sauste in seinen fliegenden Haaren, die um sein Haupt schwebten, wie der Schweif um den drohenden Kometen. Faust lag vor ihm wie ein Wurm, der fürchterliche Anblick hatte seine Sinne gelähmt und alle Kraft seines Geistes gebrochen. Dann faßte ihn Leviathan mit einem Hohngelächter, das über die Fläche der Erde hinzischte, zerriß den Bebenden, wie der muthwillige Knabe eine Fliege zerreißt, streute den Rumpf und die blutenden Glieder mit Ekel und Unwillen auf das Feld und fuhr mit seiner Seele zur Hölle.

8.

Die Teufel waren um den Satan versammelt, der mit den Fürsten zu Rathe saß, um auszumachen, mit was für Strafen man den Papst Alexander den Sechsten peinigen müßte. Seine Verbrechen und der letzte Augenblick seines Lebens waren so einzig, daß auch die boshaftesten Teufel in Verlegenheit waren, die Pein zu bestimmen, die er verdiente. Der Papst stand vor seinen Richtern, die ihn so spöttisch und übermüthig behandelten, als nur immer ein menschliches Gericht einen armen Angeklagten behandelt, der weiter nichts vor sich hat, als das Unglück, auch ein Mensch zu seyn. Auf einmal fuhr Leviathan triumphirend in ihre Mitte, hielt die Seele Fausts am Schopfe und schleuderte sie hin:

„Da habt ihr den Faust!"

Die Hölle empfing ihn mit einem so lauten Freudengebrülle, daß die Verdammten in ihren Pfuhlen erbebten: „Willkommen, Fürst Leviathan! da ist der Faust! da ist der Faust!"

Satan. Willkommen, Fürst der Hölle! Willkommen, Faust, wir haben hier genug von dir gehört.

Leviathan. Da hast du ihn nun, Satan! Sieh selbst, was an ihm ist. Er hat mich nicht wenig geplagt; aber seine Thorheit hat der Hölle gewuchert, und ich hoffe, du bist mit meinem Aufenthalt auf Erden zufrieden. Zum Lohn bitte ich dich, mich für Jahrhunderte mit solchen Aufträgen zu verschonen; ich bin des Menschengeschlechts übersatt, ob ich gleich gestehen muß, daß dieser hier den letzten Augenblick seines Lebens, so bitter er auch war, nicht übel bestanden hat; aber dieß kommt daher, daß er sich in frühern Jahren

mit jener Philosophie abgegeben, die du die Menschen gelehrt hast.

Satan. Ich danke dir, Fürst Leviathan, und verspreche dir, du sollst lange mit mir in dem Dampfe der Hölle verweilen und die Schatten der großen Menschenverderber der Erde zum Zeitvertreib reiten und geißeln. — Hm! ein ganzer Kerl, und scheint mir den Menschen völlig ausgezogen zu haben. Verzweiflung, Vermessenheit, Haß, Groll, Schmerz und Wahnsinn haben tiefe Furchen in seine Seele gerissen. Er sieht selbst uns und die Hölle ohne Beben an. Faust, bist du auf einmal stumm?

Faust. Nicht aus Furcht, ich war gegen einen Mächtigern kühn und darum bin ich hier.

Satan. He, führt doch den Trotzigen ein wenig nach dem Pfuhl der Verdammten. Nehmt eine Legion meiner muthwilligen Hofjungen mit, daß sie dieselben zusammengeißeln, damit dieser Biedermann mit der Wirthschaft der Hölle ein wenig bekannt werde.

Ein Teufel riß ihn nach dem Pfuhl der Verdammten. Die Legion schwärmte nach.

Leviathan (der den Papst wahrnimmt). Ha, willkommen in der Hölle, Papst Alexander! Ich hoffe, der Kitzel ist euch nun vergangen, den Teufel zum Ganymed machen zu wollen.

Papst (seufzend). Leider!

Satan. Ha! ha! ha! das ist mir ein guter Schlag von Menschen, die jetzt auf der Erde wirthschaften! Laß nur erst den Geist der Reformation über sie kommen und sie nach der neuen Welt hinziehen, einen neuen Tummelplatz ihrer

Gräuel und Laſter zu entdecken, ſo wird es noch toller hergehen.

Papſt. Schade, daß ich nicht dabei ſeyn kann!

Satan. Ein ſehr päpſtlicher Wunſch, doch tröſte dich nur, deine Landsleute werden ſchon die Millionen um ihr Gold erwürgen.

Papſt. Was thut man nicht um's Gold! — Ma cospetto di Bacco! Wißt ihr wohl, Herr Satan, daß ich dieſe neue Welt zwiſchen Spanien und Portugal getheilt habe. Nun käme mir wenigſtens der dritte Theil des Golds zu! Oime!

Fauſt kam mit der teufliſchen Begleitung zurück.

Satan. Nun, Fauſt, wie gefällt dir das Bad, und die, welche ſie dort abreiben?

Fauſt. Unſinniger, raſender Gedanke, daß der edle Theil des Menſchen für die Sünden des aus Koth geſchaffnen leiden und büßen ſoll.

Die Teufel lachten, daß es durch die unendliche Hölle ertönte.

Satan. Bravo, Fauſt, das was du ſagſt und wie du dich benimmſt, zeigt mir, daß du für einen Menſchen zu gut biſt. Auch bin ich dir einen beſondern Lohn für die ſchöne, der Hölle ſo nützliche Erfindung der Buchdruckerei ſchuldig.

Papſt. Was? ein Buchdrucker, und hat ſich an meinem Hofe für einen Edelmann ausgegeben und bei meiner Tochter Lukretia geſchlafen?

Fauſt. Schweig, ſtolzer Spanier, ich habe ſie reichlich dafür bezahlt, und du hätteſt dich mir für eine gleiche Summe

prostituirt, wenn ich eine Bestie gewesen wäre, wie du. Wisse, meine große Erfindung wird mehr Gutes stiften und dem Menschengeschlechte mehr nützen, als alle Päpste, vom heiligen Peter bis auf dich, Scheusal!

Satan. Faust, darin irrst du dich. Erstens werden dir die Menschen den Ruhm der Erfindung dieser Kunst rauben —

Faust. Dieses ist noch mehr als Verdammniß!

Satan. Merkt mir doch auf den Menschen, er steht vor mir, dem Satan, hat den Pfuhl der Verdammten gesehen und hält die Qual der Hölle für nichts gegen seine Hirngespinste: Ruhm und Wahn. Seht mir doch, was aus diesen Ebenbildern des Höchsten geworden ist, seitdem sie sich in Gesellschaften gesammelt, Herren über ihren Leib und ihre Seele gewählt haben, Bücher lesen, und ein erkünsteltes Ding ihres eignen, eitlen, stolzen, unruhigen und wahnsinnigen Geistes geworden sind. —

Zweitens, Faust, werden die Schatten zu hunderttausenden herunterfahren, über dich herfallen, dich mit ihren Flüchen ängstigen, daß du die kleine Quelle des Gifts des menschlichen Verstandes in einen ungeheuren Strom verwandelt hast. Fühlst du denn nicht aus eigner Erfahrung, was euch die Wissenschaften sind und was sie aus euch machen; doch hiervon soll dich dein ehemaliger Begleiter Leviathan unterhalten, und dir eröffnen, daß das Unheil, das du durch deine Erfindung über die Menschen gebracht hast, deine sonstigen Fehler noch weit übertrifft. Ich, der Herrscher der Hölle, der dadurch gewinnt, bin dir Lohn dafür

schuldig, und wenn du dem Ewigen fluchen willst, der dich entweder nicht besser machen konnte oder wollte, so sollst du der Pein der Hölle entfliehen und einer unsers Gleichen werden.

Papst. Satan, laßt mich der erste seyn, als Papst muß ich wenigstens den Rang über ihn haben.

Satan. Merkt mir doch diese Menschen, ihr Teufel, und seht, wie sie euch beschämen! Papst, du hast es gethan, da du meinem Leviathan zu Füßen fielst. Faust, wähle —

Faust trat hervor — die rasende Verzweiflung rollte sich in scheußlichen Zügen auf seiner Schattengestalt — er — wer kann den Frevel ausdrücken?

Alle Teufel bebten bei seinen Worten und erstaunten über seine Vermessenheit. Seit der Entstehung der Hölle herrschte keine solche Stille in dem dunkeln furchtbaren Reiche der Wohnung ewigen Jammers, ewigen Geheuls. Faust unterbrach sie und forderte den Satan zur Erfüllung seines Versprechens auf.

Satan. Thor, wie kannst du von mir erwarten, daß ich, der Herrscher der Hölle, dir mein Wort halten sollte, da man doch von den Gewaltigen der Erde wenige Beispiele hat, daß sie es gehalten hätten, wenn dadurch nichts zu gewinnen war! Du Thor! der Vortheil des Reichs ist auch in der Hölle das erste Gesetz. Und wenn du vergessen kannst, daß du ein Mensch bist, so vergiß nicht, daß du vor dem Teufel stehst. Meine Teufel erblaßten bei deiner Verwegenheit, mein fester, unerschütterlicher Thron erbebte bei deinen vermessenen Worten, und ich glaubte einen Seigerschlag, ich hätte zu viel gewagt. Fort, deine Gegenwart macht mich

unruhig, und du beweiſeſt, daß der Menſch mehr zu thun fähig iſt, als der Teufel ertragen kann. Zerrt ihn in den ſchrecklichſten Winkel der Hölle, dort ſchmachte er in düſtrer Einſamkeit und ſtarre hin vor der Betrachtung ſeiner Thaten und dieſes Augenblicks, der nie zu verſühnen iſt. Daß ihm kein Schatten nahe! Geh' und ſchwebe allein und verloren, eingeſchloſſen zwiſchen ausgebrannten Klippen, in dem Lande, wo keine Hoffnung, kein Troſt und kein Schlaf wohnen. Nur im Vergangenen, im Bewußtſeyn deines Wahnſinns und deines Frevels ſollſt du leben. Die Zukunft, die eure Eitelkeit und euer Stolz ſo gerne ausſchmücken, ſey für dich nichts, als der ſchreckenvolle Gedanke: dein Daſeyn ſey eine ewig fortlaufende Reihe einer unveränderlichen Qual, eines unveränderlichen, peinlichen Gefühls deines Selbſts. Nur ein einziges peinvolles Gefühl ſollſt du fühlen, nur einen einzigen peinvollen Gedanken denken. Es ſoll dir Genuß zu ſeyn ſcheinen, dieſen endloſen Schmerz nur mit einem andern wechſeln zu können. An deiner Seele ſollen ewig die Zweifel nagen, die dich in deinem Leben gequält haben, und nie ſoll ſich dir eins der Räthſel enthüllen, um deren Auflöſung du hier biſt. Dieß iſt die peinlichſte Strafe für einen Philoſophen deiner Art, und ich habe ſie vorzüglich meinen Schülern vorbehalten. Die Hölle iſt voll von ihnen, und du haſt den Saamen zu größrer Bevölkerung meines Reichs ausgeſtreut. Reißt ihn weg, martert ihn! Faßt dieſen Papſt und werft ihn in einen andern Winkel, in der Hölle iſt Ihres gleichen nicht.

Nach den Worten Satans ward Fauſts Geſtalt immer

schuldig, und wenn du dem Ewigen fluchen willst, der dich entweder nicht besser machen konnte oder wollte, so sollst du der Pein der Hölle entfliehen und einer unsers Gleichen werden.

Papst. Satan, laßt mich der erste seyn, als Papst muß ich wenigstens den Rang über ihn haben.

Satan. Merkt mir doch diese Menschen, ihr Teufel, und seht, wie sie euch beschämen! Papst, du hast es gethan, da du meinem Leviathan zu Füßen fielst. Faust, wähle —

Faust trat hervor — die rasende Verzweiflung rollte sich in scheußlichen Zügen auf seiner Schattengestalt — er — wer kann den Frevel ausdrücken?

Alle Teufel bebten bei seinen Worten und erstaunten über seine Vermessenheit. Seit der Entstehung der Hölle herrschte keine solche Stille in dem dunkeln furchtbaren Reiche der Wohnung ewigen Jammers, ewigen Geheuls. Faust unterbrach sie und forderte den Satan zur Erfüllung seines Versprechens auf.

Satan. Thor, wie kannst du von mir erwarten, daß ich, der Herrscher der Hölle, dir mein Wort halten sollte, da man doch von den Gewaltigen der Erde wenige Beispiele hat, daß sie es gehalten hätten, wenn dadurch nichts zu gewinnen war! Du Thor! der Vortheil des Reichs ist auch in der Hölle das erste Gesetz. Und wenn du vergessen kannst, daß du ein Mensch bist, so vergiß nicht, daß du vor dem Teufel stehst. Meine Teufel erblaßten bei deiner Verwegenheit, mein fester, unerschütterlicher Thron erbebte bei deinen vermessenen Worten, und ich glaubte einen Seigerschlag, ich hätte zu viel gewagt. Fort, deine Gegenwart macht mich

unruhig, und du beweiſeſt, daß der Menſch mehr zu thun fähig iſt, als der Teufel ertragen kann. Zerrt ihn in den ſchrecklichſten Winkel der Hölle, dort ſchmachte er in düſtrer Einſamkeit und ſtarre hin vor der Betrachtung ſeiner Thaten und dieſes Augenblicks, der nie zu verſühnen iſt. Daß ihm kein Schatten nahe! Geh' und ſchwebe allein und verloren, eingeſchloſſen zwiſchen ausgebrannten Klippen, in dem Lande, wo keine Hoffnung, kein Troſt und kein Schlaf wohnen. Nur im Vergangenen, im Bewußtſeyn deines Wahnſinns und deines Frevels ſollſt du leben. Die Zukunft, die eure Eitelkeit und euer Stolz ſo gerne ausſchmücken, ſey für dich nichts, als der ſchreckenvolle Gedanke: dein Daſeyn ſey eine ewig fortlaufende Reihe einer unveränderlichen Qual, eines unveränderlichen, peinlichen Gefühls deines Selbſts. Nur ein einziges peinvolles Gefühl ſollſt du fühlen, nur einen einzigen peinvollen Gedanken denken. Es ſoll dir Genuß zu ſeyn ſcheinen, dieſen endloſen Schmerz nur mit einem andern wechſeln zu können. An deiner Seele ſollen ewig die Zweifel nagen, die dich in deinem Leben gequält haben, und nie ſoll ſich dir eins der Räthſel enthüllen, um deren Auflöſung du hier biſt. Dieß iſt die peinlichſte Strafe für einen Philoſophen deiner Art, und ich habe ſie vorzüglich meinen Schülern vorbehalten. Die Hölle iſt voll von ihnen, und du haſt den Saamen zu größrer Bevölkerung meines Reichs ausgeſtreut. Reißt ihn weg, martert ihn! Faßt dieſen Papſt und werft ihn in einen andern Winkel, in der Hölle iſt Ihres gleichen nicht.

Nach den Worten Satans ward Fauſts Geſtalt immer

ſchwärzer und ſchwärzer. Die Züge der Menſchheit verloſchen. Ein düſtres, geſtaltloſes, ſcheußliches, ſchwimmendes Gewebe umſchlang ſeine Seele. Noch wüthete er; die Wuth ſchoß glühende Funken aus dem geſtaltloſen Gewebe und erleuchtete es. Zum letztenmal wüthete er.

Leviathan brüllte: Ich will ihn ergreifen, und mich nochmals an dem rächen, der mich gezwungen hat, die mir verhaßte Erde, das mir noch verhaßtere Deutſchland zu betreten. Und er ergriff mit eiſerner Hand das düſtre verzerrte Gewebe, ſamt der Seele Fauſts. Da goß ſich die gedrohte Qual über ihn aus und ein Stöhnen erſcholl aus dem Gewebe, daß, hätten es Menſchen mit Ohren, aus Fleiſche gebildet, vernommen, ihr Herz wäre bei dem Stöhnen erſtarrt und die Quelle ihres Lebens verſunken.

Noch ſtöhnte Fauſt aus dem düſtren Gewebe unter Leviathans eiſerner Hand. Als er mit ihm bei den heulenden Verdammten vorüberfuhr, fühlten ſie bei dem ſchrecklichen Stöhnen zum erſtenmal Mitleid mit einem Ihresgleichen, und vergaßen das Geheul über ihren eignen Jammer. Noch ſchwebte das Gewebe und verlor ſich nun tiefer und tiefer in der unendlichen Ferne. Dann ſchleifte es Leviathan über die verbrannten Felſen hin, daß die noch glühende Aſche unter ihm aufloderte — ſchwang ſich mit ihm empor bis zu der ehernen Wölbung der Hölle, ſchleuderte ihn herunter und er ſank in den einſamen Abgrund. So erhebt ſich die kühne Seele des Forſchers verwegen und frech zu dem Begriff des Unfaßlichen, Unbegreiflichen in die Höhe, bis das Gefühl des menſchlichen Unvermögens ihre Flügel lähmt, und ſie

wirbelnd, schwindelnd in ihr Dunkel zurück sinkt, um in Verzweiflung zu erwachen.

Belial, der Aufseher und Beherrscher der verdammten Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe und gefürsteten Aebte, ergriff die Seele Alexanders; eine Mischung von scheußlichen, widersinnigen Gestalten hatte sie umhüllt und ein so furchtbares Ungeheuer gebildet, daß die Verdammten, gewöhnt an scheußliche Gestalten, gleichwohl vor Entsetzen ihre Häupter in den glühenden, stinkenden Pfuhl tauchten, da Belial mit dem Papst bei ihnen vorüber fuhr.

Nach ihrem Verschwinden sagte Satan lächelnd: das sind mir Menschen, und wenn sie etwas Scheußliches vorstellen wollen, malen sie den Teufel. So laßt uns denn, wenn wir das lächerlichste, eitelste, frechste, stolzeste und niederträchtigste, grausamste und feigste, verzerrteste, undankbarste — kurz! das ächt schändliche und ächt erbärmliche Ding der ungeheuren Schöpfung vorstellen wollen, den Menschen zur Wiedervergeltung malen. Doch, wozu? Arbeitet er nicht rastlos und aus allen Kräften durch sein Thun, Wirken, Denken, Dichten, Wähnen, Träumen und Schwärmen, an seinem eignen Abriß, und so, daß der Verstand und das Herz der Einfältigen, die sich Weise und Gute nennen, davon verwirrt und zermalmt werden? Aber zugestehen muß ich dem fertigen Künstler, seine Abbildung, die sich seit Jahrtausenden immer mehr ins Scheußliche verzerrt, gleicht dem Original vortrefflich; und da sich dieses in das noch Scheußlichere verzerren — und der Künstler nicht ermüden wird, so erwarte ich mit aller Zuversicht das vollen-

detste, herrlichste Ideal als Kabinetsstück. Und hört! O, hört das Erhabenste im geistigen Denken und das Niederträchtigste im sinnlichen Wirken! Das sogenannte Ebenbild glaubt, es gleiche noch heute seinem Bildner, werde ihm immer mehr gleichen durch sein vermessenes Fortschreiten im Wirken und Denken, das es eingeimpftes Streben nach Vollkommenheit nennt. Und, o hört! es schreibt in eitler Frechheit sich selbst die Geschichte der in ihm — und durch sein Wirken und Denken veredelten Menschheit! Und die von den schrecklichen Erscheinungen ihrer sogenannten moralischen Welt, an Geist und am Herzen wundgeschlagenen Söhne des Staubes setzen sich vor das Gemälde, das ihnen Schmeichelei, Täuschung, Stolz, erhitzte Phantasie, Ruhmsucht eines schalen Autors vorhalten — vergessen die Erfahrung, die ihnen die Folgen des Wahnsinns und der Verbrechen aufgedrungen, und hoffen, aus allem diesen Wahnsinn, aus allen diesen Verbrechen würde doch endlich der große erhabene Zweck der hohen Veredlung ihres Geschlechts in seinem völligen Glanze hervorstrahlen. Selbst die Einfältigen, oder die Weisen und die Guten, wie sie sich nennen, die vielleicht einzeln diesen Zweck erreichen, müssen sich in diese Täuschung tauchen, um nicht vor dem ungeschminkten Anblick der ernsten Wahrheit zu Narren zu werden. So sitzt der Alchymist bei der Feuereſſe vor seinen Tiegeln, und greift, nachdem er alle Stoffe der Erde zur Hervorbringung des Goldes vergebens versucht hat, nach seinem eignen Koth.

F. M. Klingers

ſämmtliche Werke

3-8126

in zwölf Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1842.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

Raphaels de Aquillas.

inen ergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief
nem ebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und
kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken
s Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens.
stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung
gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge,
Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine
der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft
hte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick
nen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt,
Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so
Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der
rliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen,
igter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken
hn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen.
s würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen,
nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns
haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und
ssen könnte, was allein das Glück seines frühern,
ebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für
ren Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte,
rten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese
gen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem
derkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausge-
t. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der
hn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle
Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Be-
erbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft und

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten), jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beschämt dastand und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohene stand Raphael dann vor seinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daß er leicht das Wahre desselben von dem Falschen und Erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goß, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faßte er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er ließ sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft und

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten); jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beschämt dastand und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohene stand Raphael dann vor seinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daß er leicht das Wahre desselben von dem Falschen und Erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goß, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faßte er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er ließ sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

Raphaels de Aquillas.

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft und

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

Raphaels de Aquillas.

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft u

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten); jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beschämt dastand und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohene stand Raphael dann vor seinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daß er leicht das Wahre desselben von dem Falschen und Erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goß, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faßte er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er ließ sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft und

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, [illegible]stört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis ſieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum ſeiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und ſchlummert unter dem ſanften Juliſpeln eines guten Gewiſſens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengeſang der Amme.

2.

Die moraliſche Erziehung des jungen Raphaels floß aus dieſem Verhältniſſe; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn ſie nicht aus der Natur unſers Weſens keimen, ſelten mehr ſind, als kalte Regeln, die der Verſtand, um gewiſſer Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun ſeines Vaters lag ſeine Erziehung. Jeder der Vaſallen Don Roderiko's, meiſtens Mauren (die man längſt zu drücken anfing, um ſie auf ſchrecklichere Verfolgungen vorzubereiten); jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beſchützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die ſeiner Hülfe bedurften; er ſaß ſtill da und hörte ſie mit freundlicher Aufmerkſamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch ſeine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überliſten, denn er lauſchte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem ſein Geiſt die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und ſein feines Gehör, ſein feſt geſtimmtes Herz erſetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellſehenden, daß er verſtummte,

beschämt dastand und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohene stand Raphael dann vor seinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daß er leicht das Wahre desselben von dem Falschen und Erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goß, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faßte er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er ließ sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

nicht merken. Der Christ vergibt dem nicht, der denen beisteht, die nicht glauben, wie er glaubt!“ Tief gruben sich diese Scenen, diese Worte in die Seele Raphaels.

Von dem Augenblick, da die Fähigkeiten des Jünglings erwachten, ließ sich Don Roderiko angelegen seyn, ihm alles das beizubringen, was er selbst wußte und des Wissens werth hielt. Von früher Jugend an hatte er das Arabische erlernt und in Salamanka große Kenntnisse in der Geschichte der Alten, der griechischen und lateinischen Sprache erworben. Da nun diese Kenntnisse so viele Blumen über sein jugendliches Leben gestreut, seine Einbildungskraft gespannt, sein Herz erhoben und mit edlen Gesinnungen erfüllt hatten, die Erinnerung derselben ihm zum seligsten Genuß in seinem jetzigen Zustande wurden, so glaubte er seinem Sohne keine bessre Erbschaft hinterlassen zu können. Sobald nun Raphael diese Sprachen gefaßt hatte, ließ sich sein Vater die Geschichtschreiber, Dichter und Weisen der Vorwelt täglich von ihm vorlesen. Der Greis machte ihn aufmerksam auf das Menschliche, Edle und Erhabene derselben, begleitete es mit sanfter, jugendlicher Begeisterung und legte in den Jahren, wo alles so tief faßt, den Keim des künftigen Glücks und Wehs in das Herz seines Sohnes. Seine Seele ergötzte sich, wenn er seinen Raphael bei den Thaten der großen Männer, den Schlachten Homers, den hohen Sprüchen der Weisen, den Aufopferungen der Helden für das Beste der Menschheit in wilder Beredtsamkeit des Herzens daher brausen hörte. Entzückt saß er da, wenn der Jüngling bald mit Leonidas für Sparta starb, mit Achill den Patroklus rächte, mit Hektor

für Trojas Mauern stritt, bald mit Aeneas den alten Anchises aus den Flammen trug; dann mit Demosthenes für die Freiheit seines Vaterlandes gegen den listigen Philipp donnerte, mit Themistokles gegen die Perser zu Schiffe stieg und in den Chören Aeschylus ihre Klagen als Triumphlieder sang. Aber alle seine Begeisterung verschwand, wenn er Hekuba's Jammergeschrei über die Asche Troja's, die Leiche des Gemahls, die Leichen der blühenden Söhne und Töchter las. Dunkel ward's in seinem Geiste, wenn die unglückliche Königin den einzigen geretteten Enkel, welchen die Griechen aus Furcht der künftigen Rache des Heldensohns von den Ruinen Trojas herabstürzten, todt daliegen sah und dann den zerschmetterten Knaben in den Schild Hektors, seines Vaters, legte, um ihn in diesem erhabnen Sarge zur Erde zu bestatten. Schrecklich schien ihm nun der Heldenruhm, der seine Kränze auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde, in der Zerstörung blühender Städte suchte und der Enthusiasmus verschwand vor dem Gefühl der Menschheit.

Was der Vater an dem Beschauen der wirklichen Welt verloren hatte, gewann er nach und nach an der Einbildungskraft. Er sah in dem Innern seines Geistes die Vorwelt in einem solchen Glanze, den das tiefe Gefühl einer schrecklichen Mißhandlung von der gegenwärtigen noch erhöhte, daß der Jüngling unter seiner Leitung ein Ideal von Welt und Menschen fassen mußte, das bei einem edlen Gemüthe leicht zum gefährlichsten Gefährten des Lebens wird. Oft träumte Raphael an seiner Seite von dem, was er Tags über gelesen; der Greis hörte ihn rufen und wenn er sich gegen ihn neigte,

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten), jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beschämt dastand und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohene stand Raphael dann vor seinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daß er leicht das Wahre desselben von dem Falschen und Erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goß, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faßte er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er ließ sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

detste, herrlichste Ideal als Kabinetsstück. Und hört! O, hört das Erhabenste im geistigen Denken und das Niederträchtigste im sinnlichen Wirken! Das sogenannte Ebenbild glaubt, es gleiche noch heute seinem Bildner, werde ihm immer mehr gleichen durch sein vermessenes Fortschreiten im Wirken und Denken, das es eingeimpftes Streben nach Vollkommenheit nennt. Und, o hört! es schreibt in eitler Frechheit sich selbst die Geschichte der in ihm — und durch sein Wirken und Denken veredelten Menschheit! Und die von den schrecklichen Erscheinungen ihrer sogenannten moralischen Welt, an Geist und am Herzen wundgeschlagenen Söhne des Staubes setzen sich vor das Gemälde, das ihnen Schmeichelei, Täuschung, Stolz, erhitzte Phantasie, Ruhmsucht eines schalen Autors vorhalten — vergessen die Erfahrung, die ihnen die Folgen des Wahnsinns und der Verbrechen aufgedrungen, und hoffen, aus allem diesen Wahnsinn, aus allen diesen Verbrechen würde doch endlich der große erhabene Zweck der hohen Veredlung ihres Geschlechts in seinem völligen Glanze hervorstrahlen. Selbst die Einfältigen, oder die Weisen und die Guten, wie sie sich nennen, die vielleicht einzeln diesen Zweck erreichen, müssen sich in diese Täuschung tauchen, um nicht vor dem ungeschminkten Anblick der ernsten Wahrheit zu Narren zu werden. So sitzt der Alchymist bei der Feuereſſe vor seinen Tiegeln, und greift, nachdem er alle Stoffe der Erde zur Hervorbringung des Goldes vergebens versucht hat, nach seinem eignen Koth.

F. M. Klingers

ſämmtliche Werke

5-8-12

in zwölf Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1842.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

Raphaels de Aquillas.

Erſtes Buch.

1.

In Valencia, an dem Ufer Guadalquivir, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in maurisch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten maurischen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Almanſorsſchloß. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich riesenmäßig in dem vorbeiſtrömenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenüberliegende flache Ufer. Ein dichter, dunkler Wald lag ſich um ſeinen Rücken und nur ein steiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem ehernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Basalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felsenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauſete, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf ſeinen Spaziergängen, ſchnitt ihm das Eſſen vor, ſchlief auf einem Nebenbette an ſeiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte ſeinen langen weißen Bart, ſein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat ſtille, kindliche Tugend, ohne alle falſche Beimiſchung ſchöner gewirkt, als in dieſen ſtillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umſchwebte ſie die Menſchheit und ergötzte ſich an dem Anblick des ſchönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengeſtalt, der ſeine Jugendkraft dem Dienſte des ſchwachen Blinden ſo ganz von Herzen weihte, als ſey ſie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren ſeines Vaters Augen, ſein nervigter Arm war ſein Stab; auf ſeinem ſtarken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verluſt ſeines Geſichts ganz vergeſſen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns geſegnet haben, wenn der Menſch unverſchuldetes Weh und das vergeſſen könnte, was allein das Glück ſeines frühern, friſchern Lebens ausmachte. Nur dieſes und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlaſſen zu müſſen fühlte, umdämmerten ſein ehrwürdiges Angeſicht, das ohne dieſe Empfindungen nur die reinſte Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unſchuld der erſten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, dieſe wiederkehrende Unſchuld iſt der ſeligſte Lohn eines gut verlebten Lebens; nun ſchweigen alle aufrühreriſche Leidenſchaften, der Stachel der gefährlichen Begierden iſt zerbrochen, ungeſtört herrſcht der Verſtand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten); jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beschämt dastand und sich in dem Wahn entfernte, ein prophetischer Geist warne den Greis vor Betrügern. Beschämter als der Entflohene stand Raphael dann vor seinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und stammelnd sein Gesuch vortrug; doch das Betragen seines Vaters, seine Bemerkungen gaben ihm bald so viele Aufschlüsse über den Menschen, daß er leicht das Wahre desselben von dem Falschen und Erheuchelten unterscheiden lernte. Wenn aber die von der Klerisei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Brust fest hielt und flüchtige augenblickliche Röthe sich über die bleichen Wangen seines Vaters goß, der Kummer seine sanften Gesichtszüge verzog, er ihn rasch aufstehen sah und den Zitternden in starkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier steht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächst, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann schwoll das Herz des Jünglings, seine Kräfte drangen kühner hervor, seine starken Hände bebten, seine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über seine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, so faßte er sich schnell, seine Züge wurden sanfter, er ließ sich von ihm auf seinen Sitz leiten, drückte seine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen schwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah ist es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel seyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

Raphaels de Aquillas.

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klägen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft und

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten), jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beſchämt daſtand und ſich in dem Wahn entfernte, ein prophetiſcher Geiſt warne den Greis vor Betrügern. Beſchämter als der Entflohene ſtand Raphael dann vor ſeinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und ſtammelnd ſein Geſuch vortrug; doch das Betragen ſeines Vaters, ſeine Bemerkungen gaben ihm bald ſo viele Aufſchlüſſe über den Menſchen, daß er leicht das Wahre deſſelben von dem Falſchen und Erheuchelten unterſcheiden lernte. Wenn aber die von der Kleriſei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Bruſt feſt hielt und flüchtige augenblickliche Röthe ſich über die bleichen Wangen ſeines Vaters goß, der Kummer ſeine ſanften Geſichtszüge verzog, er ihn raſch aufſtehen ſah und den Zitternden in ſtarkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier ſteht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächſt, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann ſchwoll das Herz des Jünglings, ſeine Kräfte drangen kühner hervor, ſeine ſtarken Hände bebten, ſeine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über ſeine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, ſo faßte er ſich ſchnell, ſeine Züge wurden ſanfter, er ließ ſich von ihm auf ſeinen Sitz leiten, drückte ſeine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen ſchwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah iſt es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel ſeyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

nicht merken. Der Christ vergibt dem nicht, der denen beisteht, die nicht glauben, wie er glaubt!" Tief gruben sich diese Scenen, diese Worte in die Seele Raphaels.

Von dem Augenblick, da die Fähigkeiten des Jünglings erwachten, ließ sich Don Roderiko angelegen seyn, ihm alles das beizubringen, was er selbst wußte und des Wissens werth hielt. Von früher Jugend an hatte er das Arabische erlernt und in Salamanka große Kenntnisse in der Geschichte der Alten, der griechischen und lateinischen Sprache erworben. Da nun diese Kenntnisse so viele Blumen über sein jugendliches Leben gestreut, seine Einbildungskraft gespannt, sein Herz erhoben und mit edlen Gesinnungen erfüllt hatten, die Erinnerung derselben ihm zum seligsten Genuß in seinem jetzigen Zustande wurden, so glaubte er seinem Sohne keine bessre Erbschaft hinterlassen zu können. Sobald nun Raphael diese Sprachen gefaßt hatte, ließ sich sein Vater die Geschichtschreiber, Dichter und Weisen der Vorwelt täglich von ihm vorlesen. Der Greis machte ihn aufmerksam auf das Menschliche, Edle und Erhabene derselben, begleitete es mit sanfter, jugendlicher Begeisterung und legte in den Jahren, wo alles so tief faßt, den Keim des künftigen Glücks und Wehs in das Herz seines Sohnes. Seine Seele ergötzte sich, wenn er seinen Raphael bei den Thaten der großen Männer, den Schlachten Homers, den hohen Sprüchen der Weisen, den Aufopferungen der Helden für das Beste der Menschheit in wilder Beredtsamkeit des Herzens daher brausen hörte. Entzückt saß er da, wenn der Jüngling bald mit Leonidas für Sparta starb, mit Achill den Patroklus rächte, mit Hektor

für Trojas Mauern stritt, bald mit Aeneas den alten Anchises aus den Flammen trug; dann mit Demosthenes für die Freiheit seines Vaterlandes gegen den listigen Philipp donnerte, mit Themistokles gegen die Perser zu Schiffe stieg und in den Chören Aeschylus ihre Klagen als Triumphlieder sang. Aber alle seine Begeisterung verschwand, wenn er Hekuba's Jammergeschrei über die Asche Troja's, die Leiche des Gemahls, die Leichen der blühenden Söhne und Töchter las. Dunkel ward's in seinem Geiste, wenn die unglückliche Königin den einzigen geretteten Enkel, welchen die Griechen aus Furcht der künftigen Rache des Heldensohns von den Ruinen Trojas herabstürzten, todt daliegen sah und dann den zerschmetterten Knaben in den Schild Hektors, seines Vaters, legte, um ihn in diesem erhabnen Sarge zur Erde zu bestatten. Schrecklich schien ihm nun der Heldenruhm, der seine Kränze auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde, in der Zerstörung blühender Städte suchte und der Enthusiasmus verschwand vor dem Gefühl der Menschheit.

Was der Vater an dem Beschauen der wirklichen Welt verloren hatte, gewann er nach und nach an der Einbildungskraft. Er sah in dem Innern seines Geistes die Vorwelt in einem solchen Glanze, den das tiefe Gefühl einer schrecklichen Mißhandlung von der gegenwärtigen noch erhöhte, daß der Jüngling unter seiner Leitung ein Ideal von Welt und Menschen fassen mußte, das bei einem edlen Gemüthe leicht zum gefährlichsten Gefährten des Lebens wird. Oft träumte Raphael an seiner Seite von dem, was er Tags über gelesen; der Greis hörte ihn rufen und wenn er sich gegen ihn neigte,

ihn betastete, so fühlte er seine Wangen glühen und seine Brust ausgedehnt unter seiner Hand. Seine schreckliche Erfahrung erwachte alsdann und er beschloß ernsthaft, ihr Lesen zu mischen. So ließ er ihn nun die neuere Geschichte vorlesen, machte ihn mit seinem Vaterlande, dessen Sitten und Gebräuchen bekannt, unterhielt ihn von den Kriegen, denen er beigewohnt, und erzählte ihm, wie tapfer und edel die Niederländer ihre Freiheit vertheidigt; aber nie nannte er Philipp den Zweiten, dem er gedient, an dessen Hof er gelebt. Berührte er einen Umstand, der Bezug auf die Person dieses Königs hatte, so ward seine Stimme rauh und hohl, seine Stirne düster und er drang schnell in den Jüngling, eines ihrer Lieblingsbücher aufzuschlagen. Wenn Raphael darüber aufmerksam wurde und es durch Fragen oder Stille zeigte, so sagte er oft: „mein Sohn, wenn ich einst gezwungen das schwarze Blatt meiner Geschichte aufschlage, so fürchte ich sehr, daß alle die schönen Träume, womit wir unsre Einsamkeit ausschmücken, verfliegen werden. Noch ist es nicht Zeit. Es wird dir vieles über die Menschen sagen, eine starke, erschütternde Wirkung auf dein junges Herz machen und dich überfallen, wie ein dunkler Sturm den sichern Wandrer. Forsche nun weiter nicht, die Zeit naht und bald hast du Stärke des Geistes genug, die Entdeckung zu ertragen. Sterben sollte sie mit mir; aber sie muß meinen Lehren und Warnungen das Siegel aufdrücken."

Bei solchen Veranlassungen sagte er weiter: „wie nun die Welt und die Menschen ganz anders seyen! daß wir jetzo die Männer der Vorwelt nur in dem Feierkleid sähen, womit

sie Dichter und Geschichtschreiber ausgeschmückt hätten. Der Glanz, in dem sie unsre durch ihre herrlich beschriebenen Thaten gespannte Einbildungskraft erblickt, mein Sohn, verbirgt uns das Menschliche, wodurch sie uns in vielem gleichen würden. Wir haben Kräfte wie sie, setzte er hinzu: das, was sie über uns erhebt, sind nur edlere, des Menschen würdigere Zwecke. Furcht- und zwanglos durften sie darnach streben; sie kannten nur ein Gut — Freiheit und den Ruhm, für sie zu streiten, für sie zu sterben. Dieses Gefühl strahlt in allen Entwürfen ihrer Helden, Weisen, Künstler, Dichter und Geschichtschreiber hervor. Uns drücken zwei von uns selbst geschaffne und feist genährte Dämonen nieder. Eine verzagte, furchtsame, selbstige Politik unsrer Herrscher, die den Menschen nur im Bezuge auf sich selbst betrachten, in ihnen nichts erblicken, als ein Werkzeug, das gebildet ist für ihre Lüste, Herrsch-, Habsucht und Verschwendung zu arbeiten und die ihm jede Gegenwirkung nach nur von ihnen entworfenen Gesetzen zum Verbrechen zu machen wissen. Eine Religion, die allen Kräften des Geists und des Verstandes offnen Krieg ankündigt, deren zerschmetternde Keule unaufhörlich von dem Blute der Erschlagenen träufelt und die die freche Hand des Priesters unter Lobgesang gegen die Veste des Himmels schwingt. Doch, mein Sohn, es gibt privilegirte Geister, über welche diese Dämonen nichts vermögen, die unbesudelt von der Schlechtigkeit, die sie umgibt, durch ihr Beispiel an die Größe und Würde des Menschen erinnern und deren Schimmer früh oder spät zum Lichte in dieser Finsterniß werden muß. Diese Stimmung geben und unterhalten in uns die Schriftsteller

der Griechen und Römer und so benutze sie. Strebe in deinem Innern, den edlen Männern der Vorwelt gleich zu werden, lerne es still zu ertragen, wenn du nicht mehr um dich her findest, was einmal da gewesen ist. Das Schicksal, das, wie unsere Dichter sagen, Götter und Menschen beherrschet, rollt über die Welten hin; keine Macht kann es in seinem Laufe aufhalten. Kein Zeitalter kann das vertilgen, was ihm die vorhergehenden zur festen nothwendigen Stimmung hinterlassen und aufgedrungen haben. Nie kommt das so wieder, wie es einmal da war. Veränderung und Wechsel, Vernichtung und Leben, Sturz und Erheben sind die Räder an dem Wagen des Schicksals. Das Glück des Riesen ist nicht größer als das Glück des Zwergs, wenn der Zwerg nur das will, was er kann und sich nicht gelüsten läßt, einen Zweig aus der hohen Krone der Eiche brechen zu wollen. Macht dich dein Sinn zum Riesen, Raphael, so verbirg dein Maß und trage es nicht zur Schau; sie zerschneiden es zu Schlingen, dich zu verstricken. Genieße deiner Kräfte im Stillen und brauche sie da zum Besten der Menschen, wo sie dir es verzeihen."

Gedanken und Betrachtungen dieser Art, die der Greis oft wiederholte, sanken zwar tief in das Herz des Jünglings; aber der Stunden des schönen Enthusiasmus waren so viel und das junge Herz zu sehr geneigt, sich nur an das Große und Edle des Menschen zu halten, als daß sie eine dauernde Wirkung hätten machen können. Nur eigne Erfahrung, oder die seiner Seele näher gebrachte Erfahrung seines Vaters, konnte den glücklichen Traum mildern oder verfinstern. Jetzt

ward seine Kraft gereizt, seine Einbildungskraft mit erhabenen Bildern gefüllt; er lebte nur in dem blühenden Morgen, nur in dem goldnen heroischen Zeitalter der Welt.

Nie sprach der Greis mit ihm von jenem unfaßlichen Wesen, das die Menschen Gott nennen. Weder dogmatische Machtsprüche, noch metaphysische Spitzfindigkeiten konnten die Vernunft des Jünglings einengen und seine Einbildungskraft verwirren. Alles, was er darüber dachte, war, daß sich darüber nicht denken und reden ließe. Daher entstand in seinem Herzen das einfache, erhabene Gefühl: „dieses unfaßliche Wesen sey der Vater der Menschen, Heroen und Geister, aller Geschöpfe und Dinge, der sich an den Kräften, der Wirksamkeit der Natur, aller Wesen, der einmal gestifteten Ordnung ergötzte und nichts hinderte, nichts förderte, um diese feste Ordnung nicht zu stören. Dieser Empfindung verdankte er die Ruhe seiner Seele, Sicherheit, Sanftmuth, Heiterkeit und gänzliche Gegenwart, bei dem Leiden der Menschen, seinen reinen, unverfälschten Blick auf alles Lebende um ihn. Seine Gefühle entsprangen aus einer ungetheilten Quelle, die weder Furcht, noch Hoffnung auf Lohn trübten; darum nahm er sich aller so ganz menschlich an und sah sich und die Sterblichen als Wesen an, die alles nur von sich erwarten und hoffen müssen, für die durch dieses Bewußtseyn schon alles geschehen sey, was geschehen konnte. Der Beste und Belohnteste schien ihm der, dem das Meiste zum Besten anderer zu thun, verstattet würde und gelänge.

Von der Religion Spaniens und ihren Lehren sprach Don Roderiko nie anders, als mit Trübsinn, Bangigkeit und

Schmerz. Der Kapellan unterhielt Don Raphael zu Zeiten, während der Nachmittagsruhe seines Vaters, von den Wundern, der Legende, der düstern Martyrologie und den dunkeln, gebietrischen Dogmen seiner Kirche. Die Phantasie des Jünglings aber war so voll der schönen dichterischen Bilder, sein Herz so genährt von den einfachen, erhabenen moralischen Begriffen der griechischen Weisen, daß die Lehren des Kapellans nur das ängstliche Entsetzen, das ihn bei den Aeußerungen seines Vaters überfiel, vermehrten. Um ihn her lebte Wald, Busch, Quelle, Strom, Luft, Wind, Felsen und Gebirg in göttlicher Kraft, unter der Pflege und Sorge gütiger, schöner Wesen, deren Nähe und Faßlichkeit er nicht gegen unbegreifliche, düstre Geheimnisse, gegen schaudervolle, blutige Sagen der Legende hingeben konnte. Alles, was er sah, las und von seinem Vater hörte, entflammte seine Seele, gab ihm die Kraft seiner innern Menschheit zu fühlen und alles, was ihm der gute Kapellan sagte, zerdrückte und verwirrte ihn. Hier sah er kühnes Leben in und um sich, dort Erstarren, Verleugnung und Tod; hier Drang nach Kampf und Thaten für das Edle und Gute, dort Furcht, Warnung und Abscheu vor dem, was ihn dazu antrieb. Nur die kühnen Bilder des Korans, den er in der Ursprache las, mit dem glühenden Griffel der Begeistrung hingezeichnet, siegten auf Augenblicke über seine mythologischen Jugendträume und belebten kräftiger den Begriff von Schicksal, den seine Seele aus den hingeworfenen Worten seines Vaters, aus den griechischen tragischen Dichtern auffaßte und in ein zwar dunkles, aber mächtiges und festes Gebilde hüllte. Dieses Gebilde, da es jeden Knoten

der Verwirrung und Unbegreiflichkeit der Dinge, Begebenheiten und Zufälle der Welt zu lösen scheint, ist dem Menschen immer willkommen gewesen. Auch sitzt es in dem Geiste der Sterblichen so fest, daß, wenn es der Kultur des Verstandes gelänge, allen Wahn in dem Menschen auszurotten, es ihr doch wohl schwerlich allgemein mit diesem gelingen würde. Der Philosoph beweist die Täuschung davon; belauscht ihn, ob er das Schicksal in dem Gedränge und der Verwirrung des Lebens nicht tausendmal als Urheber derselben bezüchtigt. Und das eben darum, weil es ein fernes, dunkles Luftgebilde ist, das der Phantasie sich aufdringt; dem wir in dem Glücke zulächeln, als einer Schutzgöttin, auf das wir in dem Unglück, als auf einen schwarzen Dämon, mit Groll und Unmuth blicken; und dem wir in dieser Lage wenigstens unsre Thorheiten und Schwächen aufbürden können. Indessen dem Don Raphael diente dieser Wahn oder dieses Gebilde zu einer festen Stimmung der Seele und vermischte sich mit seiner übrigen, einfachen Denkungsart so innig, daß dieser Begriff von Nothwendigkeit in der Folge seines Lebens alle Zweifel seines Geistes bei den widersprechendsten und empörendsten Erscheinungen niederschlug.

3.

So lebte dieses edle Paar in der Wonne hoher Gefühle, dem seligen Genusse der zärtlichsten väterlichen und kindlichen Liebe, der Beschäftigung und Sorge, den Gedrückten und Unglücklichen zu helfen und zu rathen, bis völlige Abnahme der Kräfte den Greis erinnerte, die Stunde der Trennung nahe. Er verbarg seinem Sohne diese Empfindungen nicht,

bereitete ihn mit sanften Worten darauf vor und trocknete mit bebender Hand die Thränen des Verstummten.

Eines Tages schien er sehr bewegt; still saß er bis zum Abend. Raphael wagte nicht sein Schweigen zu unterbrechen; er las auf seinem Gesichte die innere Unruhe, die tiefe Wehmuth. Nur einzelne Worte und Seufzer unterbrachen die angstvolle Stille. Zu Zeiten winkte er seinem Sohne, der dann an seine Kniee flog und mit bebender Stimme ihn fragte: „was geht in dir vor, mein Vater! nie habe ich dich so gesehen?“ Der Greis lehnte sein Haupt auf die Schultern des Jünglings, und lispelte ihm zu: „bald ist der Kampf entschieden.“ So verharrte er bis spät in die Nacht, dann erhob er sich gefaßt, rief seinem Sohne zu: „Ist alles stille im Schlosse? Ferne die Diener? Kein Horcher und Lauscher in der Nähe? Tritt in das Vorhaus und überzeuge dich davon!“

Raphael kehrte wieder: alles still und ruhig, mein Vater.

Nimm aus dem Schränkchen über meinem Bette die zwei darinnen verborgenen Schlüssel. Bereite eine Lampe und gieße sie voll Oels.

— Es ist geschehen!

Führe mich nun in den gewölbten Saal, wo die Rüstungen und Bilder unsrer Vorfahren aufbewahrt sind.

Der Jüngling reichte ihm die rechte Hand hin, hielt in der Linken die Lampe und führte ihn mit leisen Schritten durch die Gänge.

Als sie vor den Waffensaal traten, sagte der Greis: öffne die Thüre mit dem größern Schlüssel und schließe sie

wieder feſt zu. — Sie traten in den Waffenſaal: — in der Mitte der Wand, gegen Aufgang der Sonne, hängt die Rüſtung des großen Almanſors, des Erbauers dieſes Schloſſes. Siehſt du ſie? Führe mich hin.

Roderiko. Steh' ich vor der Rüſtung Almanſors?

Raphael. Ja, mein Vater.

Roderiko. Beſchreibe mir ſie.

Raphael. Sie iſt von dunkelm Stahl, ſtark vergoldet. Den Schild ziert ein goldner Greif. Ein ſilberner Mond iſt auf dem Helme befeſtigt. Zur Rechten ſteht ein großes Schwert, zur Linken eine vergoldete Lanze.

Roderiko. Hebe die Rüſtung weg. — Nun öffne mit dem andern Schlüſſel die verborgene Thüre; ſobald der Schrank ſich öffnet, nimm von der Erde den Boden weg, und ſage mir, was du entdeckeſt.

Raphael. Es iſt geſchehen, mein Vater, und ich ſehe eine metallne Platte, verſiegelt auf deiner Linken.

Roderiko. Iſt das Siegel unverſehrt?

Raphael. Unverſehrt.

Roderiko. Was iſt dem Siegel eingedrückt?

Raphael. Ein Greif.

Roderiko. Dank dir, Suleima! Du haſt deinen Schwur gehalten! Zerbrich das Siegel, und hebe die Platte auf. — Was ſiehſt du nun?

Raphael. Eine enge Treppe abwärts.

Roderiko. Steige voraus hinunter, reiche mir die Hand und ziehe mich nach. Hüte dich, daß die Lampe nicht verlöſche.

Sie ſtiegen beide hinunter, ſchritten durch einen engen

Gang bis zu einer andern Treppe, die wieder aufwärts führte; stiegen hinauf, und traten in ein rundes Gebäude.

Roderiko. Was siehst du nun?

Raphael. Ein düstres, gewölbtes Gebäude umschließt uns. — Gegen Morgen les' ich in goldner arabischer Schrift die ersten Worte des Korans. An den Wänden sehe ich Leuchter, und in denselben halb gebrannte Wachskerzen.

Der Greis seufzte tief. — Was siehst du mehr?

Raphael. In dem Winkel ein Bett mit einer braunen seidenen Decke, an dessen Seite einen gepolsterten Stuhl mit rothem Damast überzogen. Vor dem Stuhl einen Tisch, auf dem Tische Geräthschaften zu weiblicher Arbeit. Ueber dem Bette — mein Vater — ein männlich Bildniß — wäre es nicht sehend, wie ich bin, ich hielt es für dein Bildniß, mein Vater.

Roderiko. So war ich einst, war sehend, wie du bist!

Raphael. So warst du einst! — O mein Vater — wie bist du um deine Augen gekommen? und wo, wo sind wir? Bekannt scheint mir dieser Ort, nur weiß ich nicht, wann und wie ich ihn gesehen. Mich deucht, als hätt' ich vor längst davon geträumt, so dunkel schwebt die Erinnerung vor meiner Seele.

Roderiko. Wohl ist er dir bekannt, und auch nur wie ein lang verschwundener Traum. Du bist in Almansors Moschee, welche die Ruinen den Zerstörern verbergen. — Führe mich zu dem Bette und dem Stuhl.

Er leitete ihn hin, und der Greis küßte das Hauptkissen, ließ sich in den Stuhl nieder, und blieb eine Weile versunken

in der ſanften peinlichen Rückerinnerung eines zärtlichen Schmerzes. Dann fragte er wieder: Raphael, was ſiehſt du auf dem Boden?

Raphael. Der Boden, mein Vater, iſt mit einem gewirkten Teppich bedeckt. In der Mitte ſeh' ich eine große und eine kleine marmorne Platte mit Inſchriften.

Roderiko. Lies die Inſchriften.

Raphael las auf der großen Platte folgende Worte: Dieſe von euern Prieſtern verfluchte Mauern verſtatteten der Tugend Iſabella's, der Gemahlin Roderiko's de Aquillas, Sicherheit, Ruhe im Leben und ein Grab. Heilig iſt die Erde, welche die Tugendhaften umſchließt — mein Vater, das Grab meiner Mutter!

Roderiko. Das Grab deiner Mutter. — Lies die andre Inſchrift.

Raphael. Raphael, der Erſtgeborne Don Roderiko's de Aquillas. — Hatt' ich einen Bruder, mein Vater?

Roderiko. Du ſollſt es vernehmen. — Faſſe meine Hand und leite mich zu den Gräbern. Er ſank auf die Gräber, und rief mit freudiger Stimme: der Augenblick der Wiedervereinigung naht! — Darauf ſetzte er ſich auf den Teppich bei den Gräbern nieder, und gebot Raphael, ein Gleiches zu thun.

Mein Sohn, der Augenblick iſt nun gekommen, wo ich dir das dunkle Gewebe des Unglücks meines Lebens enthüllen muß. Du ſollſt hören die Urſache meines geheimen Grams, der ſo oft die Stunden trübte, die mir deine kindliche Liebe ſo ſelig zu machen wußte. Doch trug ich ihn mit männlichem

Herzen, und hatte Kraft genug, mir den Troſt der Mittheilung zu verſagen, denn ich fühlte, daß ihn dein Herz noch nicht ertragen könnte, daß er den ſchönen Morgen deiner Jugend verfinſtern und dich in deinen glücklichen Träumen ſtören würde. Du warſt heute Zeuge meines Kampfs. Noch ſtritt ich in meiner Seele, ob es nicht beſſer für dich wäre, die Geheimniſſe, die dieſe Mauern einſchließen, mit mir zu begraben; aber der Gedanke, daß dir die Mittheilung derſelben zur Warnung dienen könnte, und der einzige Wunſch meines Herzens, von dir an der Seite dieſes edlen Weibes begraben zu werden, entſchieden den Kampf. Du biſt nun ein Mann, und ich fordere deine Kraft bei der Erzählung auf, die ich beginne, die mein Herz erleichtern ſoll, bevor mich dieſe Gruft einſchließt. Ich bitte dich, laß deinen Verſtand hell und wach ſeyn, wenn das, was ich dir ſagen muß, dein junges Herz zerreißen wird. Oft ſagte ich dir, mein Schwanengeſang am Grabe ſollte dir zur Lehre auf dein künftiges Leben dienen. Lerne aus meinem Unglück dem Schickſal auszuweichen, ſo viel du kannſt; es zu beſiegen, wenn dich ſeine Gewalt ergreift, und glaube mir, daß ich in dir ohne dieſen Muth, ohne dieſe Kraft des Geiſtes, mit allen Reichthümern der Welt nur einen Sklaven hinterließe. Durch meine Erzählung wirſt du die Menſchen auf einer ſchwarzen, häßlichen Seite kennen lernen; aber ich hoffe, mein Beiſpiel und die Geſinnungen, die ich dir eingeflößt, werden dich vor dem Gifte bewahren, das das Herz ſo leicht aus ſchwarzer Erfahrung ſaugt. Du ſagteſt vorhin, du erinnerſt dich, hier an dieſem Orte geweſen zu ſeyn —

Raphael. Ja, mein Vater; doch ganz dunkel. Immer ſchwebten beſondere, angenehme Rückerinnerungen vor meinem Geiſte, die mir aus dem Herzen zu fließen ſchienen. Der Name Mutter, wenn ich ihn las oder hörte, lautete mir ſo bekannt und ſanft, als hätten ihn vor langem meine Lippen ausgeſprochen. Nun werden mir dieſe Bilder und dieſer Ton ganz deutlich, die Vorſtellungen der langen Vergangenheit ſo helle in meiner Seele, daß mich dünkt, ich erinnere mich der Geſtalt meiner Mutter ganz genau — trug ſie nicht immer ein weißes Kleid?

Roderiko. Ja, mein Sohn!

Raphael. War ſie nicht von hoher Geſtalt — und ſo freundlich, ſo gut? Ja — ja — ich kann ſie vor mir dahin gehen ſehen — kann mich erinnern, wie ſie mich hier in dieſem Seſſel auf ihrem Schooße hielt und mit mir ſpielte.

Roderiko. Wie hätt' denn ich dich vergeſſen können, edles Weib! — Du haſt ganz recht, mein Sohn. Es war deine Mutter, deren du dich erinnerſt, und hier an dieſer Stelle gebar ſie dich — in dieſer düſtern Gruft kamſt du an das Licht der Welt — nah an der Seite ihres Betts ſtand deine Wiege. — Wohl magſt du erſtaunen — ach, damals warſt du allein der Glücklichſte unter uns; aber wenn ich nun reden werde, ſo werden die Klagen deiner Mutter an dieſen Mauern noch einmal erſchallen, und die Erzählung meiner und ihrer Leiden wird dich plötzlich in eine ſchreckliche, dir ganz unbekannte Welt verſetzen. Sey ein Mann! — Laß mich, bevor ich beginne, an deiner Bruſt ausruhen. Die Erinnerung ermattet mich zu früh.

Er ruhte an der Bruſt des Jünglings. Seine weißen Haare deckten ſeine ehrwürdige Stirne. Raphael heftete ſeine Augen auf ihn und ſaß erſtarrt da. Sie ſchienen beide Bilder des Schmerzes an dem Grabe, wo ſie ſaßen. Endlich erhob ſich der Greis.

Vernimm zum erſtenmal von mir einen Namen, den ich dir nie genannt, den ich jetzo noch nicht ohne Schaudern ausſprechen kann — den Namen Philipps des Zweiten, des verſtorbenen Königs und Vaters des jetzt regierenden. Als ein Fluch wird dieſer Name in der Geſchichte ſtehen; in mein Herz hat er ihn ſelbſt mit blutigen Zügen gegraben, und wenn dort ein Vergelter und Rächer thront, ſo will ich vor ihn treten, meine Bruſt öffnen, daß er richte zwiſchen mir und ihm.

Mit Ruhm focht' ich ſeine ungerechten Kriege. Oft benetzte ich die Erde mit meinem Blute, ließ meine Wunde heilen, um neuen entgegen zu eilen; ſo wiſſen Könige unſern Wahnſinn zu ihrem Vortheil, zu unſerer eigenen Unterjochung zu nutzen. Ermüdet von den Schreckensſcenen, erſchüttert von dem Muth und der guten Sache eines Volks, das in neueren Zeiten den erſten gerechten Krieg führte, eilt' ich endlich nach Madrid zurück, mich dem König vorzuſtellen, für den ich ſo oft mein Leben gewagt hatte. Daß ich dieſes thun durfte, dankte ich mehr meinem Namen, als meinen Dienſten. Er würdigte mich keines Blicks und ich entging den neuen Ketten, denen ich thöricht entgegen lief. Das Schickſal ſchien mir einen ſchönern Lohn vorbehalten zu haben, als den Beifall eines Königs, den man ſelten anders als auf

Kosten der Menschheit erwirbt und erhalten kann. Ich gefiel der Donna Isabella, aus dem Hause M***, einer der schönsten Jungfrauen Madrids; gefiel ihre Schönheit, so entzückten und begeisterten, was diese übertrifft, ihr Verstand, ihre unaussprechliche Güte, ihre reine, sittsame Tugend. Sie ward meine Gattin. Unter diesem Marmor schlummert sie, ihr Geist lauscht auf meine Worte, berührt den meinen, und läßt mich in diesem Augenblick noch einmal die Seligkeit zurückempfinden, die ich einige Jahre in ungestörtem Glück genoß. Dein hier neben ihr schlummernder Bruder war die erste Frucht unserer Verbindung. Der König sah oft deine Mutter am Hofe, den wir ihrer und meiner Familie wegen nicht gänzlich meiden konnten. Tyrannei und Wollust, mein Sohn, gehen immer Hand in Hand; doch schwer war es bei Philipp zu errathen, nach welchem Gegenstand sich die letzte neigte, denn der Tyrann hüllte den Wollüstling in kalte, gefährliche Verstellung ein. In seinem Innern glühend, konnte er eine Gleichgültigkeit heucheln, die bis an die Verachtung gränzte. Einem Priester und einem seiner jungen Lieblinge (so nennen Könige sehr oft die Beförderer ihrer Lüste) vertraute er seine wilde, verborgene Glut. Beide wurden in unserem Hause, als bedeutende Leute, eingeführt, und beiden gelang es durch Heuchelei und Verstellung, sich unsers Zutrauens zu bemächtigen. Deine Mutter ahnete lange nichts von ihrem Vorhaben; da sie nun merkten, daß ihre leise Anspielungen und verstellten Anträge nichts wirkten, nicht verstanden wurden, so wurden sie zudringlicher. Deine Mutter machte sie verstummen. Plötzlich erinnerte sich der kalte König meiner

geleisteten Dienste und ließ mir eine Befehlshaberstelle in Italien antragen. Als ich deiner Mutter diesen Antrag mittheilte, hörte sie mich mit ungewöhnlichem Ernste an und entschloß sich auf der Stelle, mich dahin zu begleiten. Die Diener des Königs suchten ihr diesen Entschluß unter allerlei Vorwand auszureden, da sie aber darauf bestand, so dachte man nicht weiter daran. Ich ahnete nichts; o mein Sohn, nur zu oft wird der Rechtschaffene die Beute der Schlechtigkeit der Menschen, weil das Bewußtseyn seiner Tugend ihn mit einem Glanz umgibt, daß er von sich selbst geblendet den Betrüger und Verräther in seinem eigenen Schimmer sieht. Ich fühlte und suchte nur mein Glück in deiner Mutter, deinem Bruder und meinen Büchern; vergaß der Welt, ihrer Tücke, und sah meine Erfahrung als ein Gift an, das meinen friedlichen Genuß verpestete. Schrecklich sollte ich aus diesem Traum erwachen.

Ihre Zudringlichkeit verdoppelte sich bei dem Widerstand. Deine Mutter, die den König kannte, der Gefahr für mich bewußt war, verbarg mir noch immer die schändlichen Anträge und verließ sich auf ihre Klugheit und Tugend. Doch konnten mir ihre innere Bewegungen nicht entgehen. Ich drang in sie, mir die geheimen Ursachen ihres Kummers zu entdecken; sie gab mir zu verstehen, daß sie dieses nur fern von Madrid thun könnte, daß sie ihre verlorne Ruhe nur in diesem Schlosse wiederfinden würde. Die Aussicht entzückte mich; wir faßten den Entschluß, Madrid zu verlassen, unterhielten uns von unserm nahen Glücke, fühlten im voraus den Genuß desselben, in eben dem Augenblick, da die

Ungeheuer einen Plan entwarfen, der es auf ewig zerrütten, der uns so unglücklich machen sollte, als der Mensch es werden kann. -

O höre! höre!

Raphael (mit bebender Stimme). Ich höre, mein Vater!

Roderiko. Thust du es? — Wenn nur das Erinnern meine schwachen Gebeine nicht auflöst, bevor ich ende. Wuth überfällt mich bei der Vorstellung wie den jungen kraftvollen Mann, und mein Geist rüstet sich in wildem Grimme, den der morsche Körper nicht mehr tragen kann. Laß mich dir mein Unglück mit stiller Wehmuth, mit der Hingebung des Redlichen unter die Streiche der Gewalt mittheilen.

Der Liebling des Königs, in Beiseyn des Priesters, erklärte endlich deiner Mutter mit der unverschämtesten Dreistigkeit: der Herr und Herrscher Spaniens wollte nichts mehr von Aufschub hören. Sie möchte und müßte Tag und Stunde bestimmen, wann sie die Ehre seines Besuchs in aller Stille annehmen könnte. Er wollte sich weiter herauslassen über künftige Größe und Herrlichkeit; deine Mutter unterbrach ihn, und sagte voll Unwillens: „bisher hab' ich die schändlichen Absichten eures Königs und eure unerhörte Frechheit dem Don Roderiko verschwiegen, weil ich seine Ruhe nicht stören wollte, weil ich hoffte, daß, wenn auch euer Herz gegen alle edle Empfindungen taub wäre, euch doch endlich euer Verstand überzeugen müßte, wie fruchtlos bei mir eure ehrlosen Bemühungen seyen. Ich schweige von meiner Tugend; denn zu euch, zu diesem eurem König davon zu reden, hieße sie entweihen. Von nun an verbiete ich euch mein Haus,

von nun an werd' ich das nicht mehr verſchweigen, was mir nun zum Vorwurf wird. Ich kann nicht mehr in die reinen Augen Don Roderiko's blicken, ohne daß die Scham, durch meine Geduld eure Unverſchämtheit mir zugezogen zu haben, ein mehr banges, als freies Geſtändniß meinem Herzen abdringe. Doch Don Roderiko kennt ſeine Gemahlin und weiß, daß bei ihr ein Blick ſeiner Augen alle Könige der Erde und ihre Herrlichkeit aufwiegt."

Der Freche erwiederte: iſt es das forſchende Aug' eures Gemahls, das Ihr fürchtet? Ich verſichre Euch, ſein Blick ſoll beſcheidener werden.

Deine Mutter zeigte ihnen die Thür. Ich fand ſie ſchwermüthig und unruhig. Sie fiel weinend um meinen Hals, und rief angſtvoll: „laßt uns fliehen! Laßt uns morgen reiſen! Eure und meine Ruhe, Euer und mein Glück ſind in Gefahr!" Ich drang in ſie, mir die Urſache ihrer ſchrecklichen Angſt zu entdecken. „Hört mich ruhig an, Don Roderiko," antwortete ſie; und nun eröffnete ſie mir den ganzen Vorgang, bedeutete mir, was ſie um meinetwillen fürchtete. Ich ſchloß ſie in meine Arme, verſuchte ſie zu beruhigen; es gelang mir nur dadurch, daß ich ſie verſicherte, wir würden mit Anbruch des folgenden Tags abreiſen, und ſie entließ mich nicht eher, bis ich ihr gelobte, an keine Rache zu denken — nichts zu unternehmen, als ſie und mich zu retten. Der Gedanke der nahen Entfernung, des künftigen Glücks beſchäftigte mich allein; ich verachtete die Elenden zu ſehr, als daß ich an Rache denken ſollte, da es in meiner Gewalt ſtand, ihren Nachſtellungen zu entgehen. Ich begab

mich in mein Kabinet und betrieb mit dem treuen Suleima unſere Abreiſe. Er entfernte ſich, um die gehörigen Anſtalten zu machen und ließ mich allein. Ich verſank in tiefes Nachdenken, und nur die Hoffnung der nahen Wiederkehr der Sonne milderte die düſtre Ahnung, die vor meinem Geiſte ſchwebte. Um Mitternacht trat Suleima todtenblaß in mein Zimmer und rief: „Don Roderiko, wir ſind verloren! Rettet Euch! Das fürchterliche Gericht!“

Kaum hatt' ich Zeit, mich näher zu erkundigen, ſo traten die Diener dieſes Gerichts herein, das nur die Blutgierde, der wüthende Fanatismus der Chriſten erfinden konnte, und forderten mich auf, ihnen zu folgen. Kein Zögern, mein Sohn — ohne Abſchied von deiner Mutter und deinem Bruder — nur ein Wink auf Suleima, die Unglückliche zu beruhigen — ſo ward ich ſtumm, vermummt weggeführt, um ſie nie wieder zu ſehen. O mein Sohn! auch ſie nennen ſich Menſchen — wo biſt du? ich höre deinen Athem nicht?

Raphael. Ich bin da, mein Vater — da —

Roderiko. Schon jetzo erſtarrt — was wird aus dir werden, mein Sohn, wenn du das Weitere hörſt.

Raphael. Redet, redet — vielleicht daß ich dann weinen kann.

Roderiko. Unter tiefem Schweigen führten ſie mich aus dem Hauſe. Ich blickte zurück und ſah den ſchwachen Schein der Nachtlampe durch die Vorhänge in dem Gemach deiner Mutter. — Nein, faſſe dich, ich will dir nicht ſagen, was ich da empfand. — Wir kamen an in der fürchterlichen Wohnung des blutgierigen Wahnſinns. Man ſchleppte mich

durch lange von unſern Tritten erſchallende Gänge, öffnete eine eiſerne Pforte und verſchloß das aufgefangene Opfer des Todes. So muß ſich der anſehen, den die Hände dieſer Prieſter ergreifen. Hier tröſtet keine Hoffnung auf Unſchuld, auf Ruhe des Gewiſſens, auf unbeflecktes Leben; dieſes wußte ich und fühlte es mit Entſetzen. Finſtere Wuth ergriff mich. Schwarze Gedanken über das Schickſal der Menſchen fuhren wie Dolche durch mein Gehirn. Ich ahnete die Hand, die mich hierher geſchleudert hatte, daß ich verweſen ſollte! Die Prieſter hatten es über ſich genommen, den zu entfernen, zu vernichten, in dem der tyranniſche Wollüſtling das Hinderniß ſeiner Abſichten zu ſehen glaubte. Ich war der Raſerei nah, und nur das Andenken deiner Mutter, die Vorſtellung ihres ſchrecklichen Erwachens beſänftigte durch die tiefen Wunden des Herzens die wilde Wuth. Ich konnte weinen — konnte nur für ſie beſorgt ſeyn. Ein ſchwerer Schlaf überfiel mich in dem dumpfen Loche; er war fürchterlicher als mein Wachen, da der Verſtand erdrückt lag, durch den ich die Schreckensbilder zu bekämpfen ſuchte. Man ſchüttelte mich gewaltſam aus dem Schlafe. Ich weiß nicht, ob es Morgen war, in dieſe Mauern bringt das Licht der Sonne nicht; ich ſah es nicht mehr, für immer ſollte mich Finſterniß umhüllen. Man führte mich in einen Saal. An einem Tiſche ſaßen die Prieſter, die reißenden Wölfe, in dem weißen Gewande der Unſchuld. Auf der Mitte des Tiſches ſtand das Bild des milden Menſchenfreundes, deſſen Namen ſie bei ihren blutigen Opfern läſtern. — Raphael, ich ſollte Verbrechen bekennen. Ich wollte reden, wollte ihnen darſtellen, was mein Herz empfand,

mein Verstand mir sagte. Die ganze Menschheit, ihre Größe, ihre Würde durchströmten mich. Ich sprach zu Felsen; starr sahen sie vor sich hin. Eine Stimme erscholl: Eure Verbrechen wollen wir von Euch hören! „Ich habe keine begangen; ich sehe, ihr wollt mein Leben, denn ich weiß, daß keiner aus eurem blutigen Tempel ins Leben zurückkehrt! Nehmt es hin und erwartet nicht, daß der Unschuldige sich verdamme, um geschändet zu sterben! Seitdem der Menschenfreund den Tod des Verbrechers an dem Kreuze starb, habt ihr gleich seinen ungerechten Richtern das Loos des Todes über Tausende seiner treusten Schüler geworfen. So werft es nun über mich."

Lästerung! ertönte die fürchterliche Stimme.

Ihr redet Euch ums Leben, das wir Euch retten wollten, wenn Gott es will! Enthüllt dem Verstockten sein Verbrechen.

Einer der Mönche brachte einen Kasten voll Bücher herein, stellt' ihn auf den Tisch und legte die Bücher auseinander.

Kennt ihr diese Bücher? fragte der Großinquisitor.

Ich nahte. Ja, ich kenne sie, sie sind aus meiner Bibliothek. Ich hoffe, es ist kein Verbrechen sie zu besitzen.

Habt Ihr die in den vorliegenden Büchern unterzogenen Stellen mit eigener Hand bezeichnet?

Ich bejahte es.

Sind die hin und wieder zerstreuten schriftlichen Anmerkungen von Euch?

Auch dieses bejahte ich.

Nahet und nennet die Bücher, rief er einem der Diener

zu. Es waren: ein Koran, einige andere arabiſche Schriften, unter denen ſich Algazeals Apologie des Mahometismus gegen das Chriſtenthum befand; ein Lukrez von der Natur der Dinge, und einige philoſophiſche Schriften des Cicero und Seneka. Nun erſt fuhr das Erinnern, wie dieſe Bücher in ihre Hände gekommen, mit einem peinlichen Stiche durch mein Herz. Oft beſuchten mich die zwei Verräther in meiner Bibliothek, durchwühlten meine Bücher, bewunderten meinen Fleiß und ſagten mir Schmeicheleien über die erläuternden Noten, die ich hin und wieder an den Rand geſchrieben hatte. Selten vergaßen ſie hinzuzuſetzen: es ſey mit dieſen gefährlichen Büchern, wie mit dem Gifte, mit welchem man behutſam umgehen müßte. Da ſie nun kein ander Mittel finden konnten, mich aus dem Wege zu räumen, ſo nutzten ſie dieſe Entdeckung. Dieſer Zuſammenhang von Verrätherei, die ſichere Mitwirkung des Königs, die ich darin wahrnahm, das Gefühl, daß ich vor Männern ſtand, die mir den unſchuldigſten Zeitvertreib zu Verbrechen machen mußten, weil der Tyrann und ihre, den Verſtand des Menſchen niederdrückenden Grundſätze ſie dazu aufforderten, die Gewißheit eines fürchterlichen Schickſals, das Andenken an deine unglückliche Mutter — alle dieſe Empfindungen und Betrachtungen überfielen mich ſo gewaltig, daß kaltes Erſtarren mich durchdrang. Nur in der Tiefe meines Herzens fühlte ich einen ſchrecklichen, peinvollen Schmerz — es ward finſter vor meinen Sinnen — ich glaubte, mein Leben löſe ſich auf — o mein Sohn, die rauhen Hände ihrer Diener, ihr Geſchrei voll Haß und Drohung riſſen mich aus der Ohnmacht, in die ich mit

dem Wunſche hinſank, nie wieder zu erwachen. Laß mich von ihrem Unſinn, ihrer Härte ſchweigen. — In jedem Worte meiner Vertheidigung fanden ſie ein Verbrechen mehr. Man führte mich in den Kerker zurück, den nun die ſchwache Flamme einer Lampe erleuchtete; die Zeit meines Aufenthalts darin konnt' ich nur an meiner Qual, an den ängſtlichen Schlägen meines Herzens, an den Seufzern über das Elend deiner Mutter zählen. Ich wußte, daß ſie ſeit einigen Monaten ſchwanger ging, ſchauderte vor ihrer Gefahr und vergaß die meine.

Zum zweitenmal ward ich vor die Richter geführt; einer von den Unmenſchen las mit kalter Stimme den Spruch: die Kirche verdamme mich, im Namen Gottes, zum Beſten meiner Seele geblendet zu werden, um nicht mehr die gefährlichen Bücher leſen zu können. Laß mich ihre, Gott, die Natur und die Menſchheit läſternden Ermahnungen und Drohungen nicht wiederholen — einer ihrer Henker trat herbei — ein glühendes, ſpitziges Eiſen haltend —

Raphael. O mein Vater — deine Augen — deine koſtbaren Augen — (Er deckte mit ſeinen Händen ſeine Augen, als fühlte er das glühende Eiſen darin wühlen.)

Roderiko. Das Blut floß über meine Wange mit der Sehkraft — mit dem Lichte — und ich wankte geblendet, unterſtützt von den Dienern, nach dem Kerker zurück. Das Gefühl des Lebens ſchien mir entflohen — ich ſank in der Dunkelheit hin — mein Angeſicht voll ſtarren Bluts, meine Hände, mein Gewand voll ſtarren Bluts hörte ich meine Seufzer an den Mauern wiederſchallen.

Halte deinen Schmerz, deine Wuth zurück, mein Sohn; ich that es damals, seufzte und ließ mein Herz weinen, denn die Quelle der Thränen war zerrissen mit der Quelle des Lichts — ich konnte nicht mehr über mein und andrer Elend weinen. Nur in dem Gedanken fand ich Trost, daß mich deine Mutter nicht in diesem Zustande sähe. Man wusch endlich meine blutenden, schmerzenden Wunden und legte Heilbalsam darauf. So erwartete ich in düsterm Gram den Augenblick, worin der unsterbliche Geist sich aus dieser peinlichen Finsterniß erheben, in die Gefilde jener Welt sich schwingen würde, wo diese Augen wieder aufgethan würden und sich am neuen Licht ergötzen sollten. Jedes Geräusch, jeder Schlag verkündigte mir ihn. Darüber seufzt' ich nur noch, daß ich unter den Todten lebte — ins Grab gehüllt lebte und mich denken konnte. Ja, weine nur, mein Sohn! damals wünscht' ich mir Thränen, jetzt wünsch' ich mir Thränen, um mein vergangenes Leiden mit dir zu beweinen. Dunkel waren meine Augen — vertrocknet war die Quelle der Thränen, keine einzige kühlte die verzehrende Glut — keine fiel auf das zerspaltete, blutende Herz — wie der unglückliche Oedip stand ich in dunkler Nacht, und in meiner Seele erschallten seine Klagen, seine Flüche zurück, die ich einst gelesen:

O wehe! wehe!
Ach! Ach ich Unseliger, wo
Irr' ich umher, und von wannen kommt,
Schwebend auf Fittigen, eine Stimme zu mir?
O mein Glück, wohin bist du entflohen?

Wehe! Wehe! O Graun der Nacht!
O scheuſalbelaſtete Finſterniß
Die nicht hemmt Schranke, noch Kraft! — Ach wie tobt
Der Erinnerung und der Qual Stachel in mir.

Raphael. Wehe! Wehe!

Roderiko. So ſaß ich auf dem feuchten Boden und der Jammer nagte an meinem Herzen. Endlich erſcholl eine drohende Stimme in meinen Ohren: „Don Roderiko, man wird Euch mit dieſer gelinden Züchtigung entlaſſen, in Hoffnung Eurer Reue und Beſſerung. Rettet Eure Seele und ſeyd behutſam; das heilige Gericht ſtraft den Frevel auf Erden, um den Sündern die Ewigkeit zu ſichern. Schweigt von dem, was Ihr gehört, was Ihr geſehen, was Euch widerfahren iſt! An Euch, an Eurer Gemahlin, an Euren Kindern, an jedem, dem Ihr es vertraut, wird das heilige Gericht die Entdeckung blutig zu rächen und zu ſtrafen wiſſen.“

Ich mußte Schweigen geloben. Man faßte mich unter den Armen und riß mich fort. Keiner ſprach, keiner beantwortete meine Fragen. Ich verwundete meine Füße, ungewohnt den Blinden zu tragen, an dem Pflaſter, über das ſie mich mehr zogen, als führten. Hoffnung und Angſt trieben gewaltſam mich vorwärts — ich war athemlos und der Schweiß rann über mein Angeſicht. Ich hörte ſie an einer Thür klopfen — ſie öffnen — leiſe die fürchterlichen Worte: im Namen des heiligen Gerichts, ausſprechen. Die kalte Hand des Todes erſtarrt den nicht ſchneller, nach dem er greift, als dieſes Wort den Horcher. Ich hörte den fliehen, der geöffnet hatte. Man führte mich aufwärts — verließ mich

in einem Zimmer, ohne mir zu ſagen, wo ich mich befand. Ich rief mit bebender Stimme: „wo? wo bin ich? wer iſt um mich? wer erbarmt ſich des unglücklichen Blinden?“ Raphael, ich hörte den Schrei erſtaunter Freude — er durchbebte meine Seele — es war die Stimme deiner Mutter. Ich fühlte ſie in meinen Armen — ich war ſehend — lebte — meine Seele ſah, mein Herz ſah. Ich vergaß meinen Zuſtand, den Eindruck, den er auf ſie machen mußte und erwachte nur aus dem Traume meines Glücks, als ich den Schrei ihres Jammers hörte — als ich vernahm, wie ſie neben mir hinſank. Ich ſchrie um Hülfe — ach, nun fühlte ich die Finſterniß zwiſchen ihr und mir. Mein Suleimä kam. Deine Mutter lag leblos da; man trug ſie auf ihr Ruhebett und leitete mich dahin. Bald vernahm ich ihren Jammer, hörte, wie ſie ſich als die Urſache meines Unglücks anklagte, fühlte ihre Thränen unter meinen zitternden Händen. Ich liſpelte Suleima zu, die Diener zu entfernen, ſprach gelaſſen über meinen Verluſt und bedeutete ihr, daß wir durch Klugheit noch ſchrecklicherm Uebel zuvor zu kommen ſuchen müßten. Unbedachtſam fragte ich, ob es Tag oder Nacht ſey, weil ich wünſchte, daß man deinen Bruder bringen möchte. Ein Schrei der Verzweiflung war ihre Antwort. Suleima ſagte, es ſey noch nicht Mitternacht; aber der Knabe ſchliefe. Nur nach und nach gelang es mir, die Geiſter deiner Mutter zu erwecken, um durch mein zärtliches Bitten, ſich des Blinden zu erbarmen und durch Muth und Heiterkeit ſeiner Seele wiederum das Licht zu geben, deſſen man ihn ſo grauſam beraubt hatte. Ich erfuhr, wie nah ſie dem Tode geweſen —

wie krank, entſtellt ſie noch ſey — hörte, daß noch an dieſem Tage der Liebling des Königs, unterm Vorwand guter Botſchaft wegen meiner, gewaltſam bei ihr eingedrungen wäre. Vernimm! er ſagte ihr: „ſie würde mich bald wieder ſehen und hoffentlich würde das forſchende Aug' ihres Gemahls kein Hinderniß des Wunſches des Königs mehr ſeyn. Durch ihn ließe ihr nun der König eine Stelle als Hofdame bei der Königin antragen, die er ſie bäte, um meinetwillen, nicht auszuſchlagen. Jetzt habe ihr Gemahl nur die Ahndung der Kirche verdient, ſie möge ſorgen, daß er nicht unter die Ahndung eines ſtrengern Rächers, eines Rächers verſchmähter Liebe fiele."

Raphael. Und er lebt, mein Vater? lebt noch?

Roderiko. In meinem Buſen glühte die Rache; aber dem rächenden Stahl fehlte meiner Augen Licht, ihn nach ſeiner Bruſt zu leiten.

Raphael. Und er lebt?

Roderiko. Ich denke, er lebt. Groß und mächtig, bis ihn die Vergeltung ergreift.

Raphael. Wie heißt er? Nenne mir ihn!

Roderiko. Er — nein — ich will ihn dir nicht nennen. Ueberlaß dem Schickſal die Rache, dich kann ſie nur unglücklich machen.

Raphael. Rache! Was iſt Rache? mein Vater!

Ein neues ſchmerzliches Gefühl durchdrang den Jüngling. Bisher hatte er die Rache nur dem Namen nach gekannt. Jetzt ergriff ſie ihn, daß er aufſprang von ſeinem Sitze — ſeine Augen glühten — ſeine Fäuſte zogen ſich

zuſammen und der erſte wilde, fürchterliche Ton drang aus ſeiner Bruſt.

Raphael. Wenn dieß Rache iſt, mein Vater, was ich nun empfinde, ſo nenne mir ſchnell dieſen Mann, daß ich an ihm, ſeinen Kindern und Kindeskindern das thue, wozu ich mich getrieben fühle.

Roderiko. Forſche nicht! ſieh — fürchterliche Erſcheinungen ziehen ſich bei deinem wilden Geſchrei vor den Geiſt des Blinden! Dunkle, quälende Weiſſagung drängt ſich aus meinem Herzen herauf! Soll dein Schickſal ſich aus dem meinen entwickeln? Wehe! Wehe dem Manne, zu deſſen Geſchick ein unglücklicher Zufall, ſchon vor ſeiner Geburt, die Fäden des düſtern Gewebes geſponnen hat! Laß mich durch meinen Tod das meine ganz zerreißen. Mit mir ſterbe die Geſchichte meines Elends, daß kein neues daraus für dich entſpringe. Bekämpfe das, was nun in deiner Bruſt tobt, weiche dem Ungeheuer aus, das auch dich ergreifen möchte. Sollen meine Leiden nicht mit mir enden? Soll ich ſterben und mit dem letzten Hauche des Lebens dir neues bereiten? Soll ich mich am Grabe deiner Mutter, an dem meinen anklagen und mich ſtrafen, dir eröffnet zu haben, was dir zur Warnung dienen ſollte? Raphael, nie ſollſt du den Namen dieſes Mannes erfahren. Kein Sterblicher kann dir ihn nennen, nur Suleima weiß, was ich dir vertraue, aber Suleima hat ſich hier durch einen Eid gebunden, dieſes Geheimniß nie, auch dir nicht zu eröffnen.

Faſſeſt du die Gründe?

Raphael. Ich faſſe ſie, mein Vater; aber wer ſteht

dir dafür, daß der Zufall mir nicht entdecke, was du mir verbirgst! Vielleicht, daß die Vergeltung meines Arms will, daß ſie mich zu deinem Rächer beſtimmt hat.

Der Greis verſank einen Augenblick in tiefes Nachdenken: „will ſie deinen Arm, ſo wird ſie dich leiten; aber ſchweigen will ich. Laß mich meinen Geiſt abwenden von den dunkeln Bildern der Zukunft — wer hält die Rache des Schickſals auf? Wer den Pfeil, den die Vergeltung in dem Augenblick aus dem Köcher zieht, da das Verbrechen begangen wird? Abgeſchoſſen fliegt er durchs Dunkel, bis er ſein Ziel erreicht. Auch ihn wird er nicht verfehlen. — Höre! Alles hatten wir von einem König zu fürchten, der aus Haß und Eiferſucht ſeinen eignen Sohn ermorden, ſeine junge Gemahlin vergiften ließ! der durch dieſe grauſame an mir begangne That mir zeigen wollte, daß noch ſchrecklichere uns bevorſtänden. Ich ſah keine Rettung; mit Einwilligung deiner Mutter entdeckt' ich Suleima unſere Lage. Er ſann nach, fand ein Rettungsmittel und ſchlug uns vor, in einigen Tagen Madrid zu verlaſſen, das bekannte Gerücht von der Krankheit deiner Mutter zu nutzen, ſie einige Zeit nach unſrer Ankunft in Kaſtellmanſor für todt auszugeben, das Leichenbegängniß zum Schein zu halten und ſie in dieſer Moſchee zu verbergen, bis die Umſtände ſich änderten. Für eine treue Wärterin aus ſeinem Volke nahm er über ſich zu ſorgen. Deinen Bruder, der erſt vierzehn Monat alt war, ſollte man unter dem Vorwand, man habe ihn Verwandten zur Erziehung übergeben, der Mutter laſſen. Kaum hatte er das Nähere von der Lage dieſer Gruft und der Gewißheit, unentdeckt hier leben zu

können, beſchrieben, als deine Mutter rief: „Suleima, in eine Höhle der Pyrenäen! in eine Kluft der Erde! wohin ihr wollt, nur rettet meinen unglücklichen Gemahl! Ruhe und Sicherheit vor den Verfolgungen der Menſchen iſt alles, was ich wünſche!“ Wir führten ſchnell ſeinen Entwurf aus. Voll Freude und Muth ſtieg deine Mutter in dieſe Gruft, die ſie als ihr Grab begrüßte. Jede Nacht leitete mich Suleima zu ihr, wir vergaßen hier der Welt. An ihrer Seite vergaß ich den Verluſt meiner Augen und es gelang mir, ihre Thränen darüber, ihre Klage, mein Unglück verurſacht zu haben, zu ſtillen. Der Tod deines Bruders vernichtete dieſes Glück, er entriß den Troſt der Einſamkeit und öffnete die kaum geſchloſſenen Wunden wieder. Er war der Erſte, der dieſen Ort zum Grabe weihte. Hier ſaßen wir Hand in Hand, als ihn Suleima hinunter ſenkte. Die Freude kehrte nur dann wieder, als du das Licht erblickteſt. Dich hab' ich nie geſehen, aber mein Geiſt dachte und ſah bald dein Bild. Oft, wenn ich leiſe dein Angeſicht befühlte, die Züge unter meiner Hand zu merken glaubte, däuchte mich, ich fühlte, ſähe den Umriß deiner Mutter, ihre Mienen, ihre Züge; nur kräftiger, ſchärfer ausgedrückt. Aus deinen Tönen erklang mir ein ſanfter Wiederhall ihrer Stimme, und oft, als du noch ein Knabe warſt, ward ſie dem Blinden zur ſüßen, wehmüthigen Täuſchung. Selige, die du uns umſchwebſt, du haſt mich zum Grabe hingeleitet, leite nun dieſen, dein Ebenbild, durchs Leben; dir übergeb' ich ihn! Raphael, der Geiſt des Gerechten vergeht nicht, auch ich werde dir nah ſeyn — ſo nah, wie ſie mir es war. Weine nicht; Vereinigung folgt

auf dieſe Trennung — und ich werde mich dort an deinem Anſchauen ergötzen, deſſen mich hier die Grauſamen beraubt haben; denn dort ſingt unſer Pindar, ſtrahlen dem Redlichen Nächte nicht minder als Tage die Sonne.

Ich hoffte nun, deine Mutter würde ſich durch dich wiederum froh ans Leben ſchließen und dein Daſeyn würde ihr die düſtre Einſamkeit erheitern — ach, die Schreckensſcenen hatten ihren zarten Leib zu ſehr erſchüttert. Siech waren ihre übrigen Tage. Mit leiſen Schritten nahte ihr der Tod. Langſam löste er das Band des Lebens auf. Drei Jahre nach deiner Geburt bezeichnete ſie hier ihr Grab und liſpelte mir zu: „hier würde ſie meiner harren und der heimgegangene Knabe zwiſchen den beiden dann nur Glücklichen ruhen. Bald darauf ſchlummerte ſie in meinen Armen ein, wie ich in deinen einzuſchlummern hoffe.“ Suleima bereitete ihr Grab, verfertigte die Leichenſteine. Ich ſaß ſtumm an ihrer Seite und hörte ihn die Erde öffnen. Wir ſenkten ſie hinab. Mein Seufzen, mein Jammer, deine Thränen, dein Ruf nach der zärtlichen Mutter, deren Schweigen du nicht begriffſt, waren der Leichengeſang, und nur da verloſch ganz das Licht meiner Augen.

Nach einer Pauſe, die nur das Schluchzen Raphaels unterbrach, fuhr Don Roderiko fort:

„Mein Sohn, du haſt durch deine Liebe das erloſchene Licht wiederum erweckt, mir den Reſt meines Lebens zur Wonne gemacht. Ich führte dich bald darauf in das Schloß zurück, jeder hielt dich für deinen Bruder, und ich beſtätigte dieſen Wahn dadurch, als hätte dich Suleima von unſern

Verwandten abgeholt. So hat mich deine kindliche, treue Liebe unter seligen Gefühlen dem Tod entgegen geführt; das Leben floß mir an deiner Hand dahin, ohne daß ich es merkte. Du machteſt mir die Finſterniß helle, liehſt mir deine Kraft und erwärmteſt mein bekümmertes Herz an der ſchönen Glut deiner Jugend. Nimm meinen Dank dafür, mein Sohn! Da ich an dem Grabe deiner Mutter flehte, es möge nun mein inneres Licht verlöſchen, gedacht' ich nicht, daß ich einſt an deiner Seite das Leben ſegnen würde. Leicht vergißt der die Menſchen und die Wunden, die ſie ihm geſchlagen haben, der ein ſolches Weib, einen ſolchen Sohn hat. Nun lege deine Hand in die meine — ſieh, meine Kraft hat mich verlaſſen; nah fühl' ich mich dem Abſchied, nah der Vereinigung mit deiner Mutter. Verſprich mir, mich hier an ihrer Seite zu begraben, ſo daß dein Bruder zwiſchen uns beiden ruhe, und verſprich mir, dieſes Grab als das Beſte deiner Erbſchaft zu ſchützen. Deine Mutter hat es zur ſeligen Ruhe der Tugend geweiht, auch dein Vater wird es dazu weihen. Laß dir dieſe Stätte heilig ſeyn, daß unſre Geiſter ſie und dich mit Wohlgefallen umſchweben mögen."

Raphael drückte ſchluchzend ſeine Hand und ſtammelte — ich verſprech' es dir, mein Vater.

Roderiko. Niemand ſoll mich ſterben ſehen, als du. Wenn ich eingeſchlummert bin, ſo nimm das Siegel, das den Eingang verſchloß und überſende es in das Gebirge unſerm treuen Suleima. Er wird zu dir eilen, ſobald er es erkennt und alles Uebrige ſo beſorgen, daß keiner der Bewohner des Schloſſes und der Nachbarn das Geheimniß ahne. Vertraue

ihm, in ihm hab' ich gefunden, was ich in dieſen Scheinchriſten vergebens ſuchte: einen treuen, klugen, muthvollen Freund. Auch dir iſt er es, wie du weißt und wird dir es noch mehr ſeyn, wenn ich nicht mehr bin. Sein Schickſal iſt von ſeiner Jugend auf an das Schickſal unſers Hauſes gebunden. Nie wird er ſich davon trennen.

Gib mir nun deinen Arm und leite mich zurück. Ich begreife dein ſtummes Erſtaunen über das, was du gehört haſt. Komm zur Ruhe, ich bedarf ihrer, du bedarfſt ihrer. Er ſtand gedankenvoll an dem Grabe, lächelte dann heiter und ſagte: „bald kehre ich wieder, um mich nicht mehr von dir zu trennen."

Am Ausgang der Gruft gebot ihm der Greis, das zerbrochene Siegel zu ſich zu nehmen, die Marmorplatte zu bedecken und alles in den vorigen Stand zu ſetzen. „Die Oeffnung, Raphael, ſagte er, „bleibe unverſiegelt, bis du ſie mit deinem Siegel ſchließeſt."

Raphaels Empfindungen äußerten ſich nur in Thränen.

4.

Das Herz des Jünglings war durch die Erzählung ſeines Vaters zerriſſen, ſein Geiſt verdunkelt, die ſchönen Träume verblichen. Er ſah mit Entſetzen auf die Menſchen. Angſtvoll blickte er auf ſeinen Vater mit düſtrer, weiſſagender Ahnung auf die Welt, die nun vor ihm lag, wie ein dunkles Chaos, welches das Licht ſeines Herzens nicht mehr erleuchten konnte. Was er bisher gefühlt, von den Menſchen gedacht hatte, konnte er mit der Erzählung ſeines Vaters nicht in Einverſtändniß bringen. Vor ſeinen Augen ſchien ihm dieſes Chaos

in willkürlicher Verwirrung zu ſchwimmen, ohne Leitung, Aufhalten und Zurechtweiſen, und alles dieſes gab ſeinen empörten Geiſtern eine Stimmung, deren Gefährlichkeit nur ſeine Grundbegriffe über Gott, ſeine reine moraliſche Kraft, die Güte, Sanftmuth ſeines Herzens, das Ergeben und die Lehren ſeines Vaters mildern und beſiegen konnten. Unruhig wälzte er ſich auf ſeinem Lager an der Seite ſeines ruhig ſchlummernden Vaters. Er ſah und fühlte gegenwärtig die Leiden ſeines Vaters, ſeiner Mutter. Die Vorſtellung davon ſchreckte ihn auf, wenn er einen Augenblick ermüdet in Schlaf verſank. Nur das Gefühl, Rache an dem zu nehmen, der dieſe Leiden verurſacht hatte, trieb die von Schmerz erdrückten Kräfte auf. Wenn er aber eine leichte Bewegung ſeines Vaters vernahm oder ihn ſchwerer athmen hörte, ſo durchfuhr kaltes Erſtarren ſein Herz und der Gedanke des nahen Verluſts verſchlang alle andere Empfindungen. Nur in dem Wunſche, der Hoffnung, mit ihm zu ſterben, einer Welt mit ihm zu entfliehen, wo der Edle ſolchen Lohn ſeiner Rechtſchaffenheit gefunden, von welcher er für ſich keinen beſſern erwartete, weil er fühlte, daß er ihm gliche, fand er Troſt.

Der Greis fühlte die Wirkung, die ſein Schickſal auf den Jüngling gemacht hatte, und er ſtrebte, die noch wenigen übrigen Tage ſeines Lebens ſein Herz durch ſanfte, milde und weiſe Geſpräche zu beruhigen. Thränen waren Raphaels Antwort. Unauslöſchlich war der erſte Eindruck; ein düſtrer Schleier hüllte die Seele des Jünglings ein, den der zärtliche Greis nicht mehr gänzlich entfernen konnte. Oft ſagte er ihm: „mein Sohn, verlaß die Unglücklichen nicht, denen noch

ſchrecklichere Verfolgungen bevorſtehen; doch gehe mit Behutſamkeit zu Werke und beraube ſie nicht deines Beiſtands durch kühne, trotzende Thätigkeit. Bedenke, daß du, wie dein Vater, zu einer Zeit, in einer Zeit, in einem Lande lebſt, für das wir nicht geboren zu ſeyn ſcheinen. Sieh dich als eine Pflanze in deinem Vaterlande an, die man darum aus dem Boden gewaltſam reißt, daß ſie den gewöhnlichen nicht durch ihre fremde Geſtalt ſchade. Fordere und erwarte wenig von den Menſchen, fordere, erwarte viel von dir. Sey ein ſtrenger Richter gegen dich, ein milder gegen die Gebrechen und Schwächen andrer. Vergiß nie, daß ſie die meiſten darum an ſich haben, weil ſie diejenigen mißleiten und mißbrauchen, denen ſie ihr trauriges Schickſal unterworfen hat. Groß iſt dein Herz, voll edler Kraft, gebildet dein Verſtand geſtimmt zu ſtillem, reinem Genuſſe. Eile, wenn ich einſchlummert bin, ins Leben, deine Stärke zu verſuchen, die Unglücklichen rufen dich. Sey gerecht, ſey wahr, bleibe deiner würdig, dann werden weder die Menſchen, noch das Schickſal dich niederbeugen können.“ Seine Seele erglühte, wie in der vollen Kraft der Jugend, wenn er ihm von der Wiedervereinigung in jenem Leben ſprach und ihm zuliſpelte: nur durch edle, gute Thaten könnte er ihr Wiederſehen bewirken.

Eines Abends rief er ihm zu und ſagte ihm mit matter Stimme: „Raphael, beinahe hätte ich vergeſſen, dir einen wichtigen Umſtand mitzutheilen. Du weißt, welches Geheimniß deine Geburt umhüllt. Du tratſt in den Namen und die Rechte deines verſtorbenen Bruders, du wirſt für ihn gehalten. Du biſt frei; dich hat keine Sekte zum Sklaven ihrer

Meinungen geeignet. Dich hat nicht die Hand des Priesters zum Haß gegen deine Brüder, zur unnatürlichen Trennung von ihnen eingesegnet! Der sprach- und empfindungslose Säugling ward in dir zu keinem Bund verpflichtet. Als ich dich empfing, weiht' ich dich der Natur, der Menschheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieses und mein Grab seyen deine Geheimnisse! Du verstehst mich!"

Raphael. Ich verstehe dich, mein Vater und danke dir. Keinen dieser Götter, denen du mich geweiht hast, will ich verläugnen. Will ihnen mein Leben weihen, um dir zu gleichen, um wie du zu sterben.

Der Greis drückte seine Hand, führte sie zu seinem Herzen, zu seinen Lippen. „Mein Geist versiegelt den Bund mit dem deinen — und ich fühle den Geist deiner Mutter in dem Bunde. Wahrlich, wahrlich, der Mensch, der diesen Bund rein hält, ist ein heiliges, erhabenes, unsterbliches Wesen! Ich entferne mich von dir, ohne von dir zu scheiden."

Er versank bald darauf in den dumpfen Schlummer, welcher der nahen Auflösung vorgeht. Unschuldvolles Lächeln schwebte oft um seinen Mund — Gefühl der Unsterblichkeit goß sich über seine Stirne. Raphael lauschte bebend auf seine Bewegungen; seine Seele folgte der Seele seines Vaters. Einigemal erwachte der Greis aus seinem dumpfen, schweren Schlummer — sein schon verschlossenes Ohr schien sich zu öffnen und er horchte betroffen auf das Schluchzen, den schweren Athem seines Sohns — er faßte seine Hände — bemühte sich zu reden — seine Zunge war erstarrt. Die Gewalt des Todes hemmte seine äußeren Sinne. Nur einige

Augenblicke vor seinem Scheiden lösten sich noch einmal die schweren Fesseln, er richtete sich auf und rief mit freudiger Stimme folgende Worte aus dem Oedipus, den ihm noch vor kurzem sein Sohn gelesen, die er seither oft wiederholte, die immer in seinem Geiste schwebten:

Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!
Und Todesgötter schlossen unter ihm
Der Erde Mutterschooß wohlthätig auf!
Er ist hinweggenommen, ohne Schmerz
Und ohne Krankheit, ohne Seufzer.

Er sank zurück — spürte den Athem seines Sohns an seinen Wangen — seine Lippen an den seinen —

In dieser letzten Umarmung erwachte noch einmal die Kraft des Greises aus dem Todesschlummer. Er richtete sich auf, seine Stirne heiter und seine geblendeten Augen gerichtet auf den bebenden Sohn. Dann rief er mit dem Tone des Entzückens:

Raphael, sanft hat der Tod meine blinden Augen geküßt, unter seinem Kusse haben sie sich geöffnet — ich sehe — sehe die lichten Gefilde der Unsterblichen — deine Mutter in den Gefilden —

Raphael antwortete in hastigem, freudigem Entzücken:

Du siehst, mein Vater! siehst — sprichst und lebst —

Roderiko. Ich sehe — sehe dich vor meinem Hinscheiden — du bist das letzte süße Bild, welches meine von dem Tod geöffneten Augen erblicken.

Mit Wonne schien er Raphael anzusehen und sanft

berührte er seine Wangen, seine Stirne, den ganzen Umriß seines Gesichts.

„Ja, fest drückt sich das geliebte Bild meinem scheidenden Geiste ein. Es wird mir in die blühenden Gefilde folgen, und ich werde der Mutter nun sagen können, wie schön, wie rein dein Herz und deine Seele auf diesem lieblichen Angesicht strahlen.

„Dank dir, Geber des süßen Lichts, daß du, im letzten Augenblick meines Lebens, deine Sonne noch einmal gegen mich gewandt hast. Sie umleuchtet strahlend mein Grab; es ist das Licht der Unsterblichen und auch deine Thränen um mich glänzen in diesem Lichte. O, laß alle deine Thränen, die dir künftig der Schmerz abnöthigt, in diesem Lichte glänzen.

„O herrliches Licht! erhabene Aussicht! — deine Mutter schwebt heran, mich zu empfangen — Raphael, in deinen Zügen erblick' ich die Hoffnung, daß wir wieder vereinigt werden, daß wir uns nur auf kurze Zeit trennen. Erhalte sie rein, wie ich sie jetzt sehe! — Nun drückt der Tod meine Augen wieder fest zu und in mein Gehör schleicht leises Säuseln deiner Seufzer —"

Sanft löste sich der Geist des Edeln — er lächelte, verschied —

Raphael kniete leblos an seiner Seite — sein Haupt war gesunken auf die Brust seines Vaters. Bald erscholl der Jammer der Hausgenossen in dem Schlosse, verbreitete sich in die Hütten. Jeder beweinte einen Vater; die unglücklichen Mauren sahen sich für verwaist an und riefen zu dem Gott ihrer

Väter: hinweggenommen haſt du den einzigen Freund deinem zertretenen Volke!

5.

Ein Bote eilte mit dem in einem Briefe verſchloßnen Siegel des Grabes nach dem Gebirge. Dort hatte Suleima, nach der Weiſe der Altväter ſeines Volks, eine kleine Gemeinde verſammelt, der er als Richter und Prieſter vorſtand. Der Bote traf ihn ſitzend vor der Hütte mit ſeinem Sohn und ſeiner Tochter. Er erkannte das Siegel und fühlte die Bedeutung. Einige Augenblicke verhüllte er ſein Angeſicht, dann ſah er mit naſſem Blicke auf ſeine Kinder: „der edelſte Mann in Spanien, der Retter, der Freund eures Vaters, der Beſchützer unſers Volks iſt verſchieden. Sattle ein Thier, mein Sohn, daß ich eile, ihn zur Erde zu beſtatten.“ Er folgte dem Boten und fand Raphael bei der Leiche ſeines Vaters. Immer ruhten ſeine Augen auf dem heitern, ſeligen Angeſicht des Greiſes. Suleima faßte ſtillſchweigend die Hand des Jünglings, kniete nieder und küßte die Stirne des Erblichenen. Raphaels Empfindungen erwachten bei dem Schmerze Suleimas. Er flog in ſeine Arme, drückte ihn wider ſeine Bruſt — zum erſtenmal konnte er weinen über ſeinen Verluſt. Er deutete hin auf den Schlummernden.

Suleima. Er ſchlummert den ruhigen Schlaf des Gerechten, mein Sohn! Verſchwunden iſt jedes peinliche Gefühl, nur die Erinnerung des Glücks, das von Euch ihm kam, nur die Empfindung der Unſchuld ſeines Lebens ruhen in ſeliger Heiterkeit auf ſeinem ehrwürdigen Angeſicht. Es war ein edler Mann — in Euch ſeh' ich ihn in junger Kraft aufleben.

— Ich weiß, was Ihr ihm wart.

Ihm gehörte mein Leben, Don Raphael, nun gehört es Euch. Empfangt mich vor ſeinem Angeſicht, ſein Geiſt wird die Verbindung ſegnen.

— Ich kann Euch jetzt nichts ſagen, Euch nicht danken, ich weiß, was Ihr ihm wart, was Ihr mir wart in jenen trüben Tagen.

Suleima forſchte nach den Umſtänden ſeines Todes, erkundigte ſich, wie weit Don Raphael von den Geheimniſſen unterrichtet ſey. Die Augen auf die Leiche geheftet, erzählte er ihm, was von dem Augenblick vorgefallen, ſeitdem er ihn in die Moſchee geführt und was er ihm in Anſehung des Begräbniſſes befohlen.

Die Beſorgung des Scheinbegräbniſſes nahm Suleima über ſich; aber in der feierlichen Stille der Nacht trugen der Sohn und der Freund den edlen Dulder durch den geheimen Gang und ſenkten ihn tiefſchweigend in die Gruft. Weder Klage, noch Seufzer, noch Thränen erleichterten das Herz bei dem traurigen Geſchäfte. Nur ein Schrei Raphaels ertönte an den einſamen Mauern, als der erſte Wurf der Erde von Suleima's Schaufel auf dem Sarge erſcholl. Da ſank er nieder und verhüllte ſein Haupt.

Als nun Suleima den Denkſtein beſorgt hatte, legten ſie ihn auf das Grab, verſchloſſen den Eingang, und Raphael verſiegelte ihn.

Dann rief er mit feierlicher Stimme: „der Ewigkeit Geweihte! Ihr ſeyd geborgen vor den Stürmen des mühſeligen Lebens! Geſichert vor der Ungerechtigkeit, der Gewalt

der Menschen! Euch ist euer Lohn geworden, wir harren des unsern! Schlafet! Heilig sey eure Ruhestätte! Gehüllet in Geheimniß, wie euer Schicksal! verflucht sey die fremde Hand, die dieses Siegel auflöst! Kindliche Treue und Freundschaft bewachen den heiligen Ort! Zu seiner Vertheidigung fließe das Blut des Sohns!"

Suleima. Fließe das Blut des Freundes!

6.

Raphael überließ sich nun der Schwermuth. Für ihn gab es keine Beschäftigung mehr, da der hinweggenommen war, um deßwillen er sich geboren zu seyn glaubte. Er irrte in den romantischen Gegenden des Schlosses, um die Ruinen, die das Grab einhüllten, wie in dem einzigen Kreise seines Daseyns, ausser dessen Bezirke er nichts als Gefahr sah. Die Geschichte seines Vaters sank immer tiefer in sein Herz und bildete sich in dunklern Farben vor seinem Geiste. Nur ein düstres Gefühl von Rache schoß gleich Blitzen durch diese peinvolle Finsterniß. Gern hätt' er sich nach dem Urheber des Unglücks seines Vaters bei Suleima erkundigt; aber er hielt es für Verletzung, den Mann um ein Geheimniß zu fragen, das zu bewahren er durch einen Eid gebunden war.

Suleima stimmte in den jetzigen Ton seiner Seele, lockte ihn durch Freundlichkeit und Nachsicht zum Geständniß seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen. Er trat durch seine treue Freundschaft, Liebe und Weisheit so weit an die Stelle seines Vaters bei ihm, als es nach diesem ein Sterblicher konnte. Nach und nach gelang es ihm, seinen Trieb nach Thätigkeit bestimmter zu entwickeln und das in seinem Busen

ſchlummernde Feuer nach edlem Ruhm zu erwecken. Ganz in dem ſanften menſchlichen Geiſte des Greiſes ſtellte er ihm die natürlichen und erkünſtelten Verhältniſſe der Menſchen vor die Augen, deutete auf die Quellen ihres Glücks und ihres Elends und zeigte ihm, wie viel Gutes der einzelne Menſch wirken könnte, deſſen Kräfte ungefangener Verſtand und herzliche Theilnehmung an dem Schickſal ſeiner Brüder leiteten. Er vergaß dabei nicht den Genuß des Geiſtes, den wir durch erweiterte Erkenntniß der Welt und Menſchen erwerben, in Anſchlag zu bringen, ſuchte ſeinen Blick auf das Ganze zu ſchärfen und warnte ihn vor der Gefahr, ſeine Denkungsart durch einzelne, abgerißne Erſcheinungen ſtimmen zu laſſen. Dann malte er ihm mit der Beredtſamkeit, deren nur von dem Schönen und Guten durchdrungene Herzen fähig ſind, die erhabenen Genüſſe, die aus guten, eigennutzloſen Thaten und dem daraus fließenden Gefühl unſers Werths entſpringen. Raphael fiel ihm um den Hals, er glaubte ſeinen Vater zu hören, der ihn durch ſeinen Freund aufforderte, ſich durch gute, edle Thaten, durch Prüfung ſeiner Kräfte und ſeines Werths, der gehofften Wiedervereinigung würdig zu machen. Da ihn nun Suleima verſicherte, er würde die Gemeinde auf dem Gebirge einem andern vertrauen, ſeine Tochter und ſeinen Sohn kommen laſſen, die Güter beſorgen und das Grab bewachen, mit ſeinem Blute es vertheidigen, ſo entſchloß ſich Raphael nach und nach zu einer Reiſe nach Madrid, das ihm wie ein wildes, drohendes Meer vorſchwebte. Er verbarg Suleima den geheimen Wunſch nicht, ſeinen Vater an dem Urheber ſeiner Leiden zu rächen. Dieſer ſagte

ihm ernſthaft: vielleicht hat ihn das Schickſal ſchon ergriffen, überlaßt ihn der unausbleiblichen Vergeltung und folgt der Weiſung Eures Vaters. Er wußte, warum er ſchwieg, ich weiß, warum ich ſchweige. Suche, mein Sohn (du erlaubſt mir, dich ſo zu nennen), die Verwandten deines Vaters und deiner Mutter auf; deine Geſtalt, deine Geſinnungen werden dir ſie, wenn ſie ihrer Väter würdig ſind, mehr zu Freunden machen, als dein Name. Das Schickſal deines Vaters ſey dein Geheimniß, damit es nicht das deine beſtimme!

Raphael verließ Suleima mit ſchwerem Herzen, mit noch ſchwererem Herzen das Grab ſeines Vaters und den ſtillen, ſeligen Aufenthalt ſeiner Kindheit. Als er ſeine Gränzen verließ, war es ihm, wie dem verſchlagenen Schiffbrüchigen, der aus zertrümmerten Planken einen Kahn zuſammenſetzt und ſich bebend dem weiten, unbekannten Ocean überläßt. Suleima und ſeine treuen Vaſallen begleiteten ihn bis zur Sonne Untergang, dann riefen ſie ihm ihren letzten Segen nach.

Zweites Buch.

1.

Von Raphael an Suleima.

— Hier bin ich nun, mein Vater, ohne zu wiſſen, was ich bin, wo ich bin, wie ich bin, an was, an wen ich mich ſchließen, was ich fordern und nicht fordern ſoll, was ich fordern kann und darf. Alle gehen kalt, ernſt, in ſich geſchloſſen an mir vorüber; jeder ſcheint mir ſein Weſen ſo für ſich zu treiben, als ſey er allein in der Welt, und die andern höchſtens nur darum da, um ſeine Geſchäfte befördern zu helfen. Sind denn dieſe Menſchen nicht aus dem Stoffe geſchaffen, woraus wir es ſind? Ich ſeh' ihr Herz weder in ihren Blicken, Geberden, noch Worten. Sie kommen mir vor, als ſeyen ſie untereinander eins geworden, das nie zu zeigen, was uns zu Menſchen macht. Nur dann zeigen ſie es, aber auf eine für mich fürchterliche und empörende Art, wenn Verluſt, Begierde oder vermeinte Beleidigung ihre Leidenſchaften reizen. Um mich, der ich ganz außer dem Kreiſe ihres Wirkens herum zu wandeln ſcheine, kümmert ſich keiner; doch was red' ich von mir, der ich ihre Sprache nicht rede, nicht verſtehe, wohl nie verſtehen werde? Was ſoll ich nun beginnen in dieſem Gewirre, in dieſem Labyrinthe,

wo nur Gewinn, Habſucht und Ehrgeiz die leitenden Fäden darzureichen ſcheinen. Ich fürchte mich wahrlich nicht vor denen, die in dieſem verworrenen Labyrinthe herumirren; aber ich fürchte mich, mit fortgezogen zu werden, ohne den Ausgang wieder finden zu können. Warum mußte ich den Tempel der Ruhe, der kindlichen Liebe, den Ort verlaſſen, der die Gebeine meiner Eltern umſchließt? Warum mich an einen Ort begeben, wo die Bosheit, die Gewalt der Menſchen die Edlen ſo ſchrecklich verfolgte, daß ſie entfliehen, dem Licht der Sonne ſich entziehen mußten, um ſich vor ihren Verfolgern zu verbergen? Werd' ich ihnen entgehen? Werden ſie mich nicht überfallen, wie die Hunde ein junges Reh, das die Neugierde aus dem mütterlichen ſichern Buſche hervorgelockt hat? Du haſt es gewollt, und mein Vater hat es gewollt; aber was ſoll ich hier? Ich bin aufgewachſen in dem Tempel reiner Götter, welchem der mit Verbrechen und Laſter Befleckte nie zu nahen wagte, den die Einſamkeit, die Stille ſchützten. Nie hat mein Aug' kalte, untheilnehmende Geſichter, die nur wilde Begierden und eigennützige Leidenſchaften bewegen können, geſehen, wie ich ſie nun um mich ſehe. Ich ſaß zu den Füßen meines Vaters, lauſchte auf ſeine Lehren, ſeine ſanften Worte der Liebe. Wohlthun war ſein Geſchäft, mich daran zu ergötzen das meine. Nun hör' ich Tumult, Getös, Klagen der Elenden, deren der kalte Reiche nicht achtet. Ich verließ meine dunkeln Wälder, welche die Seele mit erhabenen Gedanken erfüllen; den Strom, der an unſern Felſen hinfließt; die grauen Mauern meines Schloſſes, auf denen die Zeit gedankenvoll zu ruhen ſcheint;

die umschattete Moschee, die mein heiligstes Geheimniß in sich schließt, um mich in einer finstern Stadt einzusperren, wo sich die Menschen versammelt zu haben scheinen, um einen feigen, ränkevollen Krieg gegen einander zu führen; wo keiner gewinnen kann, als wenn der andere verliert, wo Tausende im Staube und Elend schmachten müssen, damit einer von ihnen groß, reich und mächtig werde. Die stolzen Paläste erheben sich gegen die Wolken, ragen über den Hütten hervor, wie Wohnungen falscher Götzen, die knechtische Furcht, blinder Wahn gebaut haben und unterhalten. Das Thor öffnet sich, heraus springen die üppigen Pferde des Reichen, der Wagen rasselt, in welchem der Mächtige sich bläht, alles flieht, um sich zu retten, als fahre Jupiter auf seinem Donnerwagen einher. Hier hör' ich das Gelag eines Freudenmahls, die wirbelnde Musik eines Balls; dort das Geheul der Verunglückten. Alles ist hier schneidender, empörender Kontrast. Ich habe es erwartet, und mein Vater hat mich davon unterrichtet; doch kann mich dieß, konnte es ihn mit dem Anblick versühnen? Wohl fühle ich, daß die Gewohnheit mein Gefühl abstumpfen muß, bevor ich dieß ohne Pein, wenigstens ohne Aeußerung des Eindrucks auf mich ansehen kann. Sieh, dieß hab' ich eingetauscht für meine Ruhe, meine Felsen, meine von der Sonne vergoldeten Morgen und Abende. Was soll ich nun hier? Sagte nicht mein Vater, sagtest nicht du: daß Herrschsucht und Ehrbegierde die Netze seyen, worin sich der freie Mensch selbst fängt und seine Rechte verliert? Soll auch ich mich verstricken lassen, damit einige in Madrid erfahren, es lebe ein Sohn meines

unglücklichen Vaters; damit Tausende meinen Namen nennen, um ihn aus Haß und Neid zu verwünschen? Auf dem Punkte, worauf ich mich befinde, will ich unerschüttert stehen bleiben, bis ich sehe, daß ich mein Streben und Wünschen befriedigen kann, ohne daß es auf Kosten Anderer geschehe? Kann dieß geschehen? Doch du sagst, ich soll thätig seyn und meinen Werth zeigen — durch Thaten zeigen! So soll ich denn gerecht, wahr und bescheiden seyn — dem Unglücklichen beistehen, dem Schwachen meine Kraft leihen, dem Verstummten meine Zunge, dem Verzagten meinen Muth — soll beschützen und vertheidigen den Niedergedrückten gegen den Gewaltigen — o, des herrlichen, erhabenen Berufs, wie erhebt er meine Seele! Doch — nein, ich bin zu jung, um zu richten; laß mich durch stilles Wirken in verborgenen Winkeln, durch gute Thaten ein Schlachtopfer dem bösen Genius meines Vaterlands entreißen, und ich beneide Alexandern seine Siege nicht. Auch willst du, ich soll hier meinen Geist weiter entwickeln, meine Kenntniß ausbreiten, tiefer in den Menschen und die Wissenschaften dringen. Suleima, mein Vater warnte mich vor den letzten, und rieth mir, nie die Büchse der Pandora zu öffnen, die so viel Weh über die Söhne der Erde ausschüttet. Mir bleibe sie verschlossen. Aber vorwärts im Leben will ich gehen und mit festem, sicherm Schritt, ohne Rücksicht auf mich.

Ich habe einige von jenen Priestern gesehen, die ihrem Gott zu Ehren ihre Brüder heimlich martern und vor dem Angesicht des Volks verbrennen. Auch bin ich zufällig an dem fürchterlichen Gebäude vorübergegangen, wo Mord und

Wahnſinn thronen. Das Schickſal meines Vaters ſchauderte durch mein Herz. Meine Haare richteten ſich auf meinem Haupte empor, mein Blut erſtarrte. Lieber will ich in den Schlund des Orkus blicken. Gehüllt in meinen Mantel eilt' ich vorüber, und fühlte mich erſt in Sicherheit, als ich in mein einſames Zimmer trat. O mein Vater, daß ich das Ungeheuer ausſpürte, das dich dieſer Höhle des Mords überliefert hat!

— Lebe wohl, und genieße der Ruhe! Stehe mir bei mit deinem Rath. Hüte die heilige Stätte, ich habe nur einen Wunſch — ſie bald zu betreten, und ſo, wie ich ſie verlaſſen habe. In dem Augenblick, da ich dir ſchreibe, erleuchtet ſie der blaſſe Schein des Monds. — Warum hab' ich den Ort verlaſſen, wo die Geiſter der Edlen ſchweben? Wo ich ihnen nah' war, ſie zu vernehmen glaubte, ſie vernahm. In dieſem wilden Gewühle vernehm' ich ſie nicht; ſie ſind von mir gewichen, da ich die Stadt betrat, wo ſich ihr Unglück entſponn, wo vielleicht ſchon jetzt das Schickſal den Faden zu dem meinigen im Dunkeln webt.

2.

Don Raphael an Suleima.

Noch immer wandere ich hier herum, als gehörte ich zu einer andern Welt. Mein Geiſt, an Ruhe und Einfalt gewöhnt, kann ſich in dieſes Gewirre nicht finden. Die Menge der Gedanken und Empfindungen, die aus meinen Betrachtungen über dieſe Erſcheinungen entſpringen, erdrücken mich,

weil ich ſie nicht zum Einverſtändniß bringen kann. Gehört dieſe empörende Unordnung zum Gang der Geſellſchaft, da ſie ihr zum Trotz beſteht und immer vorwärts geht? Eben ſo ging mir's in dem Schauſpiel, das ich einigemal beſuchte. Alles freute ſich, klatſchte, lachte und genoß um mich; nur ich konnte keinen Theil daran nehmen, ſaß betäubt und betroffen unter der Menge. Ich trat in das Schauſpielhaus, die Phantaſie voll von dem griechiſchen Schauſpiel, das durch ſeine Einfachheit, ſeinen edlen Zweck, durch die großen vaterländiſchen Geſinnungen, das Schickſal edler Helden mein Herz emporhob und meinen Geiſt beſchäftigte. Hier ſah ich ein wildes Gemiſche von Prieſtern, Narren, Königen, Soldaten, Hofleuten, die wechſelweis auftraten, einen Schwall von Unſinn, Galanterie herſagten, ohne daß ich Zweck und Verbindung des Ganzen wahrnehmen konnte. Heilige Dinge waren mit Frevel untermiſcht, Unſittlichkeit, Schwelgerei mit ſteifem Ernſt, edle Geſinnungen mit Plattheiten, und ein Narr und ein Prieſter waren die Haupthelden des Stücks. Wahrlich man hat die Gedanken dieſer Menſchen in einen ſehr engen Kreis einzuſchränken gewußt, und ich nehme bei ihren Vergnügungen wahr, warum mich ihr Leben ſo wenig intereſſirt. Was iſt das für ein Volk, welches das Recht aufgegeben hat, über die Art, wie es beherrſcht wird, zu denken, zu reden und zu rathſchlagen? Dem man Religion und Staatsverfaſſung aufgelegt hat, wie das eiſerne Joch des gewaltigen Schickſals, und das ſeine drückende Laſt nicht mehr zu fühlen ſcheint. Sey ruhig, Suleima, ich werde mich ſchon in dem wilden Strome des Lebens zu finden und zu erhalten lernen; ſchon

merke ich, daß ſein Gebrauſe mehr den Zuſchauer ängſtigt, als den, der mit ihm dahin ſchwimmt; denn dieſer vernimmt ſein Sauſen nicht eher, als wenn er an der Klippe zerſchmettert hängt. Doch der Kampf gibt Muth, gewährt Lohn im Streben, und der Zuſchauer allein erbleicht bei der Gefahr des Wagehalſes. Dieſes bemerkte ich geſtern bei dem Stiergefecht, wo alle für einen blühenden, jungen Edelmann zitterten, während er bei der drohenden Wuth ſeines gefährlichen, brüllenden Gegners lächelte. Ein Schrei entfuhr der Menge, als das Thier gegen ihn ſprang, nur er, gewurzelt im Sattel, ſah mit kaltem, forſchendem Blick nach ihm. Ich hätte an ſeiner Stelle ſeyn mögen, ob ich gleich nicht ſagen kann, daß mir das Spiel ſo edel vorkommt, als meinen Landsleuten; aber warum ich an ſeiner Stelle hätte ſeyn mögen, will ich dir, dem ich nichts verſchweige, ohne Rückhalt geſtehen. Es war der Lohn eines Blicks von einer jungen Dame, den ich gern mit größerer Gefahr erkauft hätte. Meine Phantaſie iſt in Bewegung bei der lebhaften Erinnerung ihrer Geſtalt, und gerne würd' ich ihr zu Willen ſeyn, dir gern die Schönheit der Jungfrau durch die reizenden Bilder, die vor mir ſchweben, zu beſchreiben ſuchen; aber keines entſpricht der Empfindung. Sein Lohn war ein hohes, ſanftes Lächeln des Beifalls. Er führte ſie am Ende des Gefechts mit einer Matrone, die ihre Mutter zu ſeyn ſcheint, vom Gerüſte herunter. Ich hörte ihre Stimme — der ſanfte harmoniſche Klang zog mich nach, bis zu ihrem Wagen, wo ich ſtehen blieb, um ſie einſteigen zu ſehen. Meine Augen folgten ihren Bewegungen und huldigten der Macht ihrer

Schönheit. Sie blickte zufällig auf mich — und eine heiße Glut durchrann mein Blut. Sie sah mit einigem Ernste auf mich — ich wünschte zu verschwinden, denn gehen konnte ich nicht. Sie rief den Edelmann, sagte ihm einige Worte, und ihr Blick begegnete dem meinen über seinem Federbusch. Nach ihrer Abfahrt stand ich noch lange unter dem Volke, bis der Haufe mich mit fortriß. Einige Tage darauf sah ich sie mit ihrer Duena in der Kirche der Jesuiten. Sie ging an mir vorüber, ihr Schleier war etwas gehoben. Ich fühlte dieselbe Glut, dieselbe Leblosigkeit. Mein Betragen schien ein feines, zufriedenes Lächeln um ihren Mund zu veranlassen; ich dankte ihr in meinem Innern dafür. Nun wirft dieses Lächeln ein sanftes Licht auf meine Wanderungen und dient mir zu einem Leitstern auf diesem wilden Meere. Auch sehe ich seit dieser Zeit die Weiber mit mehrerer Theilnahme an; aber noch habe ich weiter keine gesehen, deren Gegenwart mir so wohlthätig gewesen wäre. Du wirst nun meiner spotten? Auch das — hab' ich doch den Lohn davon getragen, und kann zu Zeiten heiter über Madrid hinblicken.

Ich gehe oft in die Vorzimmer der Großen, um wenigstens die Männer von Angesicht zu sehen, die Spaniens Glück in den Händen haben. Auch besuchte ich meinen Vetter Don Alvaro, der durch seine Reichthümer, seine Stelle am Hofe ein großes, bedeutendes Haus ausmacht, wie man hier zu sprechen pflegt.

Du magst aus Folgendem schließen, ob mich seine Bekanntschaft sehr erfreuen kann. Er empfing mich mit vielem Wortgepränge, betrachtete mich genau und sagte mir viele

Schmeicheleien über mein Aeußeres, vermuthlich in der Hoffnung, ich sollt' ihm den Dank in gleicher Münze abtragen. Aber mir fielen hier die Worte Pindars ein, die mir mein Vater so oft sagte: strebe, daß man von dir sage: „schön war sein Anblick und seine Thaten schändeten seine Gestalt nicht." Da nun die meinigen meine Gestalt zwar nicht schänden, aber auch noch nicht empfehlen können und ich von den seinen gar nichts wußte, so schwieg ich still. Doch wollt' er den Stummen zum Reden bringen und war sehr verschwenderisch mit Versicherungen von Freundschaft, ließ sich sehr angelegen seyn, mir die Wege vorzuzeichnen, die ich unter seiner Leitung gehen müßte, um bald das zu werden, wozu mich mein Name und Stand berechtigten. Ich sagte ihm grad heraus, daß ich mir keines solchen Rechts bewußt wäre, daß, wenn es ein solches wirklich gäbe, es mir sehr zweideutig vorkäme, und sprach ohne allen Rückhalt, im Tone meiner Empfindungen. Er sah mich lange so an, wie man einen Menschen ansieht, der eine wild-fremde Sprache spricht, den man nicht versteht und doch gern verstehen möchte. Nach diesem Schweigen, welches seine Blicke des Mitleids und Bedauerns bedeutend machten, sagte er endlich: „Don Raphael, ich sehe Eure Erziehung ist vernachlässigt und daran ist der Eigensinn Eures Vaters Schuld. Er verließ Madrid, um mit dem maurischen Gesindel auf dem Lande zu leben. Doch fasset Muth, noch ist nicht alles verloren und er starb wahrlich zu rechter Zeit für Euch. Wir wollen schon nach und nach das Rauhe abzuschleifen suchen, in das er Euch gehüllt hat."

Mein Herz fühlte einen Grimm bei dieſen frechen Worten, den ich an mir nicht kannte. Ich füllte ſein Zimmer mit einer Stimme, daß es um ihn wie ein Sturm ertönte und er zuſammen fuhr. Wie? meinen edlen Vater läſtern hören? Von ſeinen Anverwandten im Grabe läſtern hören, nachdem ihn die Bosheit der Menſchen des Lichts, des Glücks des Lebens beraubt hat, davon der Läſtrer wenigſtens den Hauptumſtand wußte, wenn ihm auch unbekannt war, wie es geſchehen? Und nun ſeinem Vater ſo nachzuſchwatzen, ohne den meinen gekannt zu haben? Den Werth meines Lebens ſo anzutaſten? — Ich ergriff die Thür, er eilte mir nach, ſuchte das Geſagte zu entſchuldigen, mit Eifer für mein Beſtes zuzudecken, nannte mich Sohn der Natur und that ſein Möglichſtes, mich durch Schmeicheleien über meine edlen Geſinnungen, wie er ſie nun nannte, zu beſänftigen. Es gelang ihm ſchlecht, er ward mir nur verächtlich; ſeine Miene gab mir die Verachtung reichlich zurück, und ſo blieben wir gegen einander ſtehen. Abermals trat er in Berathſchlagungen mit mir über das, was ich zu beginnen dächte. Beginnen? Don Alvaro, erwiederte ich — Nichts! Und was ſucht Ihr denn in Madrid? — Vielleicht, Don Alvaro, um zu ſehen, wie Leute, wie Ihr, beginnen und bei dem Zuſchauen Eures Beginnens mich von dem Eifer des Beginnens zu heilen. Er ſchüttelte den Kopf, und ſchien mich als einen Felſen anzuſtarren, auf den man nicht ſchlägt, ohne daß die Hand es fühlt. Wir ſahen einander wieder an. Endlich wollte er mich dem Könige vorſtellen, dem, wie er meinte, auch das gefallen könnte. Ich erbebte bei dieſem Namen; er legte den Eindruck anders aus

und ſagte mit der Miene eines Mannes, der mit den Schrecken der Majeſtät vertraut iſt: „fürchtet nichts, Philipp der Dritte iſt ſanfter wie ſein Vater.“ Ich ward noch finſtrer und ließ ihn nicht in ſeinem Irrthum; da aber nun einmal etwas geſchehen muß, ſo laß ihn mich zu dem Manne führen, dem das Schickſal ſo vieler Millionen anvertraut iſt. Und wo ſoll ich den Mann, den ich ſuche, anders finden, als in der Geſellſchaft eines Königs? Da ich in dieſes willigte, ſo machte er mir bald mehr Vorſchläge, nannte mir ſeine mächtigen Freunde alle, ſprach von dem Vermögen, das er hätte, mich ſchnell hinauf zu bringen und legte immer das Gewicht auf das, daß ein Mann, der mit ihm verwandt ſey und ſeinen Namen führe, nicht wie ein unbedeutender Edelmann in Madrid leben müſſe. Iſt es darum, dacht' ich bei mir, nun wahrlich, ſo ſoll dir der Sohn des Mannes, den du auf Hörenſagen im Grabe geläſtert haſt, keinen Dank ſchuldig werden. Wir ſchieden unzufrieden einer mit dem andern. Dieſes reizt mich nun nicht ſehr, die andern Vettern aufzuſuchen.

Ich muß dir ſagen, mein Vater, daß der Erzbiſchof von Valencia, in Verbindung mit dem von Toledo einen neuen Verfolgungsplan gegen euch erſonnen hat, vor deſſen Erfüllung ich zittre. Noch iſt er in Dunkelheit gehüllt. Wenn ich denke, daß der beſte, fleißigſte Theil Spaniens — ſeine Ernährer — o Suleima, was wird aus dir, aus meinen unglücklichen Vaſallen werden? — Ich ſprach an einigen Orten frei und laut darüber; und man wunderte ſich über mich. Schweigen und leiden, dieß ſcheint nun des Spaniers Loos.

An den Himmel hat die freche Hand des Prieſters die Kette befeſtigt, woran Spanien gefeſſelt iſt? Wer wagt ſie zu ſchütteln? Könnt' ich ſie herunterziehen, ich wagte es und wenn ſie mich auch zerſchmetterte.

3.

Suleima an Don Raphael.

— Deine zwei Briefe, Geliebter, habe ich erhalten. Ihr Inhalt iſt gerade ſo, wie ich ihn erwartet habe. Auf ein Herz, wie das deine, mußte der erſte Anblick des menſchlichen Lebens einen ſolchen Eindruck machen; doch ich hoffe, bald wird dir dein Verſtand einen Faden in dieſem Labyrinthe, wie du es nennſt, darreichen. Du haſt bisher in dem goldnen, von deinen Dichtern beſungnen Zeitalter, unter der Leitung deiner unſchuldigen Empfindungen, getrennt von allen fremden Verhältniſſen, gelebt und befindeſt dich nun plötzlich in dem erkünſtelten Zuſtand der Geſellſchaft, wo keiner mehr Herr ſeines Herzens und ſeines Glücks iſt; wo man die edelſten Vorzüge des Menſchen, Freiheit nnd Unabhängigkeit, für Gegenſtände des Ehrgeizes, der Gewinnſucht und noch mehr des Wahns verkauft. Freilich erkauft ſich da das Glück eines Einzigen nur durch das Unglück Vieler; aber das erlittne Unglück oder Unrecht treibt darum dieſe Vielen an, durch Induſtrie und Fleiß einen Theil des Geraubten wiederum an ſich zu reißen und ſo befördern dieſer Raub von der einen Seite und die Anſtrengung von der andern den Gang der verwickelten Maſchine. Noth und Bedürfniß machen jeden

zum Mittelpunkt des Ganzen, jeden dünkt, alles drehe ſich nur um ſeinen Punkt und die ganze Maſſe der Menſchen, die du ſiehſt, wirbelt in unendlichen Kreiſen, die ein einziger in ſeinem ungeheuren Bezirk einfaßt. Eben ſowohl mußt du nun dem Thier ſeinen aufgezwungenen Inſtinkt zum Vorwurf machen, wenn du den Menſchen tadeln willſt, daß er ſeinen Bedürfniſſen, den Befriedigungen ſeiner Leidenſchaften nachgeht, deren Aeußerungen, ſo auffallend und empörend ſie auch im Einzelnen ſeyn mögen, doch einen ſo großen Zweck erfüllen; nämlich Millionen ſtolzer, habſüchtiger, unruhiger, von Wahn-, Eigen- und Selbſtſucht getriebner Geſchöpfe in einem Punkt ſo zu vereinigen, daß ihre Sicherheit und ihr Daſeyn auf dem Spiel ſteht, ſobald ſie ſich von dieſem feſten Punkt entfernen. Dieſes iſt die eiſerne Nothwendigkeit, die auf ihrem Nacken liegt, über welche jeder klagt und die doch jeder trägt. Wenn das Herz des Weiſen auch bei den ſchneidenden Kontraſten leidet, ſo muß es der Verſtand durch die Betrachtung des erhabenen Schauſpiels, das die vereinten Kräfte ſo vieler ungleicher Weſen hervorbringen, zu heilen ſtreben. Das Schauſpiel, das die Spanier gegenwärtig aufführen, iſt nun freilich ſo erhaben nicht. Woran es liegt, das ſagen deine Briefe an mehreren Stellen. Dieſes anzuſehen und die aufwallende Jugendkraft zurückzuhalten, iſt freilich hart; aber wenn Spanien keine Heroen und Halbgötter ertragen kann, die wie dein Theſeus und Jupiters berühmter Sohn die ſchädlichen Ungeheuer erwürgten, ſo braucht es um ſo mehr gute, beſcheidne Menſchen, die leiſe ſeine Gebrechen zu heilen oder wenigſtens denen, die dadurch leiden, ſo viel ſie können,

zu helfen ſuchen. So dachte dein edler Vater und er fand unter der härteſten Verfolgung, dem bitterſten Leiden Troſt in dieſen Gedanken. Mein Sohn, ich vermag nicht die Zweifel, die dir auf deinem Wege aufſtoßen, aufzulöſen, verhüllt ſind uns Urſache, Mittel und Zweck; und nichts kann dieſen Zweifeln ihr Gift nehmen, als Güte des Herzens, Wohlwollen und Erinnerung guter Thaten. Ich lernte von deinem Vater und meine eigne Erfahrung hat ſeine Lehre beſtätigt: daß Nachſinnen über unfaßliche Dinge unſre Begriffe über die faßlichen ſelbſt verwirrt; daß es uns in Unthätigkeit verſenkt, um den Gebrauch unſerer Kräfte bringt, bis Reue, Eckel und Mißbehagen uns als traurige Gefährten übrig bleiben. Unſer Prophet, der ſo viel Großes that, ſo viel Erhabenes ſagte, löste das Räthſel mit einem Worte: Verhängniß! Dieſes Symbol drückte er dem Geiſte ſeiner Schüler auf, wollte lieber, daß der Menſch da dunkel fühlen möchte, wo es ihm hell zu ſehen nie gelingen kann. Aber er geſellte ihm die Vergeltung zu und ſagte: thue Gutes, ſammle in Zeiten eine reiche Ernte guter Thaten und denke, daß du nur dadurch dem ſtrengen Richter- und Rächeramt entgehſt. Nie werde dein Loos, den Verſtand auf Koſten des Herzens zu erweitern; aber hüte dich, bloß empfinden zu wollen.

Wenn der Menſch — doch bei dem Propheten, ich will ihn weder anklagen, noch über ihn murren, ſo lange mir die Natur lächelt und ich zu meinem Glücke etwas durch das Glück eines andern beitragen kann. Hüte dich vor einer in ſchimmernde Wolken gehüllten Chimäre von Tugend. Es geht denen, die ihr nachjagen, wie dem Ritter von Mancha, den

uns vor kurzem der geistvolle Cervantes geschildert hat, der durch die Einbildungskraft verliebt ist, ohne daß sein Herz die Liebe fühlt. Mit Verstand, Weisheit und Stärke, zu rechter Zeit und im richtigen Verhältniß gerecht und tugendhaft zu seyn, ist nicht so leicht, als daß unser schnell aufglühendes Herz, unsre rasche Einbildungskraft allein dazu hinreichend wären. Doch warum red' ich zu dem von Tugend und Gerechtigkeit, dessen Lippen sie niemals aussprechen, weil sie so rein in seinem Herzen wohnen. Wenn du einst davon reden wirst, so ist der Kampf vorüber. Der Krieger, der viel von seinen Waffen spricht, macht seinen Arm und Muth verdächtig. Wenn er nicht mehr zu Felde ziehen kann, so mag er sagen: seht, dieß ist ein gutes Schwert, es half mir hier und dort — hieb kräftig ein — drang oft durch den Stahl des Feindes und doch entstellt es keine Scharte. Dein Vater übergab dir das seine, als er verschied, und es ist in starken Händen.

Ich glaube, daß ich mehr von der Jungfrau bei dem Stiergefechte hören werde, wünschen kann ich es nicht. Hüte dich vor dieser Leidenschaft, sie ergreift selten unser Herz ohne alle unsre übrigen Kräfte zu verschlingen; ist um so gefährlicher, weil sie in dem Augenblick, da sie diese alle auf einen einzigen Gegenstand einschränkt, uns vorspiegelt, nur er sey unsers Strebens werth. Erfahrung und Mißlingen zerreißen wohl oft das Netz der Ehr- und Herrschsucht; aber was zerreißt das Netz der Liebe? O Raphael, verkaufe deine Freiheit nicht, bevor du ihren Werth hast schätzen lernen.

Ich möchte dich küssen und schelten wegen des Vorfalls mit deinem Vetter. Wie, mein sanfter, gefälliger Raphael,

deſſen Lippen nie ein hartes Wort entfiel, auf einmal ſo raſch und ſtörriſch? Doch auch dieß hab' ich erwartet, da deine Güte in deiner Stärke liegt. Sohn der Natur (laß mich dich ſo nennen, obgleich dein Vetter dieſes ſchöne Wort ohne Sinn brauchte, denn für mich hat es einen tiefen), ahme dieſer deiner Mutter nicht in ihren Stürmen nach; oder bedenke wenigſtens, daß ſie nur im Orkan daher brauſt, wenn ſie das Meer bewegen, Eichen zerſplittern und Erdſtriche erſchüttern will. Der Mann, dem du zürnſt, muß deines Zorns werth ſeyn. Was ſind dem Höfling von trocknem Herzen, zuſammengezogenen Fibern deine Empfindungen? Nie iſt der Menſch in ihm erwacht, nie hat er ſein wahres Seyn geahnet, und du zeigſt ihn ihm ſo plötzlich in ſeiner ganzen Urkraft, ſeiner ganzen Würde. Deine ſtrenge Ahndung hat er verdient, aber nicht deinen Zorn. Höre ſeine Vorſchläge geduldig an, befolge die, welche dir nützlich ſeyn können, wodurch du andern nützen kannſt. Erwarte, daß der Mann, deſſen einzige Gottheit der Wahn iſt, keinen Schritt für ſich, für dich machen wird, ohne ihm dadurch zu opfern. Warum ſollteſt du dich nicht dem Könige vorſtellen laſſen? Es iſt nun einmal ſo, daß das Loos der Völker von einem einzigen abhängen muß, er ſey ſchwach oder ſtark, klug oder thöricht. Wenigſtens kann es dir dazu dienen, in ihm und denen, die ihn umgeben, die nähere Urſache mit eigenen Augen zu ſehen, warum Spanien ſo plötzlich und raſch abwärts geht.

Der Trübſinn, den deine Nachſchrift meinem Geiſt mittheilte, verließ mich nicht, während ich dir ſchrieb. Sollte es den Biſchöfen gelingen, das ich nur zu ſehr befürchte, was

wird aus uns werden? Ist ihre Wuth noch nicht gesättigt? Haben sie uns nicht gezwungen, ihnen das aufzuopfern, was dem Menschen das Heiligste ist? Mußten wir nicht zu Heuchlern werden; mit unsern Lippen den Gott unserer Väter abschwören? Dieß alles thaten wir um des Bodens willen, worauf wir geboren sind, den wir bearbeiten, um sie zu ernähren. Wollen sie den Wahnsinn so weit treiben, die zu verjagen, die sie ernähren, die sie kleiden, durch die sie alle Gemächlichkeiten des Lebens erhalten? Leben wir nicht still? Zwingen wir nicht unsre christlichen Nachbarn zum Geständnisse, daß wir reiner in Sitten, rechtschaffener im Wandel des Lebens sind, als sie? Ruhig sehen wir sie in dem Besitze der Größe, der Macht; ertragen in Geduld ihren Hohn, ihre Verachtung, selbst ihre Verbrechen gegen uns. Sie genießen die Früchte unsers Fleißes, und wir verlangen nichts als Schutz auf dem Flecken Erde, den wir bebauen, für die Hütte, die das Getös unsrer Werkzeuge erfüllt. Mein Sohn, stelle dich ihrem Unsinn nicht entgegen, du kannst uns nicht retten. Die Bosheit der Priester, die Thorheit der Großen ist gegen uns, was vermag deine Stimme gegen die Stimmen Tausender? Wir schweigen, ich schweige, der ich so schrecklich von der Wuth der Christen schon in den frühen Jahren der Kindheit gelitten habe.

Als man dem König den grausamen Befehl entlockte, die Mauren, die sich nicht zur christlichen Religion bekennen wollten, auf die Galeeren und in die Minen Amerika's zu schicken, überfielen sie uns in unsern Hütten. Sie ergriffen meinen Vater, meinen Bruder. Ich sah sie, die Abkömmlinge des großen Almansors, gebunden. Keine Mißhandlung, keine

Drohung erzwangen ein Wort von meinem Vater. Nur einen Seufzer hört' ich, nur einen Blick zum Himmel bemerkt' ich, als sie ihn von meinem Bruder riſſen. Mein Bruder flehte kniend, ihn nicht von dem Vater zu trennen — umſonſt; es waren Prieſter, die ihr Schickſal beſtimmten. Meinen Vater verdammten ſie zu den Galeeren, meinen Bruder zur Arbeit in den Minen. Ich war ein Knabe von zehn Jahren, lief heulend neben der Menge der Gebundenen her, unter welchen mein Vater war, dem man mir nun nicht mehr zu nahen erlauben wollte. Ihre Schläge konnten mich nicht von ihm entfernen; ich hing mich an ſeinen Arm, umfaßte feſt ſeine Kette, bis einer der grauſamen Führer mich mit ſeinem Gewehr vor den Kopf ſchlug, und mich zur Erde niederſtreckte. O mein Vater, in dieſem Zuſtand ſahſt du zum letztenmal deinen Sohn! — Ich erwachte in dem Zimmer, worin ich dir nun ſchreibe. Dein Vater, der damals in deinen Jahren war, ritt mit einigen Dienern herum, um den unglücklichen Verlaßnen beizuſtehen; ihn erblickt' ich bei meinem Erwachen, er ward mein Arzt, mein Vater — trocknete meine Thränen, ſtillte meine Klagen —

Und wenn nun abermals die Verfolgung losbricht, was ſollen wir thun? Wir bergen uns unter den dunkeln Schild des Propheten; ihn hat das Verhängniß geſchmiedet und auf ſeine Wölbung die rächende Vergeltung gebildet!

4.

Von Raphael an Suleima.

— Der letzte Theil deines Briefs, Suleima, hat meine Seele ſo erſchüttert, daß deine ſanften Lehren und

Vermahnungen lange keinen Eingang in mein Herz finden konnten. Wohl kannſt du von der Wuth der Chriſten reden, die, wie ich fürchte, euch bald neuen Jammer zubereiten wird. Doch hoff' ich, der Adel wird, wenn auch nicht aus Menſchheit, wenigſtens aus Eigennutz, mit allen Kräften dem Vorhaben entgegen arbeiten, das die Prieſter zu Spaniens Verderben erſonnen haben. Ob es ihnen gelingen wird? Suleima, die Furcht vor geiſt- und weltlicher Gewalt hat hier der Hand des Todes vorgegriffen. Um mich wandeln Leichen, die ſich von den wirklichen Todten durch nichts unterſcheiden, als die Unruhe, womit ſie ſich und andere plagen.

Deutlich ſehe ich, daß die Großen die Menſchen geradezu für nichts mehr halten, als wozu ſie dieſelben gemacht haben; daß ſie fruchtlos die ganze Maſſe wie den Einzelnen drücken und keine Ahnung mehr davon haben, was der Mißbrauchte und Niedergetretne wohl ſeyn und werden könnte, wenn er ſich ſeines natürlichen Werths und Rechts erinnerte. Nie ſoll dein Raphael zu dieſen Würgern gezählt werden. Nie will ich ſie thöricht zum Kampfe herausfordern; aber auf der Stelle, die mir mein angeſtammter Sinn anweist, will ich mich erhalten, es treffe mich, was da wolle, und weder der röthliche Fuchs, wie Pindar ſpricht, noch der fürchterlich brüllende Löwe, ſollen meinen angebornen Sinn umändern können. — Viele Zeilen deines Briefs haben mich gerührt, viele überzeugt, auch halten mich einige deiner Vermahnungen von gefährlichem Nachſinnen ab. Ich ſelbſt fühle, wohin es mich führen könnte. Nein, ich will das Glück meines Herzens nicht um dunkler Träume willen zerſtören; doch, du

sprichst mir von Thaten zum Besten der Menschen? Was kann ich für sie thun? Wenn ich etwas von meinem Ueberflusse mit diesem oder jenem Verunglückten theile, was thu' ich da, als daß ich meinen Ueberfluß gegen eine Thräne des Danks vertausche, die mein Herz erwärmt! habe nicht ich einen reinern Genuß dabei, als er, der Dankende? Nur derjenige, der mit Nachdruck die Hand an die Wurzel des Verderbens und Unglücks legen kann und darf, der mag seine Handlung mit dem Wort That stempeln. Und wer kann, wer darf dieß? Seh' ich nicht bei jedem raschen Ausdruck Gesichter erbleichen, die noch die Spur der erlittenen Schmach auf der Stirne tragen? Verweht ist die Blüthe der Menschheit; das edle Geschöpf erbebt vor seinem wahren ursprünglichen Bilde, und flieht den von der Wahrheit vorgehaltenen Spiegel wie gefährliche Gaukelei eines Beschwörers. Ich will sie beklagen und ertragen lernen, will mich in meinen Sinn, die Poesie meiner Seele zurück ziehen, nur verlange nicht, daß ich mich um Vortheile, die ich verachte, an ihren Sinn anschließen soll. Müßte nicht der Einzelne, wollte er auch etwas zum Besten anderer unternehmen, wenn nicht von Betrug, doch wenigstens von Heuchelei ausgehen? Darf er seinen Zweck laut werden lassen? Muß er die Menschen nicht wie Kinder, Thoren oder Böswichter behandeln, und wer steht uns dafür, daß uns dieses Spiel durch öfteres Gelingen nicht endlich gefalle? Spotte meiner, daß ich so entscheidend über Dinge spreche, wozu kaum das reife Alter berechtigt. Gern will ich der Erfahrung danken, wenn sie mich eines Bessern belehrt; aber meine Schätze will ich nicht

für Wahn umſetzen. Wie die Jungfrauen der Veſta das ihnen anvertraute heilige Feuer bewacht haben, will ich die Empfindungen bewahren, die mein Vater früh in meinen Buſen gelegt hat. In dem blühenden Schooße der Natur, unter den Flügeln der Menſchheit, unter dem Lichte der Wahrheit wuchs ich auf, und dieſe ſollen meine Götter ſeyn und bleiben. Die Züge, welche mein Vater in der Begeiſterung des letzten erhabnen Augenblicks ſeines Lebens auf meinem Angeſicht ſah und mit erkalteter Hand berührte, ſollen weder von Verſtellung verfälſcht, noch durch unreine Begierden verwildert werden. Nein, wie ſein Geiſt mein Bild in die blühenden Gefilde der Unſterblichen mitnahm, ſoll es bleiben; er ſoll mich beim erſten Blick erkennen, wenn ich mich ihm nachſchwinge und ihn in dem Kreiſe der Edeln aufſuche! Vor Thorheit und Kühnheit will ich mich hüten, oder die begangenen wenigſtens gleich bekennen. Hier haſt du einen Beweis davon. Sollte ſie indeſſen der Zufall alle ſo glücklich lenken, ſo ſteh' ich dir für nichts. Ich ſagte dir in meinem Vorigen, wie ich unbekannt den Großen meine Beſuche machte; das will ſagen, ich halte mich unter dem Gedränge in ihren Vorzimmern auf, wo mir's nie an Stoff zu ärgerlichen und traurigen Betrachtungen gebricht. Unter andern geh' ich öfters zu dem Kriegsminiſter Don Antonio ***. Suleima, als ich ihn zum erſtenmal aus ſeinem innern Zimmer in den Vorſaal treten ſah, durchdrang mich eine Empfindung, wie ich nie gefühlt habe; es war Empörung, es war Haß. Ich blickte nach ihm, der Eindruck verminderte ſich nicht. Ich mußte mir Gewalt anthun, das Geſicht dieſes

Mannes genauer zu betrachten. Kälte und Verachtung ausgenommen, die mir an den Großen nichts Neues ist, entdeckte ich nichts Besonderes in ihm. Nun lächelte er, ich erinnerte mich plötzlich, daß er bei seinem Eintritt ebenso gelächelt hatte, und dieses Lächeln ist der Verräther dieses Mannes. Nur der Tiger kann seine Zufriedenheit so ausdrücken, wenn er dem zappelnden Raub das Blut aussaugt. Ich ging und doch kehrte ich wieder, als triebe mich das Schicksal zu ihm. Sein Bild verfolgte mich, sah mir bei dem Einschlummern über die Schulter, und doch kehrte ich wieder. Eines Morgens stand ich nahe bei der Thüre, aus welcher er zu treten pflegt. Ein Mann von gutem Aeußern nahte ihm, bat ihn um eine Stelle bei dem Kriegswesen, und ein Brief von einem Großen unterstützte seine Bitte. Don Antonio sagte sie ihm in Betracht seiner Empfehlung mit seinem Tigerlächeln zu. Dieser ging mit freudiger Miene davon. Ein Zweiter wurde ihm von einem Verwandten vorgestellt, der für seinen Klienten um dieselbe Stelle bat; noch wärmere Versicherungen. Ebenso fertigte er noch einige ab.

Tags darauf befand ich mich an der nämlichen Stelle. Es trat ein junger Mann vor ihn, der durch seine Bescheidenheit, sein feines Wesen, durch einen düstern Schimmer von erlittnem Unglück über seinem Angesicht meine Seele an sich zog. Ich horchte auf seine Worte und vernahm, daß er um dieselbe Stelle bat, die schon so vielen zugesichert war. Noch wärmer, als für die Stelle, bat er, er möchte ihn nicht mit falschen Hoffnungen hinhalten, weil sein Glück

davon abhinge, jetzt nicht getäuscht zu werden. Don Antonio *** lächelte, und sagte sie ihm mit aller Gewißheit zu. Der wackre Mann schwebte zwischen Hoffnung und peinigendem Zweifel; die Ungewißheit, das Mißtrauen zitterten schmerzlich auf seinen Lippen; aber er wagte nicht zu reden. Ich fühlte Unwillen, glühende Angst um seinetwillen. Mein Herz pochte, mit Gewalt entfuhr es meinen Lippen: „guter Mann, laßt Euch dieses verführerische Lächeln nicht täuschen. Mit meinen Ohren hab' ich hier gehört, daß Don Antonio *** die Stelle, die Ihr sucht, schon vielen zugesichert hat. Unter Euren Nebenbuhlern befinden sich Leute, die mächtiger empfohlen sind, als Ihr; tretet darum nicht zu sicher auf diesen lockern Grund." —

An der Stille, die ich nach diesen Worten um mich vernahm, merkt' ich erst, was ich gethan hatte. Doch fühlt' ich mich nun kalt und sah um mich, wie ein Mann, der Recht gethan hat und der darum nichts fürchtet. Der Bittende zitterte und sah Don Antonio *** an, als wollte er sagen: verzeihe dem, der so wahrhaft ausdrückte, was ich empfand, und laß es mich Unschuldigen nicht entgelten. Don Antonio *** maß mich mit seinen stieren Augen, fragte mich mit seinem hämischen Lächeln: wer seyd ihr, Sennor? Don Roderiko de Aquillas hieß mein Vater und ich nenne mich Don Raphael de Aquillas. Dieses sprach ich mit dem Tone, der nur dann aus meinem Herzen schallt, wann ich den Edlen nenne. Seine Stirne runzelte sich in Falten, seine dicken grauen Augenbraunen senkten sich noch tiefer in seine stieren Augen. Mich dünkte, der Name mißfiel ihm, um des harten

Verweiſes willen, den er mir zugedacht hatte. Aber bald verſcheuchte ſein tigriſches Lächeln die Wolken; er ergriff den Bittenden bei der Hand, führte ihn gegen mich und ſagte: dankt dem Don Raphael de Aquillas für die Stelle; darauf rief er einen ſeiner Sekretäre und befahl ihm die Ausfertigung derſelben. Der Schrecken war allgemein und nur jetzt erleichterte ſich die gedrückte Bruſt der Anweſenden durch freies Athemholen. So müſſen die Umſtehenden beim Hochgericht ihr freudiges Erſtaunen äußern, wenn plötzlich das Wort Gnade für den Verurtheilten in ihren Ohren erſchallt. O Spanien! Alle blickten auf mich wie ein Wunder; aber noch wagt' es keiner ſeine Augen gegen Don Antonio *** aufzuſchlagen. Er faßte mich an der Hand und leitete mich in ſeine inneren Zimmer; ich folgte ihm kalt.

Nachdem er einigemal das Zimmer auf- und niedergegangen, wandt' er ſich zu mir und fragte mich, ohne des Vorfalls zu gedenken: „lebt Don Roderiko, Euer Vater noch?" — Lebte er, ich würde nicht in Madrid ſeyn, antwortete ich ihm.

Er ſchien beſtürzt, gerührt: Don Raphael, es war ein edler, trefflicher Mann, ein Spanier von dem alten Schlage. Ich konnte nun offner nach ihm blicken. — Er fuhr fort: ganz Madrid nahm an ſeinem Unfall Antheil und ob es gleich ſehr lange iſt, ſo erinnere ich mich doch genau der allgemeinen Betrübniß, die ſein Unglück verurſachte. Noch immer iſt die Urſache davon ein Geheimniß; aber wer wagt da zu forſchen, Don Raphael, wo Verderben der Lohn des Forſchers iſt!

Es wölkte ſich finſter vor meiner Stirne. Meine Augen glühten. Er ſchien mein Gefühl zu verſtehen.

Ich habe in Flandern unter dem Regiment Don Roderiko's meine Kriegsdienſte angefangen. Oft beſuchte ich ihn darauf in Madrid und ich darf ſagen, daß ich zu ſeinen Freunden gehörte, ob er gleich ſparſam mit dieſem Namen war.

Hier wollte ihm mein Herz widerſprechen, ich weiß nicht warum.

Nur noch einige wenige Jahre, Don Raphael, etwas mehr Schatten in dieſes blühende Geſicht und ich werde glauben, ihn zu ſehen. Daß Ihr ihm von innen gleicht, davon habt Ihr mir eine Probe gegeben, für die ich Euch danke, weil ſie mir zu Eurer Bekanntſchaft verhalf. Euer Vater war ein Mann, wie man ſie zu Philipp des Zweiten Zeiten nicht wohl vertragen konnte.

Iſt man nun nachſichtiger geworden? erwiederte ich ganz ernſthaft.

Er lächelte und ſein Lächeln tödtete ſelbſt das Gute, das er mir von meinem Vater ſagte und das mich eben mit ihm ausſöhnen wollte. Ich wandte mich weg; der Mann, der ſo lächelt, konnte meines Vaters, kann mein Freund nicht ſeyn. Doch wenn es nun eine zufällige Verzerrung ſeines Geſichts, eine üble Angewohnheit wäre? Weg mit dem Vorurtheil, den Kern nach ſeiner Schale zu beurtheilen. Seine Antwort auf meine Frage war übrigens, wie ich ſie erwarten konnte.

Die Alten rechneten auch die Klugheit zu unſern Tugenden; die Menſchen laſſen ſich nicht zum Guten ſtoßen. Sie wollen geleitet und nicht gezwungen ſeyn. Andre Zeiten, andre Sitten u. ſ. w.

Ich hatte der Gemeinſprüche genug und wollte ſchon gehen,

als er wieder meine Hand ergriff und zu mir ſagte: ich habe Verbindlichkeiten gegen Euren Vater, erlaubt mir einen ſchwachen Theil davon ſeinem Sohne abzutragen. Zeigt mir nur den Weg dazu. Was wollt Ihr beginnen?

Das Wort meines Vetters, Suleima! Ich hab's noch nicht erwogen, antwortete ich kurz.

Wir haben Zeit dazu. Indeſſen muß ich Euch meiner Familie vorſtellen, wenn es Euch ſo gefällt. Ihr müßt von nun an mein Haus als das Haus eines Freundes anſehen. Je mehr Ihr mir Gelegenheit verſchafft, Euch zu dienen, je heiterer werdet Ihr mich finden. Der junge Mann muß ſich nicht an dem ernſten Geſicht des Geſchäftsmanns ſtören.

Was iſt das für ein Menſch? dacht' ich. Wie viele Worte zu einem Stummen? Ich folgte ihm.

Er öffnete eine Thür und führte mich in ein Kabinet, worin ſich zwei Frauenzimmer befanden, ſeine Gemahlin und ſeine Tochter. Ich hörte nicht, was er ſagte. — Ich ſtand erſtarrt — denn das Weſen, das nun vor mir ſtand, erſchien mir ſo plötzlich, als ſpränge es aus meiner Phantaſie, gehüllt in den ätheriſchen Duft, in dem es immer vor mir ſchwebte. Es war die mir unbekannte Jungfrau von dem Stiergefecht. Suleima, ſie hat mir meine Seele mitten in dem Herzen fühlbar gemacht; aber warum ſo wild, ernſt und zuckend? Immer dachte ich, die Liebe ſey ein ſo gutes, ſanftes Gefühl. Ich ſah ſie erröthen, ſo ſehr es auch vor meinen Augen leuchtete — das Blut ſchoß nun von meiner Bruſt auf meine Wangen — ich hörte ſie von ihm Seraphine nennen und ſeine Stimme, die mir vorher ſo ſchneidend klang, ſchien mir nun

ſanfter. Merklich war die Verlegenheit eines jeden; die meine fühlt' ich, die ihre ſah ich: doch hatte ſie von keiner Seite etwas peinliches und es ſchien ein gutes Verſtändniß zwiſchen Leuten durch die Augen zu herrſchen, die noch kein Wort geſprochen hatten. Auf den Lippen der Mutter, die viel Feierliches in ihrem Aeußern hat, ſchwebte eine Frage an die Tochter; ich ließ ſie nicht dazu kommen und ſagte grade, wie und wo ich Donna Seraphine geſehen und wenn ſich's nicht gezieme, von dem Eindruck zu reden, den ihr unerwartetes Wiederfinden auf mich machte, ſo gezieme ſich eben ſo wenig, das zu entſchuldigen, was ſo natürlich wäre. Ich bezeigte ihr darauf meine Achtung und das mit mehrerer Faſſung, als ich einen Augenblick vorher von mir erwarten konnte. Das Geſpräch ward nun allgemein und leichter. Seraphine ſprach wenig; aber das, was ſie ſagte, hatte Gehalt und einen Nachklang von Empfindung, der ſich in die meinige miſchte, wie harmoniſcher Geſang zu den Tönen der Laute. Doch was ſoll aus dieſer Bekanntſchaft werden? Ich weiß nicht, was ich fühle; aber wenn es Liebe iſt, ſo iſt es etwas ſehr Aengſtliches um die Liebe. Mein Sinn ſtimmt nicht zu dem Tone meines Herzens. Warum mußte dieſes ſchöne Traumbild, das mich durch das ſtille Geheimniß ergötzte, ein wirkliches Weſen werden? Ich mußte verſprechen, morgen in dem Palaſt Don Antonio's zu ſpeiſen. Warum iſt dieſer Mann ihr Vater?

Als ich aus dem Palaſt trat, traf ich noch einige der Perſonen an, die Zeugen von dem Vorfall waren und um meinetwillen ſehr beſorgt zu ſeyn ſchienen. Ihre Theilnehmung that mir wohl; und ihre Freude, zu ſehen, daß mir

nichts widerfahren, heiterte mich auf; aber ihre Verwunderung über meine Kühnheit, wie sie es nannten, und noch mehr darüber, daß ich so gut davon gekommen, zeigte mir, wie eingeengt und eingeschreckt der stolze, feurige Spanier ist. Noch demüthigender war ihre Bemerkung, daß mein Name, das Wörtlein Don vor demselben den guten Ausgang bewirkt hätte. Als ich nach dem Platz ging, hört' ich hinter mir keuchen. Ich sah mich um, es war der brave Mann, der wirklich schon die Schrift in der Hand hielt, die ihm die Stelle zusicherte. Seinen Dank verdiente ich nur halb; denn war es nicht der Groll gegen den Minister, der mich loszubrechen zwang? Ich sagte ihm dieß, er wollte nichts davon hören. Er nennt sich Pedro Gomez. Wir sind seit der Zeit genauer bekannt geworden und ich reite oft mit ihm auf einen kleinen Meierhof, wo seine Schwester Donna Maria, eine junge Wittwe, mit ihren zwei Kindern wohnt. Sie verlor ihren Mann in dem flandrischen Kriege und ihre traurige Lage war es, die ihren Bruder so bekümmerte. Lebe wohl, Suleima. Ganz wird dir der Vorfall nicht gefallen, dieß sehe ich voraus.

5.

Von Raphael an Suleima.

— Don Antonio und mein Vetter haben mich in so viele Bekanntschaften, in so viel Geräusch gezogen, daß ich dir weiter nichts davon sagen kann, als daß es mich ermüdet und betäubt. Mich dünkt, sie merken, daß sich in meinem

Herzen ein Faden angesponnen hat, der ihnen, wenn auch nicht zum Leiten, doch wenigstens zum Ziehen dienen kann. Indessen haben sie sich schon in so vielen Dingen in Betracht meiner geirrt, daß es ihnen hier wohl auch so gehen könnte. Wenn ich diesen Faden auch nicht ganz zerreißen kann, so soll ihn doch mein guter Sinn so weit und dünn ausdehnen, daß ihre groben Finger ihn so leicht nicht fassen werden. Suleima, ich war glücklicher, als ich unbekannt in Madrid herumging; darum entflieh ich ihnen nun in dem Augenblick, wo sie mich festzuhalten glauben, und suche Menschen unter dem Haufen auf. Ich könnte dir manche rührende Scene erzählen, deine Thränen für manches Schlachtopfer hervorlocken, dessen Wunden ich dem grimmigen Schicksal, das von dem Throne und der Kirche aus Spanien drückt, zum Trotze, aber zugleich mit aller Behutsamkeit zu heilen suche. Doch wozu? Wenn ich die Pfeile alle zerbrechen könnte, die hier Gewalt und Wahnsinn auf die Menschen abschießen, so möchte immer mein Name erschallen und sollte ich auch unter dem Geräusche versinken. Aber dieß schlägt meine Geister nieder, daß einzelne gute Menschen nur durch Spendung ihres Ueberflusses die Wunden des Elenden stillen können, ohne je es wagen zu dürfen, die Hand an die Wurzel des Uebels zu legen.

Ich wollte, ich hätte den Tempel meiner Jugend nicht verlassen. Ich wollte, ich irrte in den dunkeln Gebüschen um das Grab meines Vaters und träumte die Welt, wie im Frühling meines Lebens. Nun kann ich nicht entfliehen, so sehr sich meine Seele darnach sehnt; ich fühle, sie würde mich zurückziehen. Ich muß nun hier verweilen, unter allen den

leeren Verhältnissen von Größe, Geräusch, dem Gepränge von Eitelkeit und Wahn. Meine Phantasie, die nur um Gebüsche, Quellen und Felsen, um stille heimliche Ruhe schwebt, trägt mich oft nach diesem und jenem Platz meiner Heimat und auch nur alsdann verschwindet das Peinliche ganz, das ich in ihrer Gegenwart empfinde. Ich weiß nicht, woher es kommt, in einem Augenblick verwünsch' ich den Zufall, der mich zu ihr führte und in eben demselben preis' ich ihn selig. Wenn ich sie vor mir wandeln sehe, so fallen mir oft die Worte des alten Priamus ein, die er bei Erblickung Helenens, gerührt von ihrer Schönheit, zu den Greisen sprach:

Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achaier,
Die um ein solches Weib so lang' ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!
Dennoch kehr', auch mit solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimath,
Ehe sie uns und den Söhnen hinfort noch Jammer bereitet!

Dann deucht mich, ich sehe Troja in Flammen stehen und über mich zusammenstürzen; aber wenn sie zu mir spricht und ihre Worte voll Weisheit, Sanftmuth und ich möchte wohl sagen mehr als weiblicher Kraft in mein Herz fallen, so dehnt sich meine Seele aus und ich fühle mich in heiterer, selbstständiger Ruhe. Sie gleicht der Juno, geschmückt mit dem Gürtel der Liebesgöttin, sie fühlt es, weiß es und verbirgt es nicht. Wenn mich ihr Ernst zu Zeiten schüchtern macht, so lockt mich bald die ungezwungene Nachlässigkeit ihres Umgangs, welche die Unschuld selbst verschönern könnte, zu einer so innigen Vertraulichkeit, einem so reinen

Verſtändniß, als ſeyen unſere Seelen ſchon vor unſerm Daſeyn auf Erden verſchwiſtert geweſen. Wenn dieß die Liebe iſt, ſo ſey ſorgenlos wegen meiner; ich bin es ſelbſt, denn ich empfinde, daß die Glut der Liebe und die Glut nach edlen guten Thaten rein zuſammen ſchmelzen können. Nur wenn wir allein ſind, ſchleicht ſich oft ein mir fremdes, dunkles Gefühl zwiſchen die ſelige Vereinigung und ſcheint ſie ſtören zu wollen. Wie kömmt der Mann dazu, dieſer Tochter Vater zu ſeyn? Lebten wir in der blühenden Jugend der Welt, ſo ſagte ich, ein Gott des Olymps hat einſt die ehrwürdige Matrone, ihre Mutter, beſucht.

Indeſſen thun ſie alle ihr Möglichſtes, mich in das Netz zu treiben, das ſie ſo glänzend zu machen ſtreben, als ſie können; aber ich ſehe durch den Firniß und entſchlüpfe ihnen, gleich dem fabelhaften Proteus, bald in Feuer, bald in Nichts. Noch wiſſen ſie nicht, was ſich aus mir machen ließe, zu was ich allenfalls zu brauchen ſey. Bald ſchein' ich ihnen zu allem fähig, bald zu gar nichts. Das Glück, das ſie zu genießen glauben, der Rang, den ſie behaupten, ſcheinen ihnen ſo wünſchenswerth und erhaben, daß ſie glauben, man müſſe toll und blödſinnig ſeyn, um nicht haſtig zuzugreifen, wenn es einem angeboten wird. Dem jungen Phantaſten ſoll einmal der verworrne Kopf zurecht geſetzt werden und ſo legt alles Hände an, aus dem rohen Klotze einen Hofmann — einen — was weiß ich alles, herauszufeilen. Ein Pindar, der in einer Geſellſchaft rechnender Wucherer in lyriſchem Dithyrambenſchwung ſpräche, könnte nicht raſender erſcheinen, als ich, wenn ich zu Zeiten mein Herz frei reden laſſe. Sie finden

ſich und alles ſo trefflich und ſind ſo zufrieden mit der Einrichtung der Natur, wie der Löwe, der im Gefühl ſeiner zermalmenden Kraft jauchzt, wenn die Thiere des Waldes erbeben; oder beſſer, wie die Spinne, die das Blut der in ihrem Geſpinnſte ſich verwickelten Mücke ausſaugt und dabei glaubt, die Mücke ſey nur dafür da. Ich haſſe alle Stärke und Größe, die ſich auf den Untergang der Schwachen gründet. Aus einigen Aeußerungen Don Antonio's vermerke ich: er glaube, es ſey Stolz von eigner Art oder eine beſondre Vermummung des Ehrgeizes, die mich ſo handeln, ſo reden machten. Er meint, ich wollte Aufſehen erregen, um durch das Ungewöhnliche ſchnell über die niedern Stufen der Ehre wegzuſpringen. Er ſpielte ſchon oft darauf an und die Entdeckung ſcheint ihm nicht zu mißfallen. Ich konnte dieſe falſche Deutung nicht ertragen und ſagte ihm ziemlich kalt: „wißt Ihr, Don Antonio, warum ich von allen Euren Herrlichkeiten keine achte und mir wünſche? Weil ich für kein Gut halte, was Ihr dafür haltet, weil mich das nicht glücklich machen kann, was Euch glücklich macht. Ich dränge Euch mein Glück nicht auf, warum wollt Ihr mir das Eure aufdrängen.“ Seraphinens Augen begegneten mir hier und ihr ſanfter Glanz, das holdſelige Lächeln ihres Mundes bedeuteten mir, meine Worte ſeyen von ihrem Herzen verſtanden. Der Vater ſchwieg und ſchien ſich in ſeiner Meinung zu beſtärken. Es würde mich mehr wundern, wenn ich dieſe Hofleute, die ſich auf ihre Vermummung, ihre Ränke und ihre Feinheit ſo viel zu gute thun, welche die Einförmigkeit ihrer Masken vor lauter Klugheit ſelbſt nicht gewahr werden, nicht

ſo ſchnell errathen hätte. Was ihnen nicht gleicht, liegt außer ihrer Sphäre; unter einander mögen ſie ſich kennen, aber wahrlich, den Menſchen kennen ſie nicht.

— Ich unterdrückte die Wallung meines Herzens und ließ mich an den Hof führen. Ich glaubte in die blutigen Fußſtapfen Philipps zu treten, als ich ihnen in die königlichen Gemächer folgte. Der Anblick der verſammelten Großen hätte Eindruck auf mich gemacht, wenn ich die Männer nicht aus ihren Thaten kennte, wenn ich des Gedankens mich hätte entledigen können: hier in dieſen goldnen Zimmern ſchmiedete der verſtorbene Tyrann mit ſeinem Blutgeſellen Alba Entwürfe, deren Ausführungen zum Schrecken der Menſchen in der Geſchichte ſtehen! hier gab er vielleicht dem Ungeheuer, das ich ſuche, den Befehl, meinen alten Vater der Wuth der Prieſter zu überliefern. Ich erblickte in dieſem Augenblick des Tyrannen Bildniß und die Geiſter Harmodius und Ariſtogitons fuhren in mich; ich knirſchte zwiſchen den Zähnen: daß du lebteſt! daß ich wenigſtens deinen Helfershelfer hier entdeckte! Ich muß wild um mich geblickt haben, denn Don Antonio trat verlegen zu mir; ſein Anblick empörte mich, wie damals, als ich ihn zum erſtenmal ſah. Warum iſt dieſer Mann Seraphinens Vater? Ich kann nicht gerecht gegen ihn ſeyn. Meine Augen durchliefen die Menge; ich dachte, ich müßte den Mann entdecken, den ich ſuche. Soll ich ſagen, daß mir die meiſten fähig ſchienen, dieß und mehr zu thun, um ihrem König zu gefallen? Sie kennen alle nur ein Verbrechen, dem Idol, das ſie anbeten, zu mißfallen; aber iſt es nicht die Gunſt dieſes Götzen, die den Prieſtern

die Weihung ertheilt, das Menschengeschlecht als Opfer[illegible] zu würgen, ihr Fett unter sich zu theilen, wenn nur [illegible] Dampfs genießet!

Philipps Sohn gleicht seinem Vater nicht; er ist mild und schwach, religiös, ohne fromm zu seyn. Sein Name, nicht er, herrscht über Spanien. Da er nichts durch sich ist, so ist er und thut oder bejaht, was die Priester und Günstlinge wollen, und diese gehen Hand in Hand. Man sollte sagen, es sey die Last der Krone, die seine Stirne drückt; aber man weiß, daß diejenigen, die ihn umgeben, die Kunst verstehen, ihm diese Last sehr leicht zu machen. Der Druck mag also wohl von der Krankheit der Großen herkommen, von Uebergenuß und Leerheit. Ich konnte den Mann nicht ohne Schwermuth ansehen, von dem das Heil Spaniens abhängt und der zu vegetiren scheint, wie einer der Götter Epikurs, die, zufrieden mit ihrem Götterstand, sich nicht um das kümmern, was unter den Wolken vorgeht. Was sind die Menschen, die eines solchen Schattens bedürfen, um durch ihn zusammengehalten zu werden? Welch ein Posten, wo Kraft und Schwäche, Geist und Stumpfheit gleich gefährlich sind? Es ist zu viel für einen Menschen und darum sah ich mit Mitleid auf den Mann, dem Millionen ihr Schicksal anvertraut haben, anvertrauen müssen, so lange es der Natur gefällt, diese schwache, zum stillen, devoten Leben geschaffene Maschine zu beleben; doch, Suleima, verkehrte nicht die gewaltsame Hand seines Vaters den natürlichen Lauf der Dinge, damit einst dieser nach ihm herrsche? Ließ er nicht aus Eifersucht und Haß den Erstgebornen, den Stärkern ermorden, um dem Schwächern,

unbedeutenden, damals noch nicht Gebornen, Raum zu machen? Entriß er nicht dem Schickſal durch dieſe grauſame, vermeßne That eine neue Reihe von Dingen? Wäre Spanien was es iſt? Wurde nicht vielleicht dein und aller deiner Brüder Schickſal durch dieſe blutige That ſo ſchrecklich entſchieden? Hängt nicht vielleicht das meinige davon ab? Laß mich dieſen Gedanken nicht weiter verfolgen. Ich ſehe überall das einzelne, vergängliche ſchwache Haar des alten Niſus, an das die Götter ſein Glück befeſtigt hatten.

Da ich auf den Herzog de Lerma, Roderiko de Kaldrone, Juan Ribera, unſern Erzbiſchof Bernardo de Roias, den Kardinal Erzbiſchof von Toledo und die übrigen Säulen von Spanien blickte, ſprach mein Herz den ſchwachen Mann von ſeinen Verbrechen frei. Iſt es doch nicht ſeine Schuld, daß der Zufall und ein Mord ihn auf einen Poſten ſtellten, dem er nicht gewachſen iſt. Wir werden fortgeſtoßen und offen iſt der nie ſich füllende Schlund, der uns alle aufnimmt.

Philipp blickte gnädig auf mich, als man ihm meinen Namen nannte. Er ſah auf Don Antonio und auf meinen Vetter mit einer Miene voll Gefallens. Der Lohn umſtrahlte ihre Stirne. Mir wünſchte man Glück über die gnädige Aufnahme; ich blieb den Dank ſchuldig; wußte ich doch nicht, für was ich danken ſollte.

Nach einigen Tagen trugen ſie mir in dem Namen des Königs eine Stelle am Hofe an und das mit einem Entzücken, einer Bewunderung der außerordentlichen Güte des Königs — ich fragte, was es für eine Stelle ſey, und hörte, daß ich die Heerde der glänzenden Diener vermehren ſollte,

deren Geſchäft in Müſſiggang, Beobachtung ſteifen Ceremoniels, Klatſcherei, Intrigue und Kabale beſteht. Ich geſtand, daß ich der Ehre nicht würdig wäre, und beleidigte höchlich die dienſtfertigen Bevollmächtigten. Don Antonio meint, es würde ſchon wirken, und hält es für fein ausſtudirte Paraden. Kann der Sohn meines Vaters der Diener des Sohns Philipps werden? Kann ich mich in das Joch des ſteifen, leeren Hofceremoniels ſpannen laſſen und meine Tage in Langeweile um einen Mann hinziehen, der in der Herrſchaft über Millionen nichts finden kann, ſein Herz und ſeinen Kopf zu beſchäftigen? Ich bedaure einen König, der nur beten kann; aber ihm zuſehen will ich nicht. Seraphine trat auf meine Seite und ſprach in dem Geiſte, der mich beſeelt. Wer hat ihr das Geheimniß meines Herzens vertraut? O wäre ſie mir an den Ufern der Guadalaviar erſchienen und wäre ihr Vater einer meiner Hirten.

6.

Von Raphael an Suleima.

— Der Mann, die Verbindung mit ihm, das Verhältniß mit ſeiner Tochter mißfallen dir gänzlich. Du willſt, daß ich mich lieber eine Zeitlang nach Kaſtellmanſor zurückziehen ſoll, um dort mich wieder zu ſammeln, um ernſthaft mit dir zu rathſchlagen. Du ſagſt, die Sache ſey zu wichtig für mich und die Reue möchte nur zu bald erfolgen. Du hoffeſt, die reine Luft unſrer Felſen, der Anblick der Moſchee, unſre freundlichen Geſpräche, die Erinnerung des Vergangnen

würden meine Zweifel, Unstätigkeit und Unbestimmtheit, zu einem ruhigen, milden Einverständniß bringen. Ich fühle, daß du Recht hast; ja ich will zu dem Grabe der Edlen eilen, ihre Geister anflehen, daß sie wieder zu mir sprechen, mir rathen, mich von meiner Unruhe heilen. Der Tod kann das Einverständniß zwischen mir und meinem Vater nicht gänzlich aufgelöst haben. Sind es nicht seine Gesinnungen, seine Gefühle, die in mir fortleben, und bin ich nicht mit ihm durch ein geistiges, unsichtbares Band verbunden? Er lebt in mir, ist in mir und ich lebe, bin in ihm.

Aber warum schreibst du mir so ernst und feierlich über die Liebe, die du mir zutheilst? Wozu die Warnungen, als schwebt' ich an einem Abgrund? Ich erinnere mich, daß du sagtest, diese Leidenschaft verschlänge alle unsere übrigen Gefühle; aber glaube mir, wenn ich mich der düstern Betrachtungen entschlagen kann, wozu ich hier bei jedem Schritte Stoff finde, so fühle ich mich so erhaben, so feierlich erhaben, möcht' ich sagen, als in jenen glücklichen Stunden, da ich vor meinem Vater saß und die edlen Thaten der Vorwelt zu den meinen machte. Sey sorgenlos, so lang ich so empfinde; auch werde ich keinen Schritt ohne dich thun. — Warum überrasche ich Seraphinen so oft in Thränen? Warum überzieht eine für mich so gefährliche Melancholie ihr schönes Angesicht mit einem so sanften Schleier? Sie nennt es Schwärmerei, Uebermaß des Glücks, das ihr Herz nicht ganz fassen kann; aber mir ist oft, als fühlt' ich mich scheitern an diesem Glück — und dann — sage mir, ob die Liebe die Jungfrau berechtigt — sich zärtlichen Ergießungen —

Vertraulichkeiten zu überlaſſen — ich weiß es nicht zu nennen — oft fühl' ich in einem Augenblick ihre Thränen auf meinen Wangen und ihre Küſſe auf meinen Lippen, daß mein Herz in zärtliche Wehmuth dahinſchmilzt, von Stürmen ergriffen wird und meine Gedanken, ſelbſt das Erinnern meines Daſeyns mir entſchwinden. Ich glaubte, die Liebe ſey ein ſo ſanftes, beſeligendes Gefühl, dachte immer, nur der Mann dürfe ſie ohne Scham als Leidenſchaft fühlen und zeigen; in dem Weibe müßte ſie erſcheinen wie das ſanfte Licht des keuſchen Monds, das zwar leuchtet, aber nicht brennet. Was und wo es ſey, es iſt etwas, von meiner oder von ihrer Seite, nicht recht zwiſchen uns. Eine dunkle Ahnung ſchießt durch unſre Wonne und meine Phantaſie hüllt ſie nicht mehr in den reinen Aether, in dem ich ſie einſt ſah. Dicke, ſchwere, mit Sturm beladene Luft umſchließt uns; aber wenn ſie hervortritt aus dieſer Dämmerung — du ſollteſt ſie ſehen, reden hören und du würdeſt es bereuen, mir Dornen auf den beblümten Weg geſtreut zu haben, den wir Hand in Hand hingingen. Doch ich folge dir und wenn ich die Eichen um die Ruinen des Grabs werde liſpeln, den Strom dahin brauſen hören und die Träume meiner Jugend ſich auf ihren Roſenſchwingen wieder emporheben, wird mir ſchon beſſer werden. Ich will dir eine wohlgeſtimmte Laute mitbringen und du ſollſt mir die Lieder deiner Väter, unter den Palmen Arabiens gedichtet, ſingen; du ſollſt mich wieder zur Harmonie ſtimmen, daß mein Herz geſchickt werde, das Geliſpel der Geiſter zu vernehmen, die mich jetzt verlaſſen haben.

Meinen feſten Entſchluß muß ich ihr ſagen; bei der

ersten nächtlichen Zusammenkunft in ihrem Gartenhaus will ich's ihr zuflüstern, und dann entfliehen. Ihre Seele scheint ganz in der meinen zu zerfließen, aber die meine kann es nicht ganz in der ihrigen; wie und wenn nun dieß die Ursach ihrer Schwermuth, ihrer Thränen wäre?

7.

Don Raphael an Suleima.

Zu spät! zu spät, kam dein letzter Zuruf! Zu spät deine nahe Ankunft, um mich der Gefahr zu entreißen. Dein Raphael ist gefallen, gefesselt an das Schicksal, durch Bande augenblicklicher Wonne geschmiedet, einer Wonne, die ich nicht kannte, die ich nicht suchte, von der ich keine Ahnung hatte. Meine Thränen fallen auf die Bande, und vergebens sucht sie meine erhitzte Phantasie mit Blumen zu umwinden. O höre! lies leise, daß der Geist meines Vaters nicht vernehme, was ich schreibe; aber weiß er es nicht? Sieht er nicht meinen Schmerz, meine wilde Glut, meine Thränen des Grams und der — nein, ich kann dieses Wort nicht ausschreiben. Lies, lies, Suleima!

Ich saß in dem Garten Antonio's, berauscht von den Gerüchen des blühenden Frühlings. Das Geräusch eines nahen Wasserfalls, die Stille, der in heiterer Luft schwimmende Mond zogen mich in die Träume meiner Jugend zurück. Um mich erhoben Nachtigallen ihr schmelzendes Lied und schienen mir die Ankunft der Nymphe dieser Gebüsche anzukündigen. Sie schwebte heran — die kühle Nachtluft zu

vermeiden, eilte ſie nach dem nahen Sommerhaus. Ihr Haupt ſank an meiner Schulter hin — ſie liſpelte, athmete nur Töne und Seufzer der Liebe, ſchien keine Worte mehr für ihre Empfindungen zu haben, und ihr plötzlicher, ängſtlicher, ſchüchterner Blick ließ mich vermuthen, ſie ahne meinen Entſchluß. Ich ſagte ihr, ich müßte ſie auf einige Zeit verlaſſen. Ihre Augen erſtarben, Bläſſe des Todes deckte das Angeſicht, das vor einer Sekunde in der ſchönſten Blüthe des Lebens glühte. Sie ſank auf ein Knie nieder, faßte meine beiden Hände zwiſchen die ihren — ſie zitterte, ihre Lippen ſchloſſen ſich feſt, und ihre Thränen fielen auf unſere geſchloſſnen Hände. Die bebende Bruſt drückte das Gewand von ihrem Buſen — Suleima, es war der erſte verborgene Reiz des Weibes, der ſich mir enthüllte. Es ſchlug durch meine Sinne — ich weiß nicht, was geſchah, weiß nicht, wie das geſchah, was geſchehen iſt; habe keine Worte, keine Gedanken, dir zu ſagen, was geſchah, und nie will ich darnach ſuchen. Plötzlich befand ich mich in einem Genuß wilder, mir unbekannter Wonne! die ich, um ſie Glück zu nennen, nicht hätte überleben müſſen. Der Schrei ihrer Duena rief mich in das peinvollſte Seyn zurück. Das was dieſe ſagte, ihre Vorwürfe, ihr Jammergeſchrei tönten bloß in meinen Ohren. Ich ſtand erſtarrt. Scham glühte auf meinen Wangen — dumpfe Verzweiflung, ſchneidendes Mißbelagen überfielen mich. Ich fühlte nun, daß das, was geſchehen, nicht ſo geſchehen mußte; daß mir die Wonne, die ich empfunden, ſo nicht gegeben werden mußte! daß wenn es ein Glück ſey, dieſe peinigende Empfindung, dieſe nagende Reue,

dieſe bittre Scham ihm nicht folgen mußten. Ich hörte mich nennen mit ſchmerzvollen verzweifelnden Tönen — hörte ſchluchzen aus der Ferne — lange ſaß ich da, und bedeckte mein Angeſicht mit meinen Händen. Der Tag wollte anbrechen, und ich ging langſam aus dem Garten. So wanderte, nach der alten Sage, Adam aus dem Paradieſe, dem Ort der Unſchuld und der Ruhe — Suleima, darf ich mit ihm klagen — Herr, das Weib, das du mir gegeben haſt! —

Verſchwunden ſind die goldnen Träume der Jugend — zerknickt, düſter gefärbt ihre zarten, roſenfarbenen Schwingen. Die ſüßen Erwartungen unbekannter Wonne ſind mir nicht mehr unbegreiflich, die ſanften Ahnungen ſind verflogen und die lieblichen Bilder zukünftigen Glücks flattern nicht mehr um mein Haupt, wie Kinder reiner Luft. Sie ergötzen nicht mehr meine Träume, beſeligen nicht mehr mein Erwachen. Die Liebe, die ich mir, wie ein unſichtbares, hohes geiſtiges Weſen dachte, deren Tempel man nur mit Schüchternheit und Beben naht, iſt in meinem Buſen ein kühnes unternehmendes Feuer geworden, das alles ergriffen hat, alles zu verzehren droht. Unfaßlich, erhaben wähnt' ich ihren Genuß, nun kenne und begreife ich ihn, und fühle mich erniedrigt, fühle etwas Rohes, Wildes, Thieriſches an mir, und gleiche den Menſchen um mich her. Suleima, ich habe mich ſelbſt überlebt, und murre gegen das Glück, womit ich überraſcht worden, murre gegen die Geberin deſſelben, murre und dürſte darnach.

Bleibe auf Kaſtellmanſor, du ſollſt mich nicht in dieſem Zuſtand ſehen. Was wird aus mir werden? Ich fürchte nur

deine Briefe. Ein Augenblick hat mich Menſchen unterworfen, die ich verachte. Laß hören, was ſie nun mit ihrem Sklaven beginnen wollen.

8.

Don Raphael an Suleima.

Ich bin nicht mehr mein Herr, das Netz iſt über mich geworfen, und ich darf nicht klagen; hab' ich es nicht ſelbſt zuſammengezogen? Da ſie mich einmal in dieſes getrieben haben, wie leicht wird es ihnen nun werden, mich durch die andern zu beſtricken? Bald wird der Sohn Roderiko's unter der Bürde der Titel hinſinken müſſen, um ſeinem Weibe, ſeinem Namen Ehre zu machen, und dann in dem Kampfe mit dem Wahn und den Verbrechen zu Grunde gehen oder zu ihrem Mitſchuldigen werden müſſen. Aber was dieſer ſchwermüthigen Zauberin gelungen, ſoll wahrlich dieſen Beſchwörern ſo leicht nicht werden. Gerecht iſt es, daß ich die Schuld meines Wahnſinns trage und abbüße; doch wenn der Jüngling in die Schlinge der Luſt gefallen iſt, ſo ſoll es dem Manne gelingen, die andern zu zerreißen. Hat das Geſchehene meine Einbildungskraft getödtet, mich zum gemeinen Sohn der rohen Erde gemacht; ſo erheben ſich mein Muth und meine Kraft, wie zwei rüſtige Kämpfer, vom unverſehenen Fall. Lies nun, was mir Don Antonio nach jener Nacht geſchrieben hat.

Don Raphael!

Das was mir die Duena meiner Tochter dieſen Morgen vertraut hat, kann nur am Altar gut gemacht werden. Ich

verberg' es der Mutter und der Welt aus Mitleiden für meine Tochter, welche die erſten Männer Spaniens ausſchlug. Ich verberge es aus Liebe zu Euch, und weil ich es Euch überlaſſen will, ein Verſehen gegen mein Haus gut zu machen, das ich dieſen Augenblick nicht nennen will, wie es verdient genannt zu werden. Ich erwarte Eure Antwort, um heute dem König Eure nahe Vermählung mit Donna Seraphine anzukündigen, ſo will es die Ehre meines Hauſes; bis dieß geſchehen iſt, will ich weder Euch, noch meine Tochter ſehen. Nicht jeder Vater würde in dieſem Tone mit Euch reden. Aber der Sohn Don Roderiko's ſoll mir als der meinige willkommen ſeyn; er konnte es ohne Vorwurf werden. Hart iſt es, daß der Vater eine der ſchönſten und reichſten Erbinnen Madrids dem Manne antragen muß, der ſich ihres Beſitzes ſo verſichert hat u. ſ. w.

Ich ſchrieb zurück:

Don Antonio!

Ich fürchte, daß, das, was Euch die Duena der Donna Seraphine vertraut hat, für mich von bedeutendern Folgen iſt, als Ihr denkt. Euch den Beweggrund meiner Furcht zu entwickeln, wäre verlorene Mühe; wir verſtehen uns über dieſen Punkt ſo wenig, wie über viele andre. Keine Furcht hielt mich ab, Eurem Brief zuvorzukommen, und die letzten Zeilen deſſelben ſchmerzen mich um Euretwillen. Donna Seraphine verdient einen der erſten, größten, reichſten Männer in Spanien, ich bin keiner davon und kann es nie werden. Beſchränkt, wie ich bin und bleiben will, hängt in dieſem Punkt mein Schickſal von ihr allein ab. Meine Rechtfertigung

wäre ein Verbrechen gegen sie; aber glaubt mir, Don Antonio, wenn ich sie nicht liebte, wenn ich nicht hoffte, sie glücklich machen zu können, so sollte mich keine Macht der Erde an den Ort bringen können, wohin Ihr mich nun fordert. Auf welche Weise ich aber glücklich mit ihr seyn kann, davon reden wir, wenn ich meine Pflicht gethan habe, sie geht hier mit der Liebe Hand in Hand. Es ist mir leid, daß der König wissen muß, Raphael de Aquillas vermähle sich mit Donna Seraphine. Da ich ohne seine Erlaubniß geboren ward, könnt' ich mich auch wohl ohne sie vermählen. Muß es aber seyn und kann ich es nicht ändern, so thut, was Ihr für geziemend haltet.

Suleima, ich empfand, daß der Brief nicht war, wie er seyn sollte, aber ich konnte meinem Herzen keinen andern abzwingen.

Ich habe sie gesehen, und mich deucht, die Zufriedenheit ihres Herzens kann nicht durch die Scham lächeln. Dieser Augenblick entzückte mich mehr, als jener, an den ich nicht ohne Schauder zurückdenken kann. Aber noch immer Spuren der Schwermuth; bei ihr hüllt sich die Liebe in das Gewand der feierlichen Wehmuth ein. Rede ich, so glühen ihre Wangen — und sie verbirgt ihr Angesicht. Nur auf Kastellmansor, in unsrer heitern Luft, in unsrer milden Wärme, wird sich diese Rose in ihrer vollen reinen Blüthe aufthun. Es ist etwas in diesem Palaste, das die Herzen zusammenzieht und sie mit Aengstlichkeit und Zwang erfüllt. So wie ich die Schwelle betrete, fühl' ich mich gepreßt. Ich

ſprach ihr von meinen Hoffnungen, ein ſüßes, bezauberndes Lächeln ſchwebte um die Grübchen ihres Mundes; Ahnung künftigen Glücks ſtrahlte ſchwärmeriſch in ihren Augen. Ich möchte ſagen, ſie liebt ihren Vater nicht; ihr Betragen gegen ihn leitet nur der Anſtand. An ihrer Mutter hängt ſie, und ſo kindlichtreu, daß ich nur dann mit innerm Wohlgefallen auf ſie blicken kann.

Mein Vetter kam zu mir mit allem Entzücken der Eitelkeit. Ganz Madrid iſt erſtaunt, ſagt er, beneidet mich ſogar. Er zählte mir alle die Großen an den Fingern her, die um Donna Seraphine gebuhlt — gebuhlt! — er nannte ſich ſelbſt darunter und ſeufzte; dann ſagte er mit bedeutender Miene:

Vetter, Ihr ſeyd nun durch dieſe Partie auf dem Wege zum Glück. Eure und Don Antonio's Güter werden Euer Haus zu einem der erſten in Madrid machen. Der König, wie ich weiß, wird Euch Vorſchläge machen laſſen, wie man noch keinem in Euren Jahren gethan hat. Und dann wollen wir gegen die Lerma's mit verbundnen Kräften arbeiten.

Ich ließ ihn reden, denn es war mir nicht gemüthlich, ihm zu antworten.

Morgen ſoll ich dem König mit der Braut vorgeſtellt werden. — Warum bin ich ſo unglücklich in meinem Glücke? Du hatteſt Recht, ich ſollte zu dem Grabe meines Vaters fliehen. Aber wollt' ich nicht? Noch einmal, der Geiſt meines Vaters hat mich ganz verlaſſen. Wenn hier Glück zu finden, zu ſuchen war, ſo mußt' es nicht ſo geſchehen, dieß iſt es, was ich peinlich fühle. Nein — ich müßte nicht

mit ſo vieler Schwermuth, ſo vielen Widerſprüchen glücklich ſeyn; ach, wir ſind ein melancholiſches Brautpaar. Nie hat ſich Jugend mit blühender Schönheit bei äußern glücklichen Umſtänden unter einem traurigern Geleite vermählt. Noch einmal, ſo leitete Adam ſeine ſchöne Gehülfin aus dem Paradieſe; er fühlte, was er verloren hatte, daß er es durch ſie verloren hatte. Um ihretwillen möcht' ich dieſe Worte ausſtreichen, und kann nicht. Ich fühle, daß ich gefallen bin, daß ſie gefallen iſt. Zu dir wollen wir eilen, unſre Scham in dicken Gebüſchen zu verbergen, bevor ſich unſer Herz gegen ſie verhärtet. Lebe wohl, Suleima, ich danke dir für deinen milden Brief. Ja wohl müſſen wir ſchweigen, wenn das Schickſal uns ſo gefeſſelt hat, daß wir die Bande nicht mehr zerreißen können.

9.

Die Hochzeit wurde mit aller Pracht gefeiert. Das Geräuſch, die Zerſtreuung, der Genuß der Liebe heilten das neu vermählte Paar nicht von ihrer Schwermuth. Ihre Herzen blieben in Trauer. Don Raphael fand die Urſache dazu in der Zerrüttung ſeiner Begriffe durch jene ihm unbegreifliche Nacht, in ſeinem Aufenthalt in der Stadt. Seraphine willigte mit Freuden ein, ihm nach Kaſtellmanſor zu folgen; aber noch immer gelang es dem Vater und ſeinem Anhang, ſie durch neue Hinderniſſe und Ausflüchte zurückzuhalten. Zwei Monate nach ihrer Vermählung ſchrieb Don Raphael an Suleima:

Was ich dir hier ſchreibe, ſchreibe ich in der kalten Starrheit der Verzweiflung. Mein Herz iſt zuſammengezogen, ſtumpf

iſt mein Verſtand. Ich kann nicht klagen, nicht wüthen, nicht weinen, und hoffe, ich werde es nicht thun, wenn auch mein Herz wieder warm, meine Sinne wieder lebend werden ſollten. Suleima, die Ahnungen, die vor mir ſchwebten, wehten als Warnungen aus der Geiſterwelt, von dem Grabe meines Vaters her. Dieſes glaub' ich, ja dieſes glaub' ich. Meine rohen, zerrütteten, von gefährlichen Reizen entflammten Sinne vernahmen, verſtanden nur die Warnung nicht, wollten aus Feigheit, aus Hang nach Genuß ſie nicht verſtehen. Ich darf nicht klagen, Suleima! plötzlich zerriß die düſtre Wolke, die vor meinen Augen ſchwebte, und ſpie das Ungeheuer aus, womit das Schickſal ſie gefüllt hatte. Im ſauſenden Sturme überfiel es mich. Meine peinlichen Empfindungen logen nicht; ich fühlte den Schauder, der das Thier warnt, wenn die ſchön gefärbte Giftblume ſeinen Gaumen reizt. — Ich bitte dich, lies kalt, was ich ſchreibe, und laß nicht den lähmenden Froſt, der nun in meinen Gliedern ſchleicht, in dich hinüber gehen. Sitze da, ein kalter, gleichgültiger, unbeſtochener Richter!

Es ſind heute zwei Monate, daß ich verheirathet bin. Ich habe dir gefliſſentlich nicht geſchrieben, weil mein erſtes unſere Ankunft auf Kaſtellmanſor melden ſollte; vielmehr, ich konnte nicht ſchreiben. Hätt' ich dir nicht ſagen müſſen, daß die peinliche Schwermuth den Glücklichen ins Brautgemach folgte? Der Schimmer reiner Liebe erfüllte es nicht, längſt hatte die Glut ihren ſüß duftenden Kranz verſengt; verwelkt, verdorret hing er um unſere jugendlichen Schläfe. Aber immer dacht' ich noch, ihre Schwermuth entſpringe, wie die meine, aus allzu zarter Empfindung über jenen unglücklichen Zufall,

und hoffte alles Peinliche ſollte verſchwinden, wenn wir einmal der verpeſteten Luft dieſes goldnen Hauſes, das der Leichengeruch verdorbner Menſchheit füllt, entflohen wären. Ich lag dem Vater an — ja, ich bat den Mann, den ich haſſe. Seraphine drang in ihn, drang mit Thränen in ihn. Er erfand immer neue Schwierigkeiten, und es ließ ſich an, als müßte der Mann endlich ſein Weib mit Gewalt entführen, das ich ihm auch ziemlich launig ſagte. Er lächelte ſein Tigerlächeln, und meinte, es würde mir ſchon beſſer gefallen, wenn ich nur erſt die Vorzüge Madrids und des Hofs mehr gekoſtet hätte. Der Thor! Vorwärts ſtieß ihn das Schickſal, er ſollte in der blinden Sicherheit des verhärteten Verbrechers nach der Grube rennen, wo die Vergeltung auf ihn lauerte, wo die ewige Gerechtigkeit ihren Rächer hingeſtellt hatte.

Ich floh oft dieſen mir verhaßten Palaſt, und hielt mich zu Zeiten eine Nacht auf dem Meierhof Mariens mit Pedro Gomez, ihrem Bruder, auf. Nur hier athmete ich freier. Geſtern ritt ich dahin. Gomez verſprach, dort einzutreffen; den Morgen gedachten wir zu einem ſeiner Freunde zu reiten, den ich wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften ſchon längſt zu kennen wünſchte. Ich benachrichtete Donna Seraphine davon; und ihr Abſchied ſchien mir beklommener als je. Kaum war ich auf dem Meierhof abgeſtiegen, als mich eine peinliche Unruhe überfiel. Pedro's Schweſter folgte ängſtlich meinen Bewegungen; ich konnte nicht bleiben; bat ſie, mich bei ihrem Bruder zu entſchuldigen, und ſprengte nach Madrid zurück. Es war Nemeſis, die Göttin der rächenden Vergeltung, die mich trieb, mit ihrem glühenden Athem anhauchte.

Die Nacht war eingebrochen. An dem Eingang des Pallaſtes traf ich eine Senfte; die Fakeln der Begleiter waren ausgelöſcht. Als ich in die Vorhalle trat, entdeckt' ich unter den Dienern den jungen Edelmann von dem Stiergefecht.

Wie ein aus der Erde plötzlich aufſteigendes Geſpenſt erſchien ich dem Manne. Er raffte ſich zuſammen, und flog die Treppe hinan. Ich folgte ihm auf der Ferſe, ſchwebte nah auf ſeinem Nacken. Er eilte nach den innern Gemächern, nach den Gemächern Seraphinens! Ich wollte die Thür ergreifen, er ſtellte ſich kühn davor und ſchrie mit ſtarker Stimme: „Don Raphael, nur der Tod kann mir dieſes Schloß entreißen!" Ein Schrei des Schreckens brach aus dem Innern; es war die Stimme meines Weibes. Ich zog den Degen, um den Frechen an meiner Thüre zu ermorden. „Das könnt Ihr," liſpelte er mit bebenden Lippen, und umſchlang das Schloß mit beiden Händen. Mit Heftigkeit trat ich wider die Thüre, ſie erbebte in den Angeln. Aus Furcht, ſie würde bei dem zweiten Tritt aufſpringen, liſpelte er mir noch leiſer ins Ohr: — „der König!" Kaltes Erbeben goß ſich in mein Herz, die Wuth verloſch, mein Beſinnen erwachte, der Schleier war zerriſſen, da ſtand das Ungeheuer, das mich erwürgen ſollte. Doch wollt' ich ihm näher in die Augen ſehen. Ich trat nun kälter und nachdrücklicher gegen die Thür, ſie fuhr auf — ich ſtand auf der Schwelle — ſie ſank leblos nieder — die Schande, die Verzweiflung zerbrachen meinen Namen auf ihren Lippen. Philipp ſtand ſtumm und bebend in der Mitte des Zimmers. Ich hatte genug geſehen. —

Ich bitte dich, faſſe dich, guter Vater! das, was du bisher geleſen, iſt ein gewöhnliches Spiel in Madrid, nur ſieht es nicht jeder ſo kalt und ernſt an, als dein Sohn; aber was du nun leſen wirſt, dieß liegt mehr auſſer dem Gewöhnlichen — doch was wäre auch am Hofe Ungewöhnliches? —

Der Alte beklagte ſich Morgens über das Podagra; das Geräuſch, der Bericht der Einverſtandenen hatten ihn ſchnell davon geheilt. Er kam mir entgegen — ich ſchien ihm ganz gelaſſen, ſo gelaſſen, wie ſeine innerliche politiſche Ueberzeugung und Weisheit längſt berechnet hatten. Er ſchien zu denken, die Maske ſey mir bei der plötzlichen Erſcheinung auf einmal abgefallen. Stumm folgte ich ihm in ſein Kabinet.

Ich hoffe, Don Raphael, Ihr habt den König nicht beleidigt?

— Warum ſollt' ich, Don Antonio?

Was ſollte er von dem jungen Mann nun glauben, den er nach ſeinen vorigen Aeußerungen in Raſerei zu finden glaubte. Mußt' ich ihm nicht ein ausgemachter Hofmann ſcheinen? Aber der Geiſt des klugen Ulyſſes ſtand auf meiner Seite, den ſah er nicht — merkte nicht, daß die rächende Vergeltung ihn mir zugeſellt hatte. Wußt' ich's doch ſelbſt nicht. War ich doch ſelbſt ein Werkzeug, das, von ihr geſtimmt, ihrer Leitung blind gehorchte. — Er fuhr fort:

Ich erſchrack über den Zufall, nun dank' ich's ihm, da ich Euch ſo ruhig ſehe, daß er Euch Dinge offenbart hat, die ich Euch längſt gerne mitgetheilt hätte.

— Auch ich danke es ihm.

Es iſt ein glücklicher Zufall, ſobald Ihr ihn recht zu

nutzen verſteht. Laßt uns von dem Schrecken des Königs Gebrauch machen, in den ihn Eure Erſcheinung verſetzen mußte. Doch laßt mich nur machen. War er ſehr erſchrocken? ſehr in Angſt?

— Mich dünkt es!

Philipp, Philipp! wir haben dich! — Es freut mich, Don Raphael, daß ich Eure innere Feinheit, Eure richtig rechnende Klugheit durch Eure rauhe Schale aufgeſpürt habe; aber eben dieſe rauhe Schale ſoll uns nun zum großen Sieg verhelfen. Legt dieſe Maske noch nicht ab.

Er gefiel ſich in ſeinen Hoffnungen, und fuhr fort:

Euer Vater verſäumte einſt aus Eigenſinn die Gelegenheit, die ihm das Glück darbot, der erſte Mann in Spanien zu werden: hier drängt ſie ſich ſeinem Sohne nun auf, und unter weit glänzendern, weit ſicherern Verhältniſſen. Nur auf dieſen Grund gebaut, und wir wollen den ſchwachen König den Lerma's bald entreißen. Ich hab' erfahren, was ein ſchönes, verſchmitztes Weib vermag, und nur Euer Vater wollte dieß nicht faſſen.

Nicht faſſen, erwiederte ich noch kälter. Mich dünkte, ich läſe auf ſeiner Stirne, hörte aus ſeinen hingeworfenen Worten etwas, das auf die Enthüllung des finſtern Geheimniſſes führen ſollte. — Ich fuhr fort, er war ein ſonderbarer Mann, und überſah zu leicht ſeinen Vortheil.

Wahrlich, das that er damals, denn er konnte durch Eure Mutter werden, was Ihr nun durch meine Tochter werden ſollt.

Und er wollte dieß nicht faſſen? Sieh, ganz hat er ſich mir doch nicht vertraut, zwar weiß ich —

Wir wechſelten hier Blicke, die in die verborgene Tiefe bringen ſollten. Den meinen gelang es; aber der glatte Spiegel meiner Jugendſtirne blendete den Forſcher. Mein ganzes Daſeyn hatte ſich ins Herz gezogen.

Nun ſo wird er Euch auch vertraut haben, daß ich es war, der ihm den Weg zur Größe und Macht vorzeichnete. Dieſes ſagte er mit einer Miene, die auf Dank rechnet.

— Und wenn er es gethan hätte?

So hätt' ich doch den inneren Schalk errathen! Don Raphael, Ihr werdet es weit bringen; nur erſt heute freu' ich mich unſrer Verbindung. Da Ihr das wußtet und doch die Verbindung mit meiner Tochter ſuchtet, ſo müſſen Ehr- und Ruhmſucht gerade ſo tief in Eurem Herzen Wurzel gefaßt haben, als ich immer glaubte.

Ich war gegen die Wahl meiner Tochter, weil ich einen Sohn zu haben wünſchte, der mit mir einverſtanden, von mir geleitet, nur an der Größe meines Hauſes arbeitete; der fähig wäre, meine kühnen Entwürfe zu befördern. Ich hab' den Mann in Euch gefunden, und nun mögen auch die Vorwürfe meines Gewiſſens ſchweigen, die es mir in ſchwachen Zeiten über den ſchnellen Tod Eurer Mutter machte. Mein Eifer, Eurem Vater und dem Könige zu dienen, war vielleicht zu tadeln; aber ward er nicht das Opfer ſeines Eigenſinns? Meint' ich's nicht gut mit ihm? Feuerten mich nicht ſeine Anverwandten dazu an? Um des Guten willen, das ich nun dem Sohne erweiſen kann, mag ich nun das Böſe vergeſſen, das zufällig den Vater durch meinen Eifer traf. Dieß war mein erſter Wunſch, als ich Euch kennen lernte. Er iſt erfüllt!

füllen? Groll einzusaugen bei den Leiden meiner Brüder, weil ich sie nicht stillen kann? Zu theuer sind die Kenntnisse erkauft, die ich hier erworben; jede kostet einen Theil meines Glücks, und ich gleiche dem Kaufmann, der Balsam gegen Gift eintauscht und nun mit verderbender Waare wuchert. Doch ich mußte so geführt werden, um den Verräther zu erschleichen. Bereite mir Musik, bereite mir Ruhe. Nur an deinem Busen kann ich den bittern Groll verhauchen. Noch bleib' ich hier, um abzuwarten, was sie beginnen mögen. Ich bin entschlossen zum Kampfe mit allen den glänzenden Ungeheuern. Wahrlich, Philipp sollte mir so nicht entgangen seyn; aber jene Nacht — diese Zusammenkunft — was sollt' ich an ihm rächen? Was ist sie mir? Hat nicht die Schande den Knoten gelöst, bevor er geknüpft worden? So aufgelöst, daß ihn weder die Macht der Erde, noch die Macht der Natur wieder zusammenziehen kann? Zurück in das Dunkel meiner Wälder. Ich bin frei, wie ich war. Ich irrte in einem wilden, verworrenen, ängstlichen Traume, der mit einer lichten Erscheinung schloß. Aus seinem Blute sprangen keine Rächer, die Töchter des Schicksals sahen es fließen und priesen ihren mächtigen Gebieter.

Hier lies meinen Brief an das Weib und ihre Antwort. Beweine sie, auch ich kann sie beweinen.

An Donna Seraphine!

— Verachtung und Haß trieben mich aus Eurem Palaste und nicht die Furcht wegen der Folgen einer gerechten Rache. Ihr entgingt ihr, weil ich der Scham meine Rache überlassen will, dem Gefühl Eures Herzens, das Meisterwerk der Natur

ſelbſt in Euch geſchändet zu haben. Was hätt' ich zu rächen? Ihr ſeyd für mich nicht mehr in der Welt. Ganz war't Ihr es nie, denn in den trugvollen Ergießungen Eurer Liebe fühlt' ich dunkel, es verbände mich kein reines, meiner würdiges Band mit Euch. Mein Diener wird Euch ſagen, wo ich mich aufhalte; ich bin bereit, mich vor ein Gericht des Königs zu ſtellen und die Urſachen der Welt zu enthüllen, die dieſe blutige That erzeugten. Stellt dieſes Blatt gegen mich. Laut ſage ich, ich habe Euren Vater ermordet; doch wähnet nicht, es ſey um des Verbrechens willen, in das Ihr verflochten ſeyd; er beging ehemals eins, welches dieſe Rache nicht verſühnen kann — laßt Euch nach meinem Namen nennen, wenn die Schamröthe es Euch erlaubt. Gegen Natur und Recht verſtattet das Geſetz dem Weibe, ihre Schande mit dem Namen ihres Mannes zu decken — nutzt es und ſeyd glücklich, wenn Ihr könnt. Mein Glück, wie meine Ehre, ſind außer Eurer Gewalt; alles, was Ihr auf mich wirken konntet, war, mich einen Augenblick zu bethören. Ich bleibe hier, bis man mich fordert. Raphael de Aquillas.

Donna Seraphine an Don Raphael.

Durch Thränen, Reue und Gebet hoffe ich vielleicht den künftigen ſtrengen Richter zu verſühnen. Von Euch hoff' ich es nicht, darf und will es nicht hoffen. Bebend ſteh' ich vor Euch, ich die Unwürdige, die mit Recht Verworfne. Fürchtet die Rache unſers Hauſes nicht. Keiner wird Euch vorfordern, keiner Euch anklagen. Mein Vater iſt dem Tode nah, mit ihm ſtirbt ſein Haus und alle ſeine gefährlichen Entwürfe

lernte, die Stärke Eures Geiſtes, die Sanftmuth Eures Herzens mir ſichtbar wurden, ich Eure edlen Geſinnungen in Euren Augen las, durch meine ausgeſandten Diener Eure edlen, ſtillen Thaten vernahm, die allem Gefühl abgeſtorbenen Höflinge vor dem freien, offnen Sohn der Natur erbleichen ſah und bald Eure ganze Größe und Erhabenheit, der ich mich vergebens nachzuſchwingen ſtrebte, in meine Seele ſank; da verfiel ich in die Euch ſo räthſelhafte, mir ſo qualvolle Schwermuth. Ich fühlte mich Eurer unwürdig; aber die eigennützige Liebe ſiegte und ich konnte den Wunſch nicht bezwingen, den Mann meiner Bewunderung mein zu nennen, es koſte, was es wolle.

Wie oft lag ich vor den Bildern der Heiligen in meiner einſamen Kammer, jammerte und ſeufzte, daß ſie mir Euch zugeführt hätten, da ich Eurer nicht mehr würdig wäre! Vor ihnen klagt' ich meinen Vater, den König, Euren Vetter an und rief zum Himmel, mich durch ſeine Blitze zu reinigen, zu vernichten und, ach, mich wieder tadellos zu ſchaffen. Mit meinen Thränen benetzte ich das Bild der Allreinen — ihr milder, erhabener Blick, der Aller Schmerzen heilet, verwundete mich — denn das, was ich verloren, ſah ich in ihrem heiligen, göttlichen Angeſicht.

Mein Vater drang in die Vermählung mit Eurem Vetter; ich ſagte ihm mit mehr Muth, als ich ihm bisher gezeigt: Ihr müßtet der Mann ſeyn und nie ein andrer. Ich fand ihn gefälliger als ich vermuthete. Den einzigen Einwurf, den er mir machte, war: Eure Art zu denken und zu handeln. Er fürchtete, Ihr möchtet dem Plan nicht beiſtimmen, den er ſo glücklich ausgeführt, vielleicht durch Eure ſonderbare

Heftigkeit das ganze politiſche Gewebe ſeines Verſtandes zerreißen. Doch der Hang des Hofmanns, den Menſchen immer ſchlecht zu denken, flößte ihm bald den Wahn ein, Euer Betragen ſey nichts, als eine neue, klug erfundne Maske. Euer Vetter, der durch die Verbindung zwiſchen Euch und mir denſelben Zweck zu erhalten hoffte, ließ ſich die Veränderung gern gefallen. Die Herrſchaft über den König ſuchten ſie und dazu war ihnen jedes Mittel gleich und gut. Von ſolchen Männern ward ich geführt. Meine Mutter durfte nie reden; ſie weinte im Stillen über mich und fürchtete die Zukunft. Tauſendmal ſchwebte das ſchreckliche Geheimniß auf meinen Lippen, wenn ich ſah, wie theilnehmend Ihr auf den Schmerz blicktet, der an meinem Herzen nagte. Die Scham, die Furcht, Euch zu verlieren, die Vorſtellungen meines Vaters, der Euch, nach ſeinem Ausdruck, erſt nöthigen wollte, ihm Eure verborgene Denkart zu enthüllen, hielten mich zurück. Dieſer ſträflichen Zurückhaltung folgte bald ein größeres Verbrechen, ein Verbrechen, das ich Euch nicht nennen, das ich kaum berühren kann. Die Reue will's und die Scham hält mich zurück. Als Ihr mir den Entſchluß, Euch auf eine Zeit lang zu entfernen, vertrautet, ſah ich, was ich längſt gefürchtet hatte, daß ich Euch verlieren müßte, daß Euch Euer innrer Geiſt vor der Gefallnen warnte. Gleich ſolltet Ihr mir werden — durch Ueberraſchung an die Gefallne gefeſſelt werden. Verachtet mich, nur haßt mich nicht. Don Raphael, es war ein Augenblick, worin ich um Eures Beſitzes mit dieſen ſchwachen, zarten Händen, mit dieſem Herzen, das jede Klage des Leidenden zerreißt, gemordet, allen Heiligen, dem Himmel ſelbſt

— Aber es koſtete ihn ſeine Augen, Don Antonio!

Die er nicht brauchen wollte, ſein Glück zu ſehen, antwortete er ſchnell.

Es war gleichwohl eine menſchliche Stimme, die dieſe Worte ausſprach.

In eiskalter Wuth zog ich den Degen und rief: mein edler Vater, ich danke dem vergeltenden Schickſal, welches das verblendete Opfer, nach dem ich ſo lange geforſcht habe, meiner Rache entgegen trieb. Im hohen Gefühl des Danks will ich es ſchlachten und der Rache ganz genießen! Bebe nur, die kalte Hand des Todes ſoll dich faſſen, dich vor deinen Richter ſtellen, der nun helle ſieht. Verkünde ihm die Rache ſeines Sohns!

Er griff, während meiner Rede, nach ſeinem Degen, vertheidigte ſich mit vielem Muth; aber bald faßte ich ihn an der Bruſt, warf ihn zu meinen Füßen, trat auf ſeinen bebenden Leib und ſtieß ihm das Schwert der Rache durch die Bruſt. Ich verließ das Gemach der Rache. Sie kam mir bebend entgegen, wollte meine Knie umfaſſen — ich ſchrie ihr zu: entweiche meiner Rache — dieſen da hat ſie ſchon gefunden. Dann warf ich mich aufs Pferd und kehrte nach dem Meierhof zurück, entſchloſſen, die Folgen der That geruhig abzuwarten.

Beſſer, mein Vater hätte mir den Urheber ſeiner Schmach genannt. Aus Furcht, die Rache möchte für mich gefährlich werden, verſchwieg er ihn.

Wer kann den Spruch der Vergeltung abändern, wer in ihre heilige, ewige Rechte greifen, durch die allein die Menſchheit beſteht? Mich ſtieß vorwärts das Schickſal, trieb

mich zu dem Verbrecher auf dunkeln Pfaden, damit er fiele unter meiner rächenden Hand; aber auch ich mußte in das Gewebe mit verflochten werden, das anders ihn allein umſponnen hätte. So ſpottet der Zufall — wie ſoll ich's nennen? — der menſchlichen Vorſicht. Recht mußte geſchehen, muß geſchehen, daß die Kühnheit der Verbrecher gebeugt werde. Darum verblendete ihn das Schickſal, daß er ſich in ſeinem eignen Wahn verfinge. Hätt' ich ihn ſonſt nicht ausfinden müſſen durch den widrigen Eindruck, den er auf mich machte, durch den Haß, den er mir einflößte? durch die dunkeln Warnungen deines Briefes?

Nicht meines Vaters Schweigen, nicht dein Eid konnten ihn retten. Empört ging ich weg von ſeinem Angeſicht und mußte wiederkehren; Zufall mußte ſich an Zufall knüpfen, bis der alles Entſcheidende uns Stirne gegen Stirne ſtellte, ich mit Kälte gewaffnet ihm das Geheimniß entlockte, zur Selbſtanklage ihn zwang und das leiſe ſchleichende Werk der Vergeltung zur blutigen Vollendung gedieh! Es mußte geſchehen, mußte ſo geſchehen, daß der Pfeil der Rache die Hand des Schützen zugleich verwunde. Auf das Grab meines Vaters will ich den blutigen Degen legen. Ich fühle, daß mich dieſe Geſchichte zum Manne gemacht hat; aber der Grimm, die Starrheit, der Genuß der Rache, die Menſchen, die ich dieſe Zeit her geſehen, erregen ein Gewühl von Gedanken und Empfindungen in mir, die ſich zu einem ſchrecklichen Ganzen zu bilden drohen. Mußte ich darum meine ſtille Heimath verlaſſen, um mein Herz durch die Erfahrung vergiften zu laſſen? Meine Einbildungskraft mit düſtern Bildern zu

füllen? Groll einzuſaugen bei den Leiden meiner Brüder, weil ich ſie nicht ſtillen kann? Zu theuer ſind die Kenntniſſe erkauft, die ich hier erworben; jede koſtet einen Theil meines Glücks, und ich gleiche dem Kaufmann, der Balſam gegen Gift eintauſcht und nun mit verderbender Waare wuchert. Doch ich mußte ſo geführt werden, um den Verräther zu erſchleichen. Bereite mir Muſik, bereite mir Ruhe. Nur an deinem Buſen kann ich den bittern Groll verhauchen. Noch bleib' ich hier, um abzuwarten, was ſie beginnen mögen. Ich bin entſchloſſen zum Kampfe mit allen den glänzenden Ungeheuern. Wahrlich, Philipp ſollte mir ſo nicht entgangen ſeyn; aber jene Nacht — dieſe Zuſammenkunft — was ſollt' ich an ihm rächen? Was iſt ſie mir? Hat nicht die Schande den Knoten gelöst, bevor er geknüpft worden? So aufgelöſt, daß ihn weder die Macht der Erde, noch die Macht der Natur wieder zuſammenziehen kann? Zurück in das Dunkel meiner Wälder. Ich bin frei, wie ich war. Ich irrte in einem wilden, verworrenen, ängſtlichen Traume, der mit einer lichten Erſcheinung ſchloß. Aus ſeinem Blute ſprangen keine Rächer, die Töchter des Schickſals ſahen es fließen und prieſen ihren mächtigen Gebieter.

Hier lies meinen Brief an das Weib und ihre Antwort. Beweine ſie, auch ich kann ſie beweinen.

An Donna Seraphine!

— Verachtung und Haß trieben mich aus Eurem Palaſte und nicht die Furcht wegen der Folgen einer gerechten Rache. Ihr entgingt ihr, weil ich der Scham meine Rache überlaſſen will, dem Gefühl Eures Herzens, das Meiſterwerk der Natur

ſelbſt in Euch geſchändet zu haben. Was hätt' ich zu rächen? Ihr ſeyd für mich nicht mehr in der Welt. Ganz war't Ihr es nie, denn in den trugvollen Ergießungen Eurer Liebe fühlt' ich dunkel, es verbände mich kein reines, meiner würdiges Band mit Euch. Mein Diener wird Euch ſagen, wo ich mich aufhalte; ich bin bereit, mich vor ein Gericht des Königs zu ſtellen und die Urſachen der Welt zu enthüllen, die dieſe blutige That erzeugten. Stellt dieſes Blatt gegen mich. Laut ſage ich, ich habe Euren Vater ermordet; doch wähnet nicht, es ſey um des Verbrechens willen, in das Ihr verflochten ſeyd; er beging ehemals eins, welches dieſe Rache nicht verſühnen kann — laßt Euch nach meinem Namen nennen, wenn die Schamröthe es Euch erlaubt. Gegen Natur und Recht verſtattet das Geſetz dem Weibe, ihre Schande mit dem Namen ihres Mannes zu decken — nutzt es und ſeyd glücklich, wenn Ihr könnt. Mein Glück, wie meine Ehre, ſind außer Eurer Gewalt; alles, was Ihr auf mich wirken konntet, war, mich einen Augenblick zu bethören. Ich bleibe hier, bis man mich fordert. Raphael de Aquillas.

Donna Seraphine an Don Raphael.

Durch Thränen, Reue und Gebet hoffe ich vielleicht den künftigen ſtrengen Richter zu verſühnen. Von Euch hoff' ich es nicht, darf und will es nicht hoffen. Bebend ſteh' ich vor Euch, ich die Unwürdige, die mit Recht Verworfne. Fürchtet die Rache unſers Hauſes nicht. Keiner wird Euch vorfordern, keiner Euch anklagen. Mein Vater iſt dem Tode nah, mit ihm ſtirbt ſein Haus und alle ſeine gefährlichen Entwürfe

des Ehrgeizes. Er selbst lispelte mir ins Ohr, Eure Rache sey gerecht, und befahl mir, sie zu verbergen. Den Arzt hab' ich durch einen Namen erschreckt, der nur Euch nicht furchtbar ist. Dem Urheber meines Unglücks, wenn ich es zwischen ihm und meinem Vater theilen darf, liegt daran, daß die Ursache und die That mit meinem Vater sterben. Man hat bei Hofe ausstreuen lassen, man habe Euch in wichtigen Geschäften nach Italien gesandt. Ihr könnt also ruhig nach Eurem Schloß hinziehen.

— Willkommen wäre mir der Tod von Eurer Hand gewesen; aber ich bin nicht würdig, so zu sterben. Die Schande, der Gram, das Gift des Gefühls meiner Unwürdigkeit sollen mich langsam nach dem Grabe hinleiten, ohne daß mir der Trost der Klage über mein Schicksal bleibe.

Ja, Don Raphael, ich verdiene Eure Verachtung; aber ob ich Euren Haß verdiene, ob die Unglückliche nicht Eures Mitleids werth ist, überlasse ich dem Eindruck meines Schreibens. Ich flehe nicht um Euer Mitleid, tiefer bin ich gefallen als eine meiner Gespielinnen; aber nicht so tief, daß ich Eure Vergebung wünschen könnte. Ich fühle aus meinem Herzen, aus dem Euren, daß wir ewig getrennt seyn müssen, daß Ihr mir nicht vergeben dürft, ich keine Vergebung von Euch empfangen darf und lebte auch mein Vater und hätt' ihn Eure Rache auch nicht so schrecklich getroffen. Sollte die Reuende ewig vor ihrem unsträflichen Richter zittern? In jedem seiner Blicke ihr Verdammungsurtheil lesen? Es in jedem seiner Worte hören? Ihr seht, daß ich weiß, wie ich seyn müßte, um neben Euch zu leben; Ihr sollt sehen, daß ich es immer

tief empfunden habe. Auch rechtfertigen will ich mich nicht; will nur zu Euch reden, wie ich einſt zu dem Richter meines Lebens reden werde.

Mein Vater erfüllte mein unerfahrnes Herz mit dem glänzenden Wahn der Welt, von dem Augenblick meines Aufkeimens. Er vergebe mir dieſe Anklage um des peinlichen Schmerzes, den ich dabei leide. Meinen Hang nach edlern Genüſſen und Beſchäftigungen verlachte er, ſah nichts in ſeiner Tochter, als die aufblühende Schönheit, durch die er ſich einſt mit dem erſten und mächtigſten Hauſe zu verbinden hoffte. All ſein Streben ging dahin, mich zu dieſem Zweck zu bilden. Es ſind nun ſechs Monate verfloſſen, daß er ſich mit dem Herzog de Lerma entzweite; von dieſem Augenblick wandte der von Ehrgeiz Verblendete alles an, dieſen mächtigen Günſtling zu ſtürzen. Der König hatte mich oft am Hofe geſehen, zu meinem Vater von mir geſprochen und darauf baute er ſeinen Plan — laßt mich einen Schleier vor dieſe ſeine That ziehen. Mich, mich will ich anklagen! Mich, die Verblendete, die ſich durch Drohungen ſchrecken, durch Vorſpiegelungen bezaubern ließ. Don Alvaro, Euer Vetter, ſollte die Unwürdige zum Altar führen, ſo war es entworfen. Und — o laßt dieß Euren Haß mildern, wenn ihn etwas mildern kann, er trat dem Entwurf meines Vaters bei und lobte die Gefälligkeit ſeiner künftigen Gemahlin. Ich ſah Euch und wagte Euch zu lieben, wagte es mit dieſem Herzen. Als Euch mein Vater ſo unerwartet zu uns führte, verſank ich in Scham. Ich fühlte meinen ſchrecklichen Fall, fühlte, eines ſolchen Mannes nicht mehr werth zu ſeyn. Da ich Euch nun näher kennen

lernte, die Stärke Eures Geiſtes, die Sanftmuth Eures Herzens mir ſichtbar wurden, ich Eure edlen Geſinnungen in Euren Augen las, durch meine ausgeſandten Diener Eure edlen, ſtillen Thaten vernahm, die allem Gefühl abgeſtorbenen Höflinge vor dem freien, offnen Sohn der Natur erbleichen ſah und bald Eure ganze Größe und Erhabenheit, der ich mich vergebens nachzuſchwingen ſtrebte, in meine Seele ſank; da verfiel ich in die Euch ſo räthſelhafte, mir ſo qualvolle Schwermuth. Ich fühlte mich Eurer unwürdig; aber die eigennützige Liebe ſiegte und ich konnte den Wunſch nicht bezwingen, den Mann meiner Bewunderung mein zu nennen, es koſte, was es wolle.

Wie oft lag ich vor den Bildern der Heiligen in meiner einſamen Kammer, jammerte und ſeufzte, daß ſie mir Euch zugeführt hätten, da ich Eurer nicht mehr würdig wäre! Vor ihnen klagt' ich meinen Vater, den König, Euren Vetter an und rief zum Himmel, mich durch ſeine Blitze zu reinigen, zu vernichten und, ach, mich wieder tadellos zu ſchaffen. Mit meinen Thränen benetzte ich das Bild der Allreinen — ihr milder, erhabener Blick, der Aller Schmerzen heilet, verwundete mich — denn das, was ich verloren, ſah ich in ihrem heiligen, göttlichen Angeſicht.

Mein Vater drang in die Vermählung mit Eurem Vetter; ich ſagte ihm mit mehr Muth, als ich ihm bisher gezeigt: Ihr müßtet der Mann ſeyn und nie ein andrer. Ich fand ihn gefälliger als ich vermuthete. Den einzigen Einwurf, den er mir machte, war: Eure Art zu denken und zu handeln. Er fürchtete, Ihr möchtet dem Plan nicht beiſtimmen, den er ſo glücklich ausgeführt, vielleicht durch Eure ſonderbare

Heftigkeit das ganze politiſche Gewebe ſeines Verſtandes zerreißen. Doch der Hang des Hofmanns, den Menſchen immer ſchlecht zu denken, flößte ihm bald den Wahn ein, Euer Betragen ſey nichts, als eine neue, klug erfundne Maske. Euer Vetter, der durch die Verbindung zwiſchen Euch und mir denſelben Zweck zu erhalten hoffte, ließ ſich die Veränderung gern gefallen. Die Herrſchaft über den König ſuchten ſie und dazu war ihnen jedes Mittel gleich und gut. Von ſolchen Männern ward ich geführt. Meine Mutter durfte nie reden; ſie weinte im Stillen über mich und fürchtete die Zukunft. Tauſendmal ſchwebte das ſchreckliche Geheimniß auf meinen Lippen, wenn ich ſah, wie theilnehmend Ihr auf den Schmerz blicktet, der an meinem Herzen nagte. Die Scham, die Furcht, Euch zu verlieren, die Vorſtellungen meines Vaters, der Euch, nach ſeinem Ausdruck, erſt nöthigen wollte, ihm Eure verborgene Denkart zu enthüllen, hielten mich zurück. Dieſer ſträflichen Zurückhaltung folgte bald ein größeres Verbrechen, ein Verbrechen, das ich Euch nicht nennen, das ich kaum berühren kann. Die Reue will's und die Scham hält mich zurück. Als Ihr mir den Entſchluß, Euch auf eine Zeit lang zu entfernen, vertrautet, ſah ich, was ich längſt gefürchtet hatte, daß ich Euch verlieren müßte, daß Euch Euer innrer Geiſt vor der Gefallnen warnte. Gleich ſolltet Ihr mir werden — durch Ueberraſchung an die Gefallne gefeſſelt werden. Verachtet mich, nur haßt mich nicht. Don Raphael, es war ein Augenblick, worin ich um Eures Beſitzes mit dieſen ſchwachen, zarten Händen, mit dieſem Herzen, das jede Klage des Leidenden zerreißt, gemordet, allen Heiligen, dem Himmel ſelbſt

entſagt hätte. Und that ich's nicht? That ich nicht mehr? Zerriß ich nicht da den Schleier, der Euch bisher die Unwürdige verbarg? Zerſtört' ich nicht gänzlich den ſchwachen Reſt meines eingebildeten Glücks? Die Strafe, die Reue, die Verwirrung, die auf dieſen kühn entſcheidenden Augenblick folgten, waren ſchrecklich. Nie empfand ich mehr mein Unglück, meinen Fall, als da Ihr Euch aus meinen Armen rißt. Da ſah ich mich in der tiefſten Erniedrigung. Damals als ich in Euren Augen, auf Eurer Stirne den Unwillen, das edle Zürnen gegen Euch ſelbſt ſah, da hätte mich der Tod ergreifen ſollen. Nie hat ein erhabenerer Mann vor einem verworfnern Weibe geſtanden. — Was für ein Weſen ſeyd Ihr, das weder Luſt, Ehrgeiz, Herrſchſucht, noch Größe blenden! der alle ihre Schlingen zerreißt und ſie zu Siegeszeichen über unſre Verderbniß macht. Kehrt in Eure Gebüſche, in Eure reine Luft zurück, flieht die Peſt hier, die, wenn ſie Euch auch nicht anſtecken kann, wenigſtens den reinen Spiegel Eurer Seele durch ihren giftigen Hauch befleckt. O daß ich meine Seele von ihren Flecken reinigen könnte, daß ich wiedergeboren werden könnte in der Hütte des Armen, fern von den Zerſtörern aller guten Empfindungen, und nur einen Augenblick Eurer würdig werden könnte! Umſonſt — das Loos iſt geworfen — unwiderruflich iſt der Spruch der Verachtung, der Schande über mich ausgeſprochen. Unerſetzbar iſt mein Verluſt, der Tod, der alles tilgt, tilgt dieſe Schuld nicht. Hier und dort darf ich Euch nicht nahen — die unſterbliche Seele wandert noch jenſeits des Grabes in der düſtern Hülle der Schande und darf den Reinen nicht begrüßen.

Seht — ich ſchreite über glühendes Feuer, da ich dieſes ſchreibe — die Scham hält meine Feder zurück — und doch muß ich es ſagen — muß den einzigen Troſt, die einzige Erleichterung in der Entdeckung ſuchen — ich muß es ſagen und vernähme mich das ganze Menſchengeſchlecht — meine Duena überraſchte uns, weil ſie uns auf meine Veranſtaltung überraſchen mußte. Leſet weiter! leſet ſchnell weiter! Verachtet mich, nur haßt mich nicht!'

Als ich Euch wieder ſah, hing das Geſchehene in düſtrer Schwermuth um Eure Stirne. Im Staube lag das hohe Ideal, das Ihr von mir geträumt hattet; und ich zitterte jeden Augenblick, es würde Licht in Eurer Seele über mich werden, Euer forſchender Blick würde in meinem Herzen das widrige Geheimniß erforſchen. Wie ein Räthſel, das man auf Gefahr ſeines Lebens löſen ſoll, ſah ich es vor Euren trüben Augen ſchweben. Ich ſah Euch unglücklich — Eure Stärke zerſchlagen, Euren Muth geſchwächt, Eure Empfindungen im peinlichen Schwanken, und noch wußtet Ihr nichts — noch trautet Ihr der verführten Verführerin. Es war nun nicht mehr die Liebe, die mir Euch zuführte; es war Unterwerfung unter ein gehäſſiges Schickſal. Ich wollte reden, ich durfte nicht reden; andre Kunſtgriffe ſollten erſt Euer Herz beſtricken und Eure Stärke brechen. Ihr ſolltet uns erſt gleich werden oder bekennen, daß Ihr es immer geweſen. Spottet der Thoren! Ich ſpottete ihrer, weinte über den Gedanken der Möglichkeit, in dem Augenblick, da ich die Erfüllung wünſchte. Ja, in meinem Wahnſinn wünſcht' ich Euch mit einem Verbrechen beladen zu ſehen, um das meine

gegen das Eure aufzuwägen. Nie trat ein beneideteres, nie ein unglücklicheres Paar zum Altar. Schuld in dem Herzen der jungen, blühenden Braut — düstre Ahnungen, quälende Zweifel in dem Herzen des schönsten, edelsten Bräutigams. Die Verbrecherin zitterte an Eurer Hand und Euer männlicher, feierlicher Ernst verkündete der Bebenden den künftigen unerbittlichen Richter. Nur dann, wenn Ihr mir von dem Aufenthalt Eurer Jugend spracht, mich von dem Glück Eurer Kindheit unterhieltet, heiterte sich meine Seele auf. Ich sah Trost darin, diese gefährliche Stadt zu verlassen! Ich sah Trost darin, mich dann zu Euren Füßen zu werfen, Euch das Bekenntniß zu thun und mich Eurem Ausspruch zu überlassen. Gewiß würdet Ihr der Unglücklichen einen Winkel in Eurem Schlosse angewiesen haben, wo sie in Reue und Buße hätte hinschmachten können. Vielleicht, daß Zeit und Mitleid einst über Euch vermocht hätten, die Gefallne durch einen Blick aufzurichten. Sie ließen es dahin nicht kommen; sie fingen an, an Euch zu zweifeln und fürchteten, die Früchte ihrer Bemühungen zu verlieren. Durch List führten sie den König zu mir — vergebens würd' ich sagen, schuldlos war die Zusammenkunft — hier findet keine Rechtfertigung statt und keine will ich mir verstatten. Die Verzweiflung sauge an meinem Herzen. Die Scham, die Schande, mein Verlust, das peinvolle Erinnern an Euch seyen von nun an meine Gefährten. Schnell werden sie den Augenblick befördern, wo ich noch einmal Eurer würdig werden kann — wenn die Bläße des Todes mich decken, mein Herz erstarren wird und ich nichts mehr sehen und fühlen werde, als Euer Bild und

die gewünschte Auflösung. Ich danke Euch, daß Ihr mir das Verbrechen meines Vaters verschweigt — er hat es mir selbst entdeckt und ich, die für alle Unglückliche Thränen hatte, habe keine für ihn. — Ich würde es Trost nennen, wenn Trost für mich zu finden wäre, daß dieser Euer Wink mich von dem Vorwurf befreit, Schuld an seinem Tod zu seyn. Mein Verbrechen hatte keinen Theil an Eurer Rache! O mein Vater, daß ich dich nur beklagen, nicht beweinen kann! daß ich deinem Mörder dieß gestehen muß! daß bei deinem Tod die alles rächende Gerechtigkeit, selbst die Natur, in deiner Tochter Herz verstummen muß!

Don Raphael! Vor einigen Tagen lispelte man mir leise ins Ohr — wie soll ich Euch dieses sagen? — noch eine Hoffnung — ein starkes Band knüpfe mich an dieses traurige Leben. Ganz könnt' Ihr nicht von mir scheiden; doch hoff' ich und suche nichts für mich durch diese Entdeckung. Mit schmerzvoller Wonne werde ich das Einzige, was ich von Euch habe, empfangen und über mein Unglück auf seine Wangen weinen.

Laßt mich immer Euren Namen mir zum qualvollen Vorwurf tragen! Wird er Euch nicht an mir rächen, so oft ich mich nach Euch nennen höre? Ich war geboren, ihn zu ehren; dieß fühl' ich, so tief ich nun gefallen bin. Der, dessen Güte mein Herz zum Bessern gebildet hatte, vergeb' es dem Leidenden, zu dem ich nun gehe, ihm beizustehen, ihn zu beweinen, wenn ich mich und mein Elend bei dem seinen ganz vergessen kann. Seraphine de —

ihrem Dienſt bin ich gerüſtet, ſo oft mich die gedrückte Menſchheit ruft. Nur um ihretwillen werd' ich den Ort deiner Ruhe verlaſſen. Heile, mein Vater, die Wunden meines Herzens! Bringe meine verworrnen Gedanken zur Eintracht! Laß mich wiederum werden, wie ich damals war, als das Licht deiner ſchönen Seele die Dunkelheit der meinigen erleuchtete."

Suleima richtete ihn gerührt auf — verſiegelte das Grab, und führte ihn zurück.

Noch waren die empörten Geiſter Raphaels nicht ruhig, er ſprang dieſe und die folgenden Nächte oft von ſeinem Lager auf — der Schlaf floh ihn — er ſah und hörte düſter und verſchloſſen auf alles, was um ihn geſchah. Suleima bemerkte ſeinen Zuſtand mit innerm Schmerz; er fürchtete, die plötzliche Erfahrung, die unerwartete empörende Entwicklung der Begebenheiten, in die er in Madrid verflochten war, möchten den Samen zu Mißmuth, der ſo ſchnell aufſchießt, unſern edlen Kräften ſo gefährlich wird, zu tief in ſein Herz geſenkt haben. Aber noch war dieſes Gift nicht tief in Raphaels Herz gedrungen; das Gute ſeiner Natur ſiegte über die Wirkung der Mißgeſtalten, die ſich ihm ſo ſcheußlich offenbart hatten. Nur ein Gefühl erhob ſich klar in ſeiner Bruſt: den Ort zu meiden, wo ſich das Verderben zuſammendrängt, damit es ihn, da er es nicht hindern könnte, nicht in den gefährlichen Strudel zöge. Das, was ihn jetzt ſo tief und ernſt beſchäftigte, war Nachſinnen über das Vergangene. Er glaubte, das Schickſal habe darum von lange her Zufall an Zufall gereiht, ihn durch ſie, als den

von ihm und der Natur bestellten Diener der Rache, bis zu dem Augenblick fortgestoßen, worin er den sichern, verborgenen Verbrecher ergriff und opferte. Von Glied zu Gliede lief er die Kette der Begebenheiten durch, und glaubte in jedem die Spur der allwaltenden Gerechtigkeit zu entdecken; aber sein Herz erbebte, da sein spähendes Auge wahrnahm, wie das Schicksal durch den Verbrecher die von der Natur so schön und edel gebildete Jungfrau mit in die Verkettung gezogen, daß sie als Mittel zu seiner Enthüllung dienen mußte, um dann als Opfer so schrecklich zu fallen. Obgleich Betrachtungen dieser Art seine Schwermuth beförderten, so verstärkten sie doch zu gleicher Zeit das Gefühl von Entsagung und Hingeben in seiner Seele; und je näher er die Macht über sich schweben fühlte, welcher der Mensch nicht entfliehen kann, je sicherer, fester ging er vorwärts.

2.

Don Raphael war schon acht Tage auf seinem Schlosse, und noch hatte er Almerine, Suleima's Tochter, nicht gesehen. Suleima wollte sie ihm mit seinem Sohne, den er von dem Gebirge erwartete, zugleich vorstellen. Aber Almerine hatte den jungen Mann, von dem ihr Vater, als dem Wohlthäter ihres verfolgten Volks, als dem Sohn seines Erhalters gesprochen, auf seinen einsamen Gängen gesehen und lange für ihn gelitten, da sie ihren Vater um seinetwillen in Angst und Sorge sah. Sorgfältig vermied sie ihn nun und schwebte um ihn, wie ein liebender, besorgter Geist der unsichtbaren Welt. Auch genügte ihr dieß, und sie sah ihn mit frommem Entzücken, wie den wohlthätigen

Genius ihres Volks, in schöne menschliche Gestalt verhüllt, in den dunkeln Gebüschen wandern.

Raphael war mit Suleima ausgegangen, seine Vasallen zu besuchen. Bei einbrechender Dämmerung kehrten sie durch das dunkle Gehölze zurück, in traurigen Gesprächen über den nahen Sturm begriffen, womit die Wuth der Priester den Unglücklichen drohte. Auf einmal hörten sie in arabischer Sprache Klagen, von der mit Ruinen bedeckten Moschee, in die Laute singen. Sie glichen dem Trauergesang eines abgeschiedenen Geistes an dem Grabe der Tugendhaften; und so saß auch die Sängerin, gehüllt in den Schatten der Eichen, auf den bemoosten Steinen. Suleima stand betroffen, und Raphael lauschte auf die Worte der Klagenden:

„Almansor! den Trümmern deiner Moschee gleicht nun das Volk, das du führtest über das Meer, unter den schattichten Palmen zur Freiheit geboren.

Ach dein edles Volk, die Abkömmlinge deines blühenden Hauses, schmachten unter dem Druck der mächtigen, blutdürstigen Verfolger. Sie flüchten in die öden Gebirge, verbergen sich in den Höhlen, um dem Gott ihrer Väter ihre Leiden zu klagen.

Ohne Hülfe läßt er sein Volk! Zur Verfolgung werden wir geboren, im Staube liegen deine Kinder, verhöhnt und zertreten von den Uebermüthigen.

Die Flügel der Schwalben müßten wir haben, um ihrer Wuth zu entfliehen! O gib uns die Flügel der Schwalben, daß sie uns tragen über das Meer, daß wir uns sammeln unter den Palmen in Arabiens duftenden Gefilden!

Dort wollen wir preiſen den Gott unſrer Väter und ſeinen Propheten! Beſingen die Thaten des großen Almanſors! Hier dürfen wir nicht preiſen den Gott unſerer Väter, nicht laut nennen ſeinen Propheten, dürfen nicht laut weinen über unſere Schmach, nicht klagen über die Leiden, womit ſie uns plagen.

Doch laut darf klagen Almerine, die Tochter deines edlen Enkels, ſie darf klagen über die Leiden ihrer Brüder und Schweſtern, und alle dürfen klagen über das Elend ihres Volks, die dieſe blühenden Thäler bewohnen. Ein uns ſchützender Genius lebt in dem von dir erbauten Palaſt. Mein Herz opfert ihm ſtille Seufzer, reine Gebete, melodiſchen Geſang und ſanftes Saitenſpiel.

Almanſor, wenn ich ihn nicht ſehe, ſo ſchwebt er vor mir, gleich einem Genius; aber wenn ich ihn wallen ſehe, zu meinen Brüdern freundlich ſprechen höre, ſo freue ich mich, daß er ein Menſch iſt, und danke dem, der ihn ſchuf, uns Unglücklichen zum Troſt!"

Hier löste ſich der Geſang der Klagenden in einen Seufzer auf, der mit dem Nachklang der Laute und ihrer Töne in Raphaels Herz floß. Mit leiſen Schritten, als ginge er einer himmliſchen Erſcheinung nach, die er durch Geräuſch zu verſcheuchen fürchtete, nahte er den Ruinen, die das Grab umſchloſſen. Seine geſpannte Seele wähnte einen Augenblick, es ſeyen wirklich die Klagen eines Abgeſchiedenen über den Verfall des Hauſes und des Volks Almanſors. Er erblickte auf dem [illegible] die erhabene Geſtalt. — Ihr Anzug — ihre Stellung — ihre Blicke — ein ſanftes Liſpeln der

Luft in den Blättern der Eichen, die ſich dunkler färbende Dämmerung, durch welche die letzten Strahlen der Sonne wie durch einen vorgezogenen Flor ſchimmerten, beförderten die Täuſchung. —

Als Almerine ihn erblickte, ſank die Laute in ihren Schooß, und da ſie ihren Vater hinter ihm gewahr ward, erhob ſie ſich ſchnell, ſchwebte gleich einem Geiſte über das dunkle Moos, und verſchwand hinter den dicken Stämmen der Eichen.

Raphael folgte ihren Bewegungen, und als ſie verſchwand, wandt' er ſich gegen Suleima; ſeine Blicke ſchienen ihn über die Wirklichkeit der Erſcheinung zu fragen.

Suleima ſchwieg.

Raphael. Umſchweben die Geiſter der Vorwelt die Grabſtätte des Beſchützers ihres Volks?

Suleima. Daran zweifle ich nicht. Doch dieſe Erſcheinung, die ſo melancholiſch die Leiden ihres Volks beklagt, iſt in jugendlichen Körper gehüllt; es iſt Almerine, meine Tochter.

Raphael. Deine Tochter! und du verbargſt mir ſie ſo lange?

Suleima. Ich wollte ſie dir mit meinem Sohne zugleich vorſtellen, und dich für beide um deinen Schutz bitten. In ihm hoff' ich dir einen Freund zu geben, der deinem Dienſte ein kräftigeres, längeres Leben zu weihen hat, der durch Muth und Treue das erfüllen wird, woran mich mein nahendes Alter hindert. Der Dank, den ich dieſem hier Ruhenden ſchuldig bin, wird nicht mit mir ſterben.

Raphael. Du biſt mein Vater, und ich hoffe, deine Kinder werden darum gern mich Bruder nennen. Komm, laß uns der fliehenden, ſchönen Erſcheinung folgen. Nun erſt erinnere ich mich, daß Almerine erſchrack, als ſie uns erblickte. Suleima, wenn je ein Geſchöpf gebildet war, das körperlich vorzuſtellen, was unſere Seele in ihrer reinſten Erhebung unter Weſen jener Welt denkt, ſo ſcheint ſie es zu ſeyn. Komm, ſie wird durch das melancholiſche Liſpeln ihrer Klagen, durch ihre ſanfte Muſik die bittern Erinnerungen verſcheuchen, die mich noch immer verfolgen.

Sie traten in das Schloß; Suleima ſuchte ſeine Tochter auf, und führte ſie in den Saal, wo Raphael ſie erwartete. Leiſe bebend, mit jungfräulicher Schüchternheit nahte ſie; ſanfte Röthe umflog mehr ihre Wangen, als daß ſie dieſelben färbte.

Almerine, ſagte Suleima, der edle Sohn meines edlen Beſchützers will dein Schutz, dein Bruder ſeyn.

Raphael. Laß mich ſie erſt fragen, mein Vater, ob ſie meine Schweſter ſeyn will; ob ich's werth bin, mich ihren Bruder zu nennen. Darnach ſtreben will ich gern, will mir gern angelegen ſeyn laſſen, ihre Gunſt zu erwerben.

Suleima. Warum ſo ſchüchtern, mein Kind?

Almerine. Ich bin nicht ſchüchtern, mein Vater, nur weiß ich nicht, was ich jetzt ſagen ſoll, da er meinem Herzen die Worte genommen hat, die ich ihm ſagen wollte.

So knüpfte ſich bald der Knoten freundlicher Vertraulichkeit. Aſan, der Bruder, kam in einigen Tagen hinzu und Raphael fand mehr in ihm, als Suleima ihm verſprochen

der Wohlthaten seyn, die Ihr meinem Volke thut! könnte alle Empfindungen Eures Herzens, alle Gedanken Eurer Seele vernehmen, alle Eure stillen Wünsche belauschen. Wie wollt' ich dahin fliegen, sie zu erfüllen, bevor sie vollendet wären. O, der Zustand der Geister muß ein seliger, ruhiger Zustand seyn!"

Raphael faßte sie in seine Arme. „Ich freute mich damals und freue mich immer mehr, daß sich die Täuschung so schön auflöste, daß die Erscheinung nicht vor mir in Luft zerfloß und ich ein Wesen fand, das empfindet, glücklich seyn und glücklich machen kann. Muß meine Schwester zum Geiste werden, um mich zu umschweben, meine Wünsche, Gedanken und Empfindungen zu belauschen? Kennt sie dieselben nicht alle? Vielleicht würde dieser unkörperliche Zustand ihr genügen, sie glücklich machen; aber auch mich? Süße Schwärmerin, sind wir nicht innig verbunden? Und können wir uns nicht so verbinden, daß uns in dieser Welt nichts mehr trenne; daß wir einst in den seligen Gefilden der künftigen vereinigt hinschweben?"

Almerine löste sich leise aus seinen Armen. Seine letzten Worte sanken mit aller Bedeutung in ihr Herz und zogen sie in die Gefühle zurück, über die sie sich durch den Flug ihrer Seele erheben wollte. An dem sanften Feuer seiner Augen, an der plötzlichen Röthe seiner Wangen zerschmolzen die geistigen Schwingen ihrer Phantasie, sie wankte nach ihrem Sitz und neigte ihr Angesicht gegen ihren Busen.

Suleima sah ernster als je. Die kleine glückliche Gesellschaft konnte diesen Abend zu keinem freien Einklang gelangen.

4.

Raphael ging einige Tage ſtiller und nachſinnender herum, als gewöhnlich. Suleima's Betragen und forſchender Blick waren ihm nicht entgangen. Sein Entſchluß war gefaßt; er wollte es nicht länger verſchieben, ihn dem mitzutheilen, von dem die Erfüllung abhing. Er trat mit der offnen Miene zu ihm, mit der er alle ſeine Empfindungen mitzutheilen pflegte.

Raphael. Siehe, wir alle hier ſind in dem ſchönſten Bund vereinigt; um ihn noch enger zu ſchließen, fehlt nur eins und dieſes ſteht in deiner Gewalt.

Suleima. In meiner Gewalt? mein Sohn!

Raphael. Ja, mein Vater! ich bitte dich, blicke nicht ſo ernſt auf mich; höre freundlich auf das, was ich dir ſagen will. Deine Tochter kann mich glücklich machen.

Suleima. Wie das?

Raphael. Gib mir die zum Weibe, die mein Herz liebt.

Suleima. Wie, zum Weibe! vergißt du, daß du in einer Verbindung ſtehſt, welche die Kirche der Chriſten für unauflöslich hält?

Raphael. Um dir darauf zu antworten, müßt' ich die Natur beleidigen. Kannſt du, darfſt du mit jenen Unſinnigen meine Anſprüche auf das Glück der Menſchheit in Zweifel ziehen, weil man mich durch Betrug in eine Verbindung gezogen, die die Schande gelöst hat?

Suleima. Und wenn ich auch dieß nicht dürfte, ſo kann, muß ich doch dich warnen, dich nicht von neuem zum

Raphael. Berechtigt? Nun so muß ihr Unsinn Klugheit, ihre an mir ausgeübte Bosheit Gerechtigkeit, die Verfolgung gegen euch Wohlthat, ihre Heuchelei, ihr Blutdurst Religion seyn! So sind die Gefühle der Natur, der menschlichen Rechte Verwegenheit und Aufruhr; so darf keiner mehr wagen, sich über den Moraſt zu erheben, in dem sie sich wälzen und der Spanier ist allein geboren, sich von Männern blindlings leiten zu lassen, die seine besten Eigenschaften zu Verbrechen und seine schlechten zu Tugenden zu machen wissen. Opfre diesem Wahnsinn, laß den zum Glück geschaffenen nach der Wonne des Lebens lechzen, laß sie hinschmachten in der Blüthe der Jugend und trenne was die Natur verbunden hat.

Zuleima. Raphael, du entscheidest durch diesen Schritt über dein Leben; ich sehe vor meinem bangen Geiste das Gewebe des Schicksals schweben, das uns und dich mit uns umgeben wird. Und wie magst du dem Schicksal Folgen zuschreiben, die du aus freier Wahl veranlassest? Dieses dunkle Wort hat nur für den Verunglückten einen tiefen, tröstenden Sinn, der sein Verhängniß nicht selbst bestimmt, der ohne Schuld und Vorwissen von dem Strudel gewaltsamer Begebenheiten dahin gerissen wird. Doch du bist entschlossen und dieß scheint dir für dich genug; aber soll der Vater nicht vorher die Tochter fragen, ob sie sich dem Gerüchte aussetzen will, das nothwendig über sie ergehen muß, wenn sie in diese geheime Verbindung mit dir willigt. Hat das Volk das Recht auf guten Leumund darum verloren, weil es in Unterdrückung seufzt?

Raphael. Dieſes fällt ſchwerer in mein Herz; doch bedenke, mein Vater, daß mein und ihr Glück davon abhängt; bedenke, daß Raphael dich auffordert, ihn ganz zu dem deinigen zu machen. — Laß uns nun hinunter zu deinen Brüdern ſteigen.

5.

Die Liebe beſiegte bald alle Bedenklichkeiten des bangen Vaters. In der Moſchee, an dem Grabe der Sanftſchlummernden wurde in der Stille der Nacht die Feierlichkeit von Suleima nach der Weiſe ſeiner Väter vollzogen. Raphael flehte zu den ſie umſchwebenden Geiſtern ſeiner Eltern um Segen, und ſtellte ihnen die ſchüchterne Jungfrau dar. Die Gefühle der Vergangenheit und Zukunft miſchten ſich in die gegenwärtige Wonne der Liebe. Vater, Bruder, Braut und Bräutigam neigten ſich in eine Gruppe, und ihre Herzen ſchwuren in ſtiller, freudiger Wehmuth, Unzertrennlichkeit im Glück und Unglück.

Raphael fühlte nun zum erſtenmal den Genuß der Verbindung ſchöner gleichgeſtimmter Seelen; ſanfte Begeiſterung umſchattete das glückliche Paar. In ruhiger Wonne zerfloſſen die Tage, ſelbſt das ſorgerfüllte Herz Suleima's dehnte ſich wiederum aus in Glauben an Glück bei dem Anblick der Seligen. Raphaels Muth, Kraft und Gefühl für das Wohl der Menſchen, für die Einfalt der Natur veredelte ſich ganz an der ſanften Flamme der Liebe und Freundſchaft. Nach Verlauf einiger Monate erhielt er folgendes Schreiben von Seraphinen:

Seraphine an Don Raphael.

— Ich ſehe, Don Raphael, wie Euch die Züge dieſer Schrift empören, und doch muß ich Euch ſchreiben. Eilen will ich, und Euch nicht lange an die Erinnerung der Unglücklichen feſſeln. Ich bin an das Leben gebunden, mit den ſüßeſten, gewaltſamſten Banden des Herzens daran gebunden. Die Unglückliche, die Verworfene hat Euch einen Sohn geboren, hat gewagt, ihn Raphal de Aquillas zu nennen. Ach, ſie muß Euch dieſe Nachricht, die auch das Thier dem Walde mit freudigem Geſchrei verkündigt, mit einem von Furcht, Sorge und Angſt erfüllten Herzen anzeigen. Verwerft den Unſchuldigen nicht. Laßt ihn nicht das Verbrechen der Mutter entgelten — ich ſchwöre Euch — nein, ich darf nicht ſchwören — Eid und Schwüre der einmal meineidig Erfundnen haben keine Kraft der Ueberzeugung. Dieß, dieß iſt das Schrecklichſte meiner Lage. O daß er ſchon aufgewachſen wäre, und ich Euch durch Euer eignes Bild, das ich mit thränenvollen Augen in ihm entdecke, von der Wahrheit überzeugen könnte. Ich will ihn erziehen, daß er Eurer würdig ſey, und wenn er mich einſt vernehmen kann, will ich ihm vertrauen, warum er bei ſeinem Eintritt ins Leben keinen Vater fand. Ich hoffe es, um ihn zu verdienen, daß er mir vergebe! daß er mit mir weine! So hab' ich doch ihn von Euch, ſo ruht doch er an meinem Herzen, und trinkt den oft mit Thränen vermiſchten Saft des Lebens aus meiner Bruſt. — An meiner Seite ſchläft er, ich wache bei ihm, beobachte ihn, ob er ruhig iſt, ob kein innrer Schmerz den Unmündigen quält. Ach,

wenn ich denke, ſo würde ich ſeinen edlen Vater bewacht haben, ſo beſorgt geweſen ſeyn — zürnt mir nicht darüber, dieſe Empfindungen ſtrafen nur mich, und können Eurem Glück nicht ſchaden. Auch ſchweige ich davon. Ich bin ſehr entſtellt — ohne ihn, ohne die Hoffnung auf ihn hättet Ihr längſt die Botſchaft von meinem Tode erhalten; der Gram that ſein Möglichſtes, und nur das Gefühl für den, der ſo nah an dem bangen Herzen lag, widerſtand ihm. Vergebt mir um ſeinetwillen, daß ich lebe! Vergönnt mir, mit ihm zu leben, und nie will ich etwas von Euch fordern, nie einen lauten Wunſch wagen. Wenn Ihr mich nun ſähet — längſt iſt die Schönheit, die Urſache meines Unglücks, hingewelkt. — Nach meinem Aeußeren gehör' ich nicht mehr zu den Lebenden, und doch da ich den wüthenden Schmerzen unterlag, dem Tod mich nah fühlte, zitterte die unglücklichſte der Weiber für ihr Leben. Sollt' ich den einzigen Troſt, der mir von Euch kommt, nicht ſehen? Klagen durft' ich nicht; verdien' ich nicht, daß jedes Glück, das mir von Euch kömmt, mit bitterm, peinvollen Schmerz mir nahe! Es war mein Loos, da ich Euch ſah, da ich hoffte, da ich Euch in meine bebenden Arme ſchloß!

Verzeiht mir, daß ich um Euer Glück mich kümmre. Ich weiß, daß Ihr nun glücklich ſeyd, und ſegne die, die Euch glücklich macht. Sie hat einen Vorzug, der ſelbſt den Neid und die Eiferſucht derjenigen niederſchlagen müßte, die mehr als ich dazu berechtigt wäre. Einmal, nur einmal trieb mich das Verlangen zu ſehen, ob Ihr ruhig ſeyd, in Eure dunklen Gebüſche. Ich ſah Euch, ſah ſie. Bei ihrem

Anblick weint' ich über mich — ſo war ich einſt — zwar nicht ſo vollkommen — die Verführung hatte die Unſchuld meiner Sele früh um den heitern Glanz gebracht. Sie umſchwebt ſie ganz — ich ſah ſie dahin wallen, und mein Herz konnte ihr für das Glück danken, das Euch von ihr kömmt. Mit Schrecken hör' ich nun auf das ſich immer verſtärkende Gerücht von dem grauſamen Schluß gegen das Volk, zu dem ſie gehört. Was wird aus ihr, was wird aus Euch werden? O daß es mir gegeben wäre, der Schutz einer einzigen Geretteten zu werden! Bin ich es werth zu ſeyn? Verfließet in Luft meine Klagen, meine Wünſche! Mein Schreiben gleicht dem Schrei des Unglücklichen in der einſamen Wüſte; kein Ohr hört ihn, keine Stimme beantwortet ſeine Klagen. Keine beantwortet die meinen, die Zunge meines Säuglings iſt gebunden, er kann nur weinen, wenn er leidet.

Ich weiß, daß Euch Don Alvaro, Euer Vetter einigemal geſchrieben hat. Er ließ mich davon benachrichtigen. Hindern konnt' ich es nicht. Ich hoffe, Ihr glaubt, daß ich keinen Theil an ſeinen Vorſchlägen habe. Würd' ich den Verluſt eines Mannes ſo beweinen können, wenn ich dächte, er könne auf ſolche Vorſchläge hören? Groß und erhaben muß ich Euch denken, Euch wiſſen. Durch Euren Sohn will ich Euch nahen; dadurch, daß er Euch gleich werde, mit Euch verbunden ſeyn. Mit mir ſöhnt Euch nur mein Tod aus — in dieſem Leben hoff' ich's, will ich's nicht."

Raphaels Herz ward innigſt bewegt durch dieſen Brief. Almerine beweinte und bewunderte ſie in ihrem Fall. Sie

drang in ihren Gemahl, ihr zu antworten; er konnte ſich nicht entſchließen, weil er des Knaben nicht erwähnen wollte, weil er dadurch, daß er ſeiner nicht erwähnte, ihren Schmerz nicht bittrer machen wollte.

Don Alvaro's Briefe, deren er einige gleich nach ſeiner Ankunft erhalten hatte, enthielten glänzende Vorſchläge und Einladungen des Königs, um ihn zur Ausſöhnung mit Seraphinen zu bewegen. Er zerriß ſie in Unwillen, ohne ſie ganz zu leſen.

6.

— Schon verſchwand der Winter vor dem Hauch des erſtgebornen Sohns der Natur; neues Leben begann in den glücklichen Thälern um Kaſtellmanſor. Auch unter dem Herzen Almerine's bildete ſich der Keim ſüßer Erwartungen aus, und die Glücklichen ſahen ſeiner Entwicklung mit ängſtlicher Freude entgegen. Aber über Spanien hatte ſich der ſchwarze Dämon, von den Prieſtern beſchworen, niedergelaſſen, der mit ſeinem giftigen Hauch ihr Glück und das Glück eines ganzen Volks vernichten ſollte. Dem Erzbiſchof von Valenzia, de Ribera, unterſtützt von dem Erzbiſchof von Toledo, de Roias, dem Bruder des mächtigen Herzogs de Lerma, war es gelungen, eine Bulle von Rom zu erhalten, die den geſammten Biſchöfen verſtattete, über das Schickſal der Unglücklichen zu entſcheiden. Lange ſtimmten ihre prieſterlichen Herzen dahin, die Unglücklichen alle, Greiſe, Männer, Weiber und Kinder der Schärfe des Schwerts zu überliefern; nur dieſes ſchien ihnen das beſte Mittel, den Glauben in Spanien von der Apoſtaſie dieſer Verworfnen zu reinigen,

und ihn von aller Gefahr für wahre Chriſten zu ſichern. Ungern ſtimmten ſie endlich zur gänzlichen Verbannung von dem ſpaniſchen Boden. Der Herzog de Lerma, um ſich die Kleriſei geneigt zu machen, unterſtützte dieſen Schluß. Mit den Mauren in Valenzia ſollte der Anfang gemacht werden, weil ihre Anzahl hier am größten war und ſie leicht furchtbar werden konnten. Transportſchiffe verſammelten ſich nun in Alikante und andern Häfen des mittelländiſchen Meers. Die Truppen zogen ſich in den nahen Provinzen zuſammen; der Unterkönig von Valenzia hatte ſeine Inſtruktion erhalten, und ſchon erſcholl das Gerücht, wie der Ruf zum Tod in den Herzen der Unglücklichen, wie der Schrei des Wahnſinns in den Ohren der Baronen, deren Felder öde, deren Werkſtätten verlaſſen werden ſollten. Mit jedem neuanbrechenden Tage ſahen die Unglücklichen der Erfüllung ihres Schickſals entgegen, und benetzten mit ihren Thränen die Felder, die ſie bearbeiteten, beſäeten, ohne Hoffnung der Ernte.

Ueber Kaſtellmanſor hing düſtre Schwermuth; nur Raphael zeigte Gelaſſenheit und Muth, und unterhielt die Traurigen mit Hoffnungen, die er ſelbſt verloren hatte.

Nachdem die Furcht der Tyrannen vor der gefährlichen Kühnheit und Verzweiflung der Hunderttauſende, die man mit Gewalt von ihrem väterlichen Boden wegtreiben wollte, in der Stille alle Anſtalten des plötzlichen Schreckens getroffen hatte, ſo erſchien das königliche Edikt, das einen großen Theil Spaniens zur Wüſte machen ſollte. Der Unterkönig von Valenzia ſchickte es an die Baronen, und ihm folgten die Werkzeuge der Gewalt.

Unter Strafe des Todes gebot das Edikt, daß in Verlauf von drei Tagen Männer, Weiber und Kinder fertig seyn sollten, in den ihnen bestimmten Seehäfen zu erscheinen, um da eingeschifft und nach Afrika übergesetzt zu werden.

Unter Strafe des Todes sollte jeder an dem Ort verbleiben, wo er sich nun befände, bis ihm der Hafen bekannt gemacht würde, wohin er sich begeben müßte.

Alles, was sie besäßen, sollte den Edelleuten anheim fallen, deren Vasallen sie wären, und nichts sollte ihnen erlaubt seyn mitzunehmen, als was sie mit sich tragen könnten. Strafe des Todes, wer etwas verberge oder verderbe.

Unter keinem Vorwand, selbst unter dem Vorwand der aufrichtigen Annahme der christlichen Religion, sollte keiner zurückgehalten werden, alle sollten sie Spanien verlassen, den Greis, den Neugebornen nicht ausgenommen u. s. w.

Don Raphael erhielt dieses Edikt in dem Augenblick, da er sich bemühte, die Gemüther seiner Getreuen zu beruhigen. Er erblaßte bei Lesung desselben, faßte sich aber schnell und sagte kalt:

„Unser Schicksal ist entschieden und der Wahnsinn siegt!"

Er machte sie mit dem Inhalt des Edikts bekannt, und fuhr fort.

„Warum erblaßt ihr, meine Lieben? Warum erstarrt ihr, ihr Männer? Besser Entscheidung, als das beständige Bangen in Ungewißheit. Sind wir nicht alle innig verbunden? Bin ich nicht mit euch verbannt? Verwechseln wir nicht ein Land, wo die Thorheit am Ruder sitzt, mit dem Lande eurer

Brüder, welche die der Verfolgung und Grauſamkeit Entgangenen freundlich aufnehmen werden? Iſt es dieſer Boden, der uns zu dem macht, was wir ſind? Werden wir nicht in dem entfernteſten Striche der Erde eben ſo glücklich ſeyn, da unſer Glück unabhängig von den Raſenden in unſrer-eignen Bruſt ſich bildet? Faſſet Muth, meine Lieben, dort blüht die Natur wie hier; die Sonne leuchtet und erwärmt auch dort die Erde. Dort könnt ihr ohne Furcht dem Gott eurer Väter dienen. Verließen nicht auch eure Vorfahren ihren vaterländiſchen Boden, ſchwammen über das Meer, um ſich in dieſem Lande feſtzuſetzen. Ihr habt hier den Kreis durchlaufen, den euch das Schickſal vorgezeichnet hat, nun führt es euch dahin zurück, woher jene gekommen ſind. So befördert es ſeine Abſichten durch Wechſel und Veränderungen. Es will Spanien beſtrafen, darum verblendet es ſeine Beherrſcher, und ſie fühlen nicht, daß ſie durch eure Verbannung gegen ſich ſelbſt wüthen. Sie werden über dieſen Tag ſeufzen, wann ihr ihn längſt vergeſſen habt. Nur Almerinens Zuſtand kann uns beſorgt machen; aber werden wir nicht bei ihr ſeyn und ſie bewachen? Ich gehe mit euch; viele Edelleute der Provinz haben ſich entſchloſſen, ihre treuen Vaſallen nach Afrika zu begleiten, um für ihre Sicherheit zu ſorgen. Wenn ich euch an einen Ort der Ruhe gebracht habe, wenn uns Almerine mit der Frucht unſrer Liebe beglückt hat und ganz hergeſtellt iſt, ſo kehr' ich noch einmal hieher zurück, verkaufe die ihrer treuen, fleißigen Bewohner beraubten Güter, und führe nichts aus dieſem, der Thorheit und dem Wahnſinn geweihten Lande, als die Leichen der Edlen, um ihnen da ein

Grab zu bauen, wo wir wieder vereinigt leben. Schon jetzt würd' ich dieſes thun, aber der Argwohn der Tyrannen, ihre Habſucht wachen, und wir müſſen das zu erhalten ſuchen, was uns unabhängig von den Menſchen macht. Zerſchlüg' ich jetzt die Feſſeln, die mich durch dieſes Grab, durch unſre künftige Erhaltung an dieſes Land binden, ſo würden ſie den Entſchluß leicht entdecken, den wir ihnen ſo ſorgfältig verbergen müſſen. Ich habe einen Freund unter den Chriſten, Pedro Gomez, dem will ich indeſſen die Verwaltung der Güter übergeben. Stündlich erwarte ich ihn, denn ich war vorbereitet auf dieſen Schlag. Für mich fürchte ich nichts; wenn ich mich unter eurem Volke niederlaſſe, werden ſie nicht mild gegen einen Mann ſeyn, der immer ihr Freund war? Werdet ihr mich nicht bei ihnen vertreten?"

Almerine fiel ſchluchzend um ſeinen Hals; Aſan ergriff ſeine Hand und Suleima ſprach mit bebender Stimme:

„Erinnert Euch, wie ich Euch widerſtand, da ihr unſer Schickſal zu dem Euren machen wolltet. Düſter ſchwebte dieſer Augenblick vor mir. Warum drängt Ihr Euch in unſer Schickſal? Was ſoll ich Euerm Vater ſagen, vor dem ich bald erſcheinen werde? Wie wird er ſeinen Freund empfangen, der zugeben konnte, daß Ihr durch die Verbindung mit uns den Samen zu Eurem künftigen Unglück ſäetet?"

Almerine ſank auf ihren Sitz zurück, zu dem Raphael ſie leitete.

Raphael. Was beginnſt du, mein Vater? Sagte ich dir nicht damals, ich trete mit dir unter des Propheten dunklen Schild? Was geſchieht, geſchehen wird, mußte

geſchehen, und deckt uns der bildliche Schild des Propheten nicht, ſo deckt uns dieſer da vor unſrer Bruſt. Fürchte nicht meinem Vater zu nahen; ich ſage dir, er hat uns vernommen und an dem Beifall meines Herzens vermerke ich, daß ich in dem Sinn handle, den er in mich gelegt, in mir erweckt hat. Nicht du, nicht ſie, kein Sterblicher, er allein hat durch die Erziehung die Quelle meines Glücks, das Gewebe meines Geſchicks entworfen, und darum mag ich mit Muth ihm entgegentreten. Was wäre ich nun ohne Euch? Würd' ich Euch nicht folgen, wenn Ihr auch hart genug geweſen wäret, mir dieſe Verbindung zu verſagen? Erinnere dich des Bundes zwiſchen dir und meinem Vater, des Bundes, den unſere Herzen ſtill an ſeinem Grabe eingegangen, als wir uns, gezogen von Liebe und Freundſchaft, in einem Knoten vereinigten! Laßt uns der tyranniſchen Macht der raſenden Prieſter entfliehen, die Natur öffnet ihren Kindern die Arme, wohin auch das Schickſal ſie führt. Verweilet bei Almerine. Ich gehe, um meinen treuen Vaſallen ihr Schickſal anzukündigen, ſie zu tröſten, wenn ich's vermag.

Er warf ſich auf's Pferd und ritt nach den Feldern. Alle verſammelten ſich, als ſie ihn von ferne ſahen; ſie hatten ſchon einen Theil des ſchrecklichen Gerüchts vernommen und ihn erwartet. Als er nun näher kam und ſie ſein blaſſes Angeſicht, die in ſeinen Augen ſchwimmenden Thränen ſahen, ſahen, wie er ſtrebte zu reden und vor Schmerz nicht konnte, drängten ſie ſich in Wehmuth um ihn, umfaßten, küßten ſeine Hände und Knie und ſchienen bei ſeinem Mitleid zu vergeſſen, ſie ſeyen der Gegenſtand davon.

Er mußte ihnen nach Befehl das Edikt bekannt machen. Erſtarrt und ſtumm ſahen ſie auf den Boden und nach ihm.

Er verſuchte vergebens ſie zu tröſten; ſprach vergebens von dem, was er für ſie thun wollte, wie er ihnen alles erſetzen wollte, was ſie zurücklaſſen müßten.

Thränen, Seufzer und Schluchzen war ihre Antwort. Nur da er ihnen ſagte, daß er ſie begleiten wollte, um für ihre Sicherheit zu wachen, wurden ihre Klagen laut. Sie fielen nieder, küßten den Boden, den ſie verlaſſen mußten, und erhoben voll ſtillen Danks ihre Augen gegen ihn.

7.

Nun erſcholl Wehklagen in ganz Valenzia; Wehklagen bei den Gräbern der Väter, deren Geiſter ſie anriefen mit ihnen aus dem Lande zu ziehen, das ihre Kinder verſtieß. Wehklagen in den Werkſtätten, auf den hoffnungsvollen Feldern, bei denen mit nahreifenden Früchten beladnen Bäumen, deren Saat, deren Gewinn den Schweiß ihres Angeſichts nicht belohnen ſollten. Wehklagen bei den nährenden Heerden, den Thieren, den treuen Gefährten und Mitgenoſſen ihrer Arbeit, die aufgewachſen waren unter ihren Sorgen und die ſie nun verlaſſen mußten, ohne Erſatz und ohne Pflege. Ausgeſtreckt lagen ſie auf der Erde, die ſie genährt, die ſie und ihre Väter getragen, und klagten in ihre Tiefe. Sie küßten die Schwellen der Häuſer, die ihre Väter erbaut, in denen ſie geboren, in denen ſie die Freuden des Vaters und Gatten genoſſen. Sie umfaßten die Grabſteine und flehten den Tod, ihrem Leben ein Ziel zu ſetzen und ſie gleich ihren Vätern auf dem vaterländiſchen Boden ſterben zu laſſen. In den

einſamen Kammern weinten die Jungfrauen; bei dem Herde, auf dem kein Feuer mehr brannte, ſaß die verhüllte Matrone. Die ſorgenden Mütter, umringt von den unerwachſenen Kindern, ſtanden traurig in den Gemächern und rathſchlagten in ihrem Herzen, was zu entbehren und mitzunehmen ſey, und wählten, was die äußerſte Nothdurft der Kinder und Gatten erforderte. Jedem theilten ſie das mit, was er auf der Wanderung tragen mußte und vergaßen nicht den Greis, nicht den Unmündigen. Von dem, was ſie verlaſſen mußten, was ihre Hände geſponnen und gewirkt, der Fleiß ihrer Männer erworben, von dem Ehebette, der Wiege, worin ſie den Säugling zur Ruhe geſungen, wandten ſie die thränenvollen Augen.

Furcht vor den bevorſtehenden Gewaltthätigkeiten auf dem fernen Meere, wo keine Richter ſie beſchützen würden, erfüllte ihre Herzen mit banger Angſt. Dreißigtauſend entflohen nach den Gebirgen mit Weibern und Kindern, entſchloſſen, ihr Vaterland lieber mit ihrem Blute zu netzen, als es zu verlaſſen. Sie hofften, ihre Glaubensgenoſſen von der Küſte würden ihr gewagtes Unternehmen unterſtützen.

Die Truppen folgten dem Edikt, um die Unglücklichen nach denen ihnen angewieſenen Häfen zu begleiten. Nun wimmelten die Straßen von zitternden Greiſen, düſter blickenden Männern, klagenden Müttern, wimmernden Säuglingen, ſchreienden Kindern und bebenden Jungfrauen, jeder nach ſeinen Kräften mit den nothwendigſten Geräthſchaften beladen. Die Soldaten umringten ſie, trieben die Verweilenden und Müden vorwärts, drängten ſie zuſammen in

Heerden, ſchlugen den und drohten mit Tod, der ſich von der Menge entfernte. Nun erſchollen die Klagelieder der Wandernden, der traurige Abſchied von der Erde, auf der ſie geboren waren, und wechſelte mit den Ahnungen des ſchrecklichen Schickſals, das ihrer erwartete.

Nachdem Raphael ſeine Heimath, ſeine beinahe von Volk leeren Güter dem Pedro Gomez übergeben hatte, der ohne es zu ſagen ſeiner Stelle entſagte, zog auch er aus ſeinem Schloſſe. Almerine ſaß auf einem Maulthier, das bald er, bald der Vater oder Bruder leitete. Schweigend, nur mit dem Elend ihres wandernden Volks beſchäftigt, zog ſie einher, ſah bald mit naſſen Augen auf die Verbannten, bald auf ſich ſelbſt. Blickte ſie aber auf den entſchloſſenen, für alle beſorgten Geliebten, ſo trockneten ſich ihre Thränen an dem Sonnenſchein ſeiner Liebe und Menſchlichkeit; aber ihr Herz ſchauderte oft unter dieſer Erhebung vor der Zukunft. Die Worte ihres Vaters: er habe ſich in ihr Schickſal gedrungen, erſchallten voll ahnender Bedeutung in ihrem Herzen.

Raphaels wachſames Auge beobachtete alles. Er hatte Laſtthiere und Vorrath von Speiſen geſammelt und wo er einen müden Greis, eine Mutter mit ihrem Säugling entdeckte, ließ er ein Laſtthier hinführen, ihnen Erquickung reichen und verſüßte den Armen das Bittre ihres Schickſals durch That, Sorge und ſanfte, tröſtende Worte. So ward der wilde Schmerz der Seinigen zu ſanfter Wehmuth geſtimmt; ſie dachten jetzt nur an das, was ſie in ihm verlören, und vergaßen, was ſie verlaſſen mußten. Sie glaubten ſich nicht unglücklich, ſo lange ſie ſich unter ſeinen ſchützenden Flügeln

befänden; und zitterten nur vor dem Augenblick, da er ſie verlaſſen würde. Seinen Entſchluß durfte er ihnen nicht entdecken. Suleima und Aſan miſchten ſich wechſelsweis unter den Haufen, erhoben und ſtärkten ihre Mitbrüder durch ihre nahe Freiheit im Denken und Thun. Raphaels Beiſpiel hatte ſelbſt auf die ſeinen Vaſallen zugetheilten Soldaten einen milden Einfluß und ſo langten ſie ohne Schmach in dem Hafen Alikante an.

8.

Don Raphael beſtieg mit ſeinen Geliebten ein Schiff, das der Kapitän Melchior Perez kommandirte. Er fühlte ſein Herz zuſammengedrückt, als er den Mann begrüßte, von dem nun das Schickſal der Verbannten abhing. Der Kapitän war ein langer, hagrer Mann; unruhige, feurige Augen blitzten unter ſeinen dicken, grauen Augenbraunen hervor, ſeine Habichtnaſe ſank gegen ſeine Lippen und jeder ſeiner Blicke, jede ſeiner Bewegungen deuteten auf Trotz, Gewalt und Habſucht. Sein verbranntes langes Geſicht war eher eiförmig als oval, die Knochen ſtanden ſcharf heraus und ſein zugeſpitztes Kinn deckte ein dünner Bart. Er nahm Don Raphael kalt auf und da dieſer ſuchte, ſeine Gunſt für die Unglücklichen zu gewinnen, ſagte er ihm trocken: er würde beſſer gethan haben, zu Hauſe zu bleiben; doch könnte er ihm nicht wehren, die Elenden zu begleiten. Nur möchte er ſich hüten, ſich in ſein Geſchäft zu miſchen, denn er ſey König auf ſeinem Schiff. So verließ er ihn und muſterte die Eingeſchifften mit ſpähenden Blicken. Raphaels ſanfte Seele ſchien an der Felſenſtirn dieſes Mannes zu zerfließen. Ein Prieſter war auf dem

Schiffe, der außer dem Gottesdienſt noch die Pflicht auf ſich hatte, zu wachen, daß die Unglücklichen nicht Gott auf ihre Weiſe dienten.

Sobald ſie die Küſte verlaſſen hatten, ordnete der Kapitän, der ſein Leben damit zugebracht hatte, Sklaven aus Afrika nach Mexiko und Peru zu ſchiffen, die Einrichtung des Schiffes an. Er befahl dem Schiffsvolk, die Mauren unter das Verdeck zu treiben, den Landoffizieren, Poſten auszuſtellen, mit dem Bedeuten, auf jeden zu feuern, der ſeine Stelle verlaſſen würde. Gegen die Verdecke ließ er einige Kanonen aufführen und kündigte ihnen nun mit rauher Stimme an, welches Schickſal ihrer erwartete, wenn ſie gegen die von ihm gegebenen Befehle fehlen würden. Die Stille des Todes herrſchte auf einmal, die Augen der Unglücklichen ſanken zu Boden. Die Verachtung, der Haß, die ihnen jeder zeigte, zermalmten ihre Kraft. Sie ſeufzten ſchweigend und ſahen nach Raphael und Suleima.

Raphael nahte dem Kapitän und ſagte ihm: „Sennor Melchior, ich ſtehe Euch für das Betragen meiner Vaſallen; ſie ſind ſtille, ordentliche Leute, gegen welche dieſe ſchreckende Vorſicht überflüſſig iſt.“

„Don Raphael, ich weiß, was ich geladen habe, kenne dieſe Elenden und weiß, was ich thun und laſſen muß. Von Euch will ich weiter nichts hören. Ich habe Euch eine Kammer angewieſen, da mögt Ihr Euer Weſen treiben, ohne Euch zu kümmern, was über Euch vorgeht.“

Raphael. Darauf könnt' ich vieles antworten; aber noch iſt es zu früh und ich wünſchte, um dieſer Unglücklichen

willen, in gutem Vernehmen mit Euch zu ſtehen. Um Euch zu zeigen, wie vielen Antheil ich an denen nehme, durch deren Hände ich, wie der ganze Adel, reich geworden bin, ſo verſprech' ich Euch eine gerichtliche Verſchreibung eines meiner beſten Güter, wenn wir, einer zufrieden mit dem andern, in Oran landen.

Melchior Perez. Ihr würdet eine Thorheit begehen, wenn Ihr mir die Verſchreibung machtet, und ich, wenn ich Eurem Verſprechen glaubte. Ein jeder warte ſeines Amts, dieß iſt Melchior Perez Spruch.

Raphael wollte den gefährlichen Mann nicht reizen; er ging zu ſeinen Vaſallen, ſuchte ſie zu tröſten und bat ſie, zu ihrem Beſten die vorgeſchriebene Ordnung auf das genauſte zu beobachten. Den Kapitän vermied er und wenn ihn dieſer erblickte, ſo funkelten ſeine Augen; aber um ſo entſchloßner ſah ihm Raphael in die Stirne. Das Schiffsvolk und die Soldaten ergriffen jede Gelegenheit, die Verbannten zu mißhandeln. Raphael eilte herzu, ſuchte die Ungerechten zu beſchämen und machte ſich bald zum Gegenſtand des allgemeinen Haſſes. Der Kapitän ſpottete ſeiner Klagen. Nun ſegneten die Unglücklichen den Wind, der ſie von ihrem Vaterland entfernte und hofften nur endliche Erlöſung an der fremden Küſte. Auf einmal forderten die Matroſen und Soldaten, im Namen des Kapitäns, alles, was ſie an Geſchmeide und Werth beſaßen. Ein Schrei des Unwillens und der Empörung erſcholl in der Kammer Raphaels. Er eilte herauf, erfuhr die Urſache, drang zu dem Kapitän, der mit dem Prieſter in der Legende las, und frug ihn, ob er dieſen Befehl gegeben. Ein trotziges Ja war ſeine Antwort.

Raphaels Herz glühte, doch wollte er noch milde mit ihm rechten.

Kapitän, sprach er, diese Verbannten sind unglücklich genug. Auch Ihr habt sie die Härte ihres Schicksals schon empfinden lassen, sie ertrugen es ohne Murren. Wenn ich bei den vorigen Gewaltthätigkeiten schwieg, so geschah es nicht aus Furcht; ich schwieg bei tückischen Bosheiten, um lauter nun zu reden. Doch ich will nicht drohen! Bedenkt, sie haben alles verlassen müssen, was dem Menschen lieb ist: den Ort ihrer Geburt, ihre blühenden Felder, Haus und Hof. Außer dem Gefühl ihres Elends durften sie nichts mit sich nehmen, als das, was kaum zum äußersten Bedürfniß hinreicht. Das wenige Gold und Geschmeide wird kaum genug seyn, sie auf eine kurze Zeit in dem fremden Lande zu erhalten. Wollt Ihr sie nun auch dessen berauben, daß ihre Armuth die dortigen Völker abschrecke, sie aufzunehmen? Sollen sie an der öden, brennenden Küste verschmachten oder eine Beute der wilden Thiere der Einöde werden?

Der Kapitän schwieg.

Gebt mir eine Antwort, Kapitän, eine befriedigende, menschliche Antwort. Ich kenne die Pflicht, die Euch der König aufgelegt hat; ich weiß, daß Euch geboten ist, diese Verbannten unberaubt und unbeleidigt an jene Küste zu bringen. Ich wünsche, daß ich nicht gezwungen werden möchte, in Madrid gegen Euch als Kläger aufzutreten.

Melchior Perez. Don Raphael! in dem, was Ihr da alles gesagt habt, habt Ihr ganz recht; aber auch ich habe recht in dem, was ich nun sagen werde. Seht, ich bin ein

guter, alter Chriſt und habe mir vorgenommen, ſo oft ich eine Ladung ſolcher Heiden fahre, ihnen alles zu nehmen, was ſie haben, und das darum, weil ich bei meiner erſten Reiſe, mit Sklaven nach Amerika, ein Gelübde gethan habe, von dem dritten Theil des ihnen genommenen einen ſilbernen Apoſtel der Kirche des Dorfs zu weihen, worin ich geboren bin, damit mir Gott alle meine Sünden vergebe und das Dorf ſich immer erinnere, einen Mann wie Melchior Perez hervorgebracht zu haben. Der ehrwürdige Herr kann dieß bezeugen.

Das kann ich, ſagte der Pater mit einer Verbeugung; lobe Euer frommes Gelübde und verſichre Euch, daß Ihr Euch in dieſem Apoſtel einen kräftigen Vorſprecher in jenem Leben erwerbt.

So ſag' ich Euch nun, fuhr der Kapitän fort, daß dieſe Ungläubigen, mit meinem Wiſſen, nichts von Werth nach Afrika bringen ſollen; denn ſagt mir doch, iſt es nicht beſſer, daß ihr Gold, das ſie in Spanien erworben haben, wiederum nach Spanien zurückkehre? Der König iſt viel zu gnädig gegen ſie; hätte er Melchior Perez um Rath gefragt, ſo würde er ihm gerathen haben, ſie alle nach den Minen zu ſchicken; wir hätten dann lange der Sklaven aus Afrika entbehren können. Mögen ſie immer an der Küſte verſchmachten, was kümmert mich ausgeladnes Gut. Doch ich ſehe, daß Ihr zornig werden wollt; laßt dieß nur immer ſeyn, es kann Euch und dieſen Elenden nur ſchaden.

Raphael. Und Ihr ſeyd entſchloſſen, ſie berauben zu laſſen?

Melchior Perez. Das will ich, wenn Ihr es so nennen wollt.

Raphael zu dem Priester. Und Ihr gebt Eure Einwilligung dazu?

Priester. Ihr fragt verfänglich! Hab' ich hier zu befehlen? Messe zu lesen, für die Reinheit des Glaubens zu wachen, dieß ist mein Geschäft. Sagt mir doch, darf, kann der Priester den gläubigen Christen vom Gelübde abhalten?

Raphael. Vorerst, Kapitän, will ich mit Euren Leuten im Namen des Königs reden und sie fragen, ob Ihr ihnen die Instruktion vorgelesen habt. Er ging nach dem Verdeck, der Kapitän folgte ihm. Raphael sprach zu den Schiffsleuten: „Aus eurer Bereitwilligkeit, die ungerechten Befehle eures Kapitäns zu vollziehen, sehe ich, daß er es geflissentlich versäumt hat, euch das Edikt des Königs in Betreff dieser Unglücklichen vorzulesen. So muß nun ich es thun." Er las es vor. „Hieraus vernehmt ihr, der Wille des Königs sey, daß den Verbannten alles gelassen werden soll, was sie mit sich nehmen können; daß er bei schwerer Strafe befiehlt, sie ungekränkt nach dem Orte ihrer Bestimmung zu bringen. Seht nun zu, ob ihr auf eigne Gefahr eurem Kapitän, der die Befehle des Königs, wie die Menschheit frech beleidigt, gehorchen wollt. Wie ihr eure Schuldigkeit gethan habt, von Euch an, Kapitän, bis zum Letzten, werde ich in Oran melden und die Strafbaren in Madrid vor des Königs Gericht fordern; euch, meinen Vasallen, gebiete ich, nichts herauszugeben, was euch des Königs Edikt zusichert. Derjenige, dem man etwas mit Gewalt nimmt, wende sich an mich, daß ich

den Räuber und den Raub aufmerke. Dieß iſt alles, Kapitän, was ich zu ſagen habe, und nun wagt es auf Eure Gefahr."

Melchior Perez. Don Raphael, in dem, was Ihr da geſagt habt, habt Ihr wiederum vollkommen recht; aber auch ich habe recht, wie Ihr gleich vernehmen ſollt: In dem Edikt des Königs ſteht, ich ſollte dieſe Heiden unverſehrt nach Afrika bringen; dieß will ich auch in Betracht ihres Leibes und ihrer Seele, wenn ſolche von Gott Verworfene eine Seele wie wir Chriſten haben. Doch ſeht, in dem Edikt ſteht kein Wort, daß ich ihnen Speiſe und Waſſer reichen ſoll. So ſchwöre ich Euch nun, ich, der ich gelernt habe, zu gehorchen und zu befehlen, daß keiner dieſer Elenden, ſo lange ſie mein Schiff belaſten, Speiſe oder Trank erhalten ſoll. Mit ihrem Geld ſollen ſie es erkaufen, wenn ſie nicht verſchmachten wollen; dieß ſagt Melchior Perez, der nie gelogen hat. Für meine Leute hab' ich Waſſer, für ſie muß ich ſorgen, da ich nicht weiß, wie lange die Reiſe dauert. Meint Ihr, ein Chriſt ſollte um ihretwillen Mangel leiden? — Schaffner, dieß iſt mein Wille! Die Soldaten und Matroſen können, wenn ſie wollen, mit ihren Portionen einen Handel eröffnen, ihnen für Gold oder Goldeswerth Waſſer reichen und auch Speiſe, wenn das ausgegangen iſt, womit ſie verſehen ſind. Dieſen Befehl, Don Raphael, nehme ich über mich, in Madrid gegen Euch zu vertheidigen.

Der Kapitän entfernte ſich, ohne auf Raphael hören zu wollen. Dieſer wandte ſich zu dem Schiffsvolke, ſprach ſanft und bittend; Murren war ihre Antwort. Troſtlos ſtieg er

hinunter zu seinen Gefährten. Suleima saß düster da. Almerine verbarg ihre Angst an Raphaels Brust. Asan glühte in Wuth. Raphael faßte seine Hand: „sey ruhig, Bruder, um unsrer, um der Unglücklichen willen. Nur diese Betrachtung hat die Wuth in meiner heißen Brust gefesselt. Wir sind in seiner Gewalt, nichts bleibt uns übrig, als zu schweigen und zu leiden. Das, was sie ihnen nehmen, ist zu ersetzen und ich hoffe, es wird dabei bleiben." — Er wollte Almerinens Thränen trocknen, aber die seinigen vermischten sich bald mit den ihrigen.

Die armen Verbannten bebten ihrem traurigen Schicksal entgegen. Keiner wagte zu klagen, keiner zu seufzen. Die Verfolger standen ihnen nah und lauschten auf jede ihrer Bewegungen. Bald drückte sie die schwüle Hitze gänzlich nieder; glühend ward sie in dem engen Raum, in welchem sie zusammengedrängt lagen. Schon dreimal war die Zeit verflossen, in welcher man ihnen Wasser reichte. Noch immer überwanden sie den marternden Durst. Nach Mitternacht erst winselten die Mütter, die keine Milch mehr in der Brust hatten, den schreienden Säugling zu stillen. Auf einmal erhob sich das Geschrei der Lechzenden. Raphael sprang aus seiner Kammer, trat unter sie und rief ihnen zu: „Unglückliche, rettet euch und eure wimmernden Kinder! Gebt den Grausamen euer Gold für die Labung hin! Kühlt die Gluth, die euch zu verzehren droht, und hütet euch vor der Verzweiflung, zu der sie euch gern treiben möchten, um zu noch schrecklichern Qualen sich berechtigt zu glauben. Nah ist eure Erlösung, duldet bis dahin; alles, was ich besitze, will

ich in dem Lande mit euch theilen, das wir bald betreten werden."

Sie faßten seine Hände, sein Gewand und küßten sie mit brennenden Lippen. „O labt unsre Seelen mit Eurer Güte. Gern wollen wir alles hingeben, was wir besitzen und wenn wir nichts mehr haben, unser Leben zu fristen, Euch segnen und sterben!"

Raphael stieg aufs Verdeck, um seine Thränen zu trocknen, bevor er zu seinen Freunden zurückkehrte. Er blickte gen Himmel. Seine Thränen erstarrten in seinen Augen, als er an den Gestirnen bemerkte, daß das Schiff einen andern Lauf genommen hatte und nicht mehr gegen die Küste, sondern aufwärts steuerte. Die schrecklichsten Vorstellungen überdrängten seine Seele. Er sah den Kapitän, der mit dem Steuermann redete, nahte ihm und sprach: „ich merke Eure grausame Absicht, das Schiff steuert aufwärts und nicht mehr nach Oran."

„Da habt Ihr recht, Don Raphael, das Schiff geht mit dem Wind und mit einem guten Wind. Gleichviel, wo ich diese Heiden auswerfe."

Raphael. Ich sehe, es ist vergebens, mit einem Unmenschen, wie Ihr seyd, zu reden, und fühle, daß sich meine Worte an Eurem harten Herzen zerschlagen, wie der Schrei des Schiffbrüchigen an den Felsen. Diese Unglücklichen sind ohne Waffen und in Eurer Gewalt. Auch meine Kraft ist um ihretwillen in Eurer Gewalt. Ich feßle meine Wuth und Rache in meiner Brust und will Eure Bosheit ertragen, so lange die Menschheit sie ertragen kann; aber ich schwöre Euch

bei dem Winseln dieſer Säuglinge, den Klagen dieſer elenden Mütter, bei dem finſtern Schmerz dieſer Männer, Ihr ſollt nimmer die Früchte Eurer ungeheuren Thaten genießen.

— „Wägt Eure Worte beſſer, Don Raphael; für Euch habe ich Ketten, wie für jeden Rebellen. Für dieſe Elenden Kanonen, Flinten und Schwerter und das weite Meer zum Grabe, worin ich ihr ganzes Volk ſchon lange gerne ſehen möchte. Eure Drohungen erſchüttern mich übrigens eben ſo wenig, als meinen Hauptmaſt. Gute Nacht!“

Raphael ſtand in ſchaudernder, bebender Empfindung auf dem Verdeck und ſtarrte gen Himmel. Sein Geiſt drang kühn zum dunkeln Sitz der unbekannten Macht, die alles umfaßt und deren Spur nirgends zu finden iſt. Er knirſchte in ſeinem Innern: „Starrheit, Fühlloſigkeit wie dieſem Elenden, oder vernichtende Donner, daß ich dieſe Unglücklichen rette und die Menſchheit räche, deren du nicht zu achten ſcheinſt! Gott, Vater der Menſchen! Geiſt! deſſen Gegenwart und Seyn ich fühle in meiner innern Kraft, in meinem raſtloſen Streben nach Wirken und Denken! der du ſchwebeſt über jenen dunkeln Wolken, jenen düſter ſchimmernden Geſtirnen! der du lebſt in der unermeßlichen Höhe, in der unergründlichen Tiefe! Alles ſoll deine Allmacht umfaſſen, das Kleine wie das Große, deine Vorſicht ſich auf alles erſtrecken, dieſes glauben dieſe unglücklichen Geſchöpfe, die du fühlbar für Glück und Leiden geſchaffen haſt, die nun zu dir ſchreien in Verzweiflung! die man in deinem Namen, um deinetwillen verfolgt und martert! Sieh ſie hier zuſammengedrängt, erliegend unter der marternden Geißel eines einzigen deiner

Geschöpfe! Und alles schweigt — Himmel und Erde, ihre Seufzer verwehen, wie der Wind, der über die rollenden Fluthen hinfährt. Sind sie dir nichts? Vernimmst du nicht das Wimmern der Kinder, das stille Gebet der bangen Mütter? Siehst du nicht die Absichten dieses Grausamen, der sie herumtreiben will auf den Fluthen, bis er sie alle vernichte? Hast du sie dazu gebären lassen? Erfüllt er dadurch seine und ihre Bestimmung und gehört dieß auch zu dem uns dunkeln Zwecke, zu dem du alles gewaltsam hindrängest? Schwebt die ganze Erde ferne von deiner Sorge in der Luft, in der sie hängen muß, wie dieses mit Leiden erfüllte Schiff auf den Wogen des Meeres? — Umsonst, ich fasse dich nicht, Verhüllter! Nothwendigkeit ist dein Name, dieß fasse ich allein! Durch dich, durch die Welten, die deine Kraft erhält, bist du selbst der Nothwendigkeit unterworfen. Du darfst und kannst nun keinen der Planeten in seinem Laufe hemmen, ohne deine Ordnung zu zerstören; darfst die dem Menschen verliehene Kraft nicht aufhalten, sie treibe ihn zum Bösen oder zum Guten. Jedes deiner Geschöpfe muß in seiner ursprünglichen, ihm eignen, aufgedrungenen Stimmung wirken und das endlose Wesen der Dinge durch Einverständniß wie durch Zwietracht befördern. Warum? dieß ist der unergründliche Abgrund, an dem ich stehe und schaudere. Verstummen muß ich! leiden und leiden sehen, bis mein Haupt an dem eisernen Joche zerschmettert werde!" — Er ging zu seinen Freunden mit zerrißnem Herzen, setzte sich zu den Füßen Almerinens und verbarg sein glühendes Haupt in ihren Schooß. Fürchterliche Vorstellungen über die Zukunft

ängſtigten ſeine Seele und er durfte es nicht wagen, den Niedergebeugten ſeine Entdeckung mitzutheilen. Nur die leiſen Seufzer, das Zittern der bangen Geliebten entriſſen ihn dem innern Kampfe. Almerine ſagte ihm mit bebender Stimme in's Ohr: „warum mußtet Ihr der Warnung meines Vaters widerſtehen? Warum Euch in das Schickſal der von Gott Verlaßnen, von den Menſchen Verfolgten drängen?“

Raphael küßte die Worte von ihren Lippen. „Wäre ich nicht hier, ohne euch? Würde das Schickſal dieſer Unglücklichen nicht eben ſo mein Herz zerreißen? Aber freilich, da ich deine Wangen bedeckt ſehe mit der Bläſſe des Todes, unter meiner Hand deine zarten Glieder beben fühle, verfinſtert ſich gänzlich mein Geiſt und verliert ſeine angeborne Kraft. — Gut, laßt uns hier zuſammenſitzen, die Hände falten, uns und ſie beweinen. Ein Menſch gebietet hier, und unſere Gefühle, unſere Stärke ſind ſeine Sklaven. Ihr ſollt ein unauslöſchliches Erinnern an die Chriſten mit euch nehmen. Ich bitte euch, feſſelt die wilden Geiſter in meiner Bruſt durch Liebe, daß ich nicht durch einen kühnen Schritt euer und ihr Unglück vermehre, denn dieß iſt es, was der Mann ſucht, dem wir zum Raube hingeworfen ſind. Ständ' ich allein auf dem Spiel, wir hätten ſchon ausgekämpft.“

Suleima ſaß ſtumm da, tiefer Schmerz band ſeine Zunge. Sein Herz war mit Raphaels Leiden beſchäftigt.

Aſan ſagte Raphael leiſe ins Ohr: Ihr und ich an der Spitze meiner Brüder; ſollte es uns nicht gegen dieſe Räuber gelingen?

Raphael. Ich hab' es erwogen, und finde, daß es eben

dieſes iſt, wozu uns der Elende zwingen will, um mich in Ketten zu legen und das Verdeck mit Leichen zu füllen. Laßt uns hier zuſammenſitzen wie Bilder des Schmerzes, und nur dann, wenn uns nichts mehr retten kann, laßt uns der Verzweiflung gehorchen.

Suleima faßte ſeine Hand, lobte ſeinen Entſchluß und dankte ihm dafür.

Raphael. Die Kinder und die Mütter ſchweigen, alles iſt ſtill, und ſie ſind erquickt. Kommt, laßt uns von unſern Hoffnungen ſprechen, von dem Glücke, das uns dort erwartet. Das, was uns an dem Grabe meines Vaters verband, iſt außer der Gewalt der Menſchen, außer der Gewalt des Schickſals. Den Knoten kann es zerhauen; aber nicht löſen. Wunderbar groß iſt der Menſch, in dem der innere Geiſt erwacht iſt, der ihn an die Zukunft durch hohe Gefühle der Gegenwart knüpft! Wahrlich, es kann ſich nie löſen, was uns hier in Eins zuſammenbindet. — Er umſchlang Almerine — lächelte heiter, und entriß dem ſchrecklichen Geſchicke, von dem er ſich ſchon umſchlungen fühlte, noch einige Augenblicke reiner Wonne.

9.

Raphael irrte ſich nicht in den Abſichten des Kapitäns; dieſer fürchtete ſeine Anklage, und legte es nun darauf an, ihn zu einer kühnen That zu nöthigen, um ihn entweder als Verbrecher zu behandeln, oder ſich ſeiner in einem Aufſtand zu entledigen. Sein zügelloſes Volk überließ ſich auf ſeinen Wink den wildeſten Leidenſchaften, den grauſamſten Behandlungen gegen die, welche ihren Lüſten zu widerſtehen

wagten. Sie entriſſen den Männern die Gattinnen, den Vätern die Töchter, mißbrauchten ſie vor ihren Augen und ſpotteten ihrer Verzweiflung. Gewinſel und Jammer der Mißhandelten, Toben und Gebrüll der Frechen erfüllten das Schiff. Raphael ſetzte ſich mehr als einmal der Gefahr aus, von den Wüthenden ermordet zu werden; er mußte endlich die ſcheußlichen Scenen fliehen, ſich in der Kammer mit ſeinen Freunden verbergen, wo ſie das unabläſſige Klaggeſchrei der Unglücklichen vernahmen.

In ihrer Sprache winſelten ſie:

„Warum habt ihr, grauſame Chriſten, unſers Lebens auf dem vaterländiſchen Boden geſchont? Warum uns nicht mit dem Schwert ermordet, lebend auf dem Scheiterhaufen verbrannt, wie ihr unſern Vätern gethan habt? Ihr wolltet uns aufbewahren der Schmach, der Schande, der Verzweiflung, und dieſen Tigern hinwerfen zum Raube! Vor unſre Väter ſollten wir treten mit unſern geſchändeten Weibern und Töchtern, daß ihre Geiſter die Verunreinigten fliehen, und ihr lautes Weh über uns erſchallte! Drängt euch, Geiſter unſrer Väter, zu dem Throne unſers Gottes, beugt euch nieder vor ihm, fleht ihn, daß er unſrer ſich erbarme! Fleht ihn, daß er ſeine zerſtörenden Blitze herabſchleudere, dieſes Schiff zerſchmettere und ſenke in den Abgrund des Meeres mit unſern Leiden, unſerer Verzweiflung, unſerer Schmach — daß er uns gänzlich vernichte, damit nicht die Verunreinigten erſcheinen in dem Kreiſe ihrer glücklichen Väter!“

An Wahnſinn gränzte Raphaels Zuſtand bei dieſem

Klaggeſchrei. Dem Tode nah lag Almerine an ſeiner erſtarrten Bruſt. Suleima ſchien ganz empfindungslos.

Scharf blies der Wind von der Küſte. Das Schiff lavirte. Der Schleier der Nacht umzog traurig den Himmel. Der Mond ſchwebte in einem dunkeln Gewölke, durch das ſein blaſſer Schimmer auf Augenblicke hervordrang. Todesſtille lag auf dem Meere, die nur das Aechzen der ganz Vernichteten unterbrach. Das Schiff war noch einige Meilen von der öden Küſte entfernt, und nun wollte der Kapitän das letzte verſuchen, den einzigen ihm furchtbaren Mann zu ſtürzen oder ſo zu reizen, daß er der Schlinge nicht entgehen ſollte, die er ihm gelegt hatte. Er bemerkte die innige Verbindung zwiſchen Raphael und ſeinen Freunden vom erſten Augenblick, die Schönheit Almerinens hatte ſein wildes Herz entflammt, und er hoffte, durch eine Unternehmung ſeine Brunſt und ſeinen Haß zu befriedigen. Abends verdoppelte er die Wachen und gab jedem ſeine Befehle auf die Nacht. Nach der erſten Nachtwache ſchickte er zu Raphael und ließ Almerine mit dem Bedeuten von ihm fordern: ſie habe lange genug zu ſeinem Vergnügen gedient. Raphael ſprang auf und ſchrie dem Boten zu: „ſagt dem Kapitän, daß, wenn er ſein Leben wagen will, er kommen ſoll, ſie von mir ſelbſt zu fordern!“ Almerine ſank in die Arme ihres Vaters.

Raphael. Nun faſſet Muth, jetzt bedürfen wir ſeiner, um wenigſtens ſo zu ſterben, wie wir gelebt haben. Ich hoffe, meine Almerine, du kannſt und willſt mit mir ſterben!

Sie drückte ſeine Hand an ihre Lippen: „durch meinen Tod Euch retten, wenn mir dieß vergönnt würde!“

Raphael. Mein Vater, mein Bruder, ermannet euch! schüttelt ab den ſtumpfen Schmerz. Laßt uns nicht fallen wie das Opferthier unter dem Meſſer des Götzendieners. Laßt uns die Ehre dieſer retten, und dann wie Männer ſterben. Der Augenblick iſt da, wo unſer Bund in Erfüllung geht. Hier ſind Dolche und Schwerter, die das Gewebe des Schickſals zerſchneiden, in dem es uns fangen will. Schütze deine Tochter, mein Vater, wir ſchützen euch!

Der Kapitän drang mit ſeinem Gefolge in die Kammer. Raphael zog ſein Schwert, Aſan ſeinen verborgenen Dolch. Almerine umſchlang ihren Vater.

Raphael ſchrie in arabiſcher Sprache ſeinen Vaſallen zu. Geheul der Verzweiflung beantwortete ſeinen Schrei. Sie ſprangen auf, kämpften mit den Spaniern um die Waffen, womit dieſe ſie tödteten. Der Schuß zweier Kanonen auf dem Verdecke, einiger Flinten unter dem Verdecke erſchütterten das Schiff. Raphael hörte das Gewinſel der Verwundeten durch das Geheul. Er ſtürzte auf den Kapitän, ihn zu ermorden; dieſer wich zurück, Raphael verfolgte ihn; eine vor der Kammer verborgene Schaar umſchlang und entwaffnete ihn. Aſan eilte herbei zu ſeiner Rettung, und hatte gleiches Schickſal mit ihm. Sie trugen beide auf das Verdeck. Raphaels wildes Geſchrei während des Kampfes mit denen, die ihn überfielen, drang in das erſtarrte Herz Almerinens. Sie riß ſich aus den Armen ihres Vaters und drängte ſich durch die Menge nach dem Verdeck. „Laßt ihr den Willen,“ rief Perez, „nun geht das Spiel zu Ende!“

Sie hielten Raphael und Aſan an dem Vordertheil des

Schiffs feſt umſchlungen. Der Kapitän hielt Almerine gewaltſam zurück. Noch immer heulten die Verzweifelten unter dem Verdeck, und kämpften ohne Waffen mit ihren Mördern, um ihren Wohlthäter zu retten. Nur einige wenige folgten Suleima.

Der Kapitän rief: „Don Raphael, gebietet dem Geſindel, das Ihr zum Aufruhr gereizt habt, zu ſchweigen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich ſie alle ermorden laſſe. Euch erwartet morgen mein Gericht, und Gnade widerfährt Euch, wenn ich hier am Maſte Euren rebelliſchen Kopf zerſchmettere. — (Zu dem Schiffsvolk.) Werft über Bord, was ſich rührt! Dieſes Weib hier will ich haben, und ſie ſoll dieſen Augenblick mir folgen. Lange genug hat ſie zu Eurem Zeitvertreib gedient, ſie diene nun dem meinen. (Zu Almerine.) Laßt Euch ohne Gewalt bewegen, und wißt, daß es mich nur ein Wort koſtet, Euren aufrühreriſchen Haufen mit all dem heulenden Geſindel da unten über Bord zu werfen. Der Dienſt des Königs will's."

Raphael. Ungeheuer, ſie iſt mein Weib!

Melchior Perez. Eine Ungläubige Euer Weib? Was liegt mir daran; wie ſie Euer Weib war, ſoll ſie nun das meine werden.

Prieſter. Don Raphael, was Ihr da ausgeſprochen habt, iſt hölliſche Ketzerei, die das heilige Gericht ahnden wird. Weiß ich nicht, daß Ihr vermählet ſeyd? Habt Ihr darum Eure Gemahlin verlaſſen, um Euch mit dieſer Heidin zu beflecken? Kapitän, im Namen der Inquiſition fordere ich Don Raphael von Euch.

Der Kapitän wollte Almerine ergreifen.

„Laßt mich nur einige Worte mit meinem Vater sprechen," sagte sie sanft zu ihm, „und ich folge Euch."

Sie zog Suleima an den Rand des Schiffs; faßte ihn mit bebenden Händen, sah mit einem angstvollen, schaudernden Blick nach dem Kapitän, dann heiter und entschlossen nach den dunkeln Fluthen.

„Mein Vater," lispelte sie ihm zu, in arabischer Sprache: „die Geister unserer Väter umschweben mich — verstehst du mich?"

Suleima. Ich verstehe dich, mein Kind, diese dunklen Fluthen sollen dich vor Schande retten. Du willst dein Volk erretten, willst den Knoten lösen, der den Edlen an unser Schicksal fesselt und das gefährliche Geheimniß soll mit deinem Daseyn von der Erde verschwinden.

Almerine. Dieses will ich, mein Vater, aber — hier sah sie mit Schauder auf ihren Leib, den sich die Natur durch das anvertraute Pfand der Liebe geheiligt hatte.

Suleima. Ja, es ist schrecklich — aber noch schrecklicher, was geschehen soll.

Almerine. So laß mich schnell entfliehen! Wird ihn nicht mein Geist umschweben, wie ich immer so süß träumte?

Suleima. Er wird.

Almerine. Sag' ihm dieß! sag' ihm, daß er vergebe, daß Almerine nicht anders der Schmach entfliehen konnte! sag' ihm, daß ihn anders Almerine ewig verlieren mußte! daß ich mich, ihn und euch nicht anders retten konnte.

Suleima. Ziehe hin und sage seinem Vater, daß dich

Suleima ſendet, weil er dich vor Schmach nicht anders retten, den Bund zum Unglück ſeines Sohnes nicht anders löſen konnte.

Almerine zog ihr Gewand näher und feſter an ihren Leib. Sah mit einem Blick des Entzückens nach Raphael — er kämpfte mit dem Tode. Noch einmal ſah ſie gen Himmel mit heiterer Erhabenheit — liſpelte ihrem Vater zu: „ich fühle, daß ich ihn umſchweben werde!“ wiſchte die Thränen aus ihren Augen, trat an der Hand ihres Vaters näher an den Rand des Schiffs, zog noch feſter ihr Gewand an, ſchwang ſich empor und ſtürzte ſich in die dunklen Fluthen.

Suleima wandte ſich zu dem Kapitän: „ſieh, Menſch, ſo entflieht entſchloſſene Tugend der Schmach. Erwarte deinen Richter dort, zu dem ſie nun geflohen iſt.“

Alle erſtarrten. Ein Schrei des Entſetzens, der Bewunderung entfuhr der Menge. Die Beſtürzung hatte alle ergriffen und es gelang Raphael ſich denen zu entreißen, die ihn umſchlungen hielten. Er ſah Almerinen ſchweben auf den dunkeln Fluthen in ihrem weißen, ausgebreiteten Obergewand. Er ſtürzte ihr nach. Aſan ſah ſeine Gefahr — er folgte ihm — Almerine war vor Raphael geſunken, als er nah war ſie zu faſſen — ſchon ſank er, als Aſan ihn ergriff. Suleima entdeckte das Boot, das man zum Fiſchen ausgelaſſen hatte; er rief ſeinen Brüdern in ihrer Sprache zu, ihm zu folgen, und ließ ſich in den Hintertheil des Schiffs hinab. Sie ſprangen ins Meer. Die Spanier glaubten, ſie wollten bloß Raphael und Aſan retten. Suleima zerhieb das Seil, womit das Bot ans Schiff befeſtigt war. Die Mauren ſchwammen

um Raphael und Aſan, ſtiegen aus den Fluthen in das Boot und zogen die beiden hinein. Sie ergriffen die Ruder. Der Wind blies ſtark von der Küſte und trieb ſie nach der offnen See. Vergebens ließ der Kapitän nach ihnen feuern, ſie entgingen ſeiner Wuth. Suleima hielt mit einigen den unglücklichen Raphael, der ſich loszuwinden ſtrebte, um der Geſunkenen zu folgen. Sein Haupt ſank nun auf den Rand des Boots, ſeine ſtarren Augen blickten in die Fluthen nach der Verſchwundnen ohne Thränen. Aſan hielt das Ruder; ſie fuhren dahin in dem blaſſen Schein des Monds und noch lange hörten ſie in der Ferne das dumpfe Geheul ihrer unglücklichen Brüder. Bald verſchwand der Mond, Finſterniß hüllte ſie ein und die tiefe Stille ward nur von dem einfachen Schlage der Ruder unterbrochen.

Viertes Buch.

1.

Der Morgen erleuchtete die Fläche des Meers. Die Unglücklichen begrüßten die Sonne mit Klagegeschrei. Entsetzen ergriff sie, da sie Raphael erblickten. In dem Schooß Suleima's lag er ganz entstellt, seine Augen starr gewandt gegen das Meer. Leblos schien sein ausgestreckter Körper. Suleima strich sanft über sein Angesicht; nur Zuckungen zeigten, daß er noch lebte. Er lag in düstern, dunkeln Vorstellungen, die seine zerrüttete Seele aus der Schreckensscene hervorzog. Nur wenn er Almerinen schweben sah auf den Fluthen, schoß die Kraft des Wüthenden in seine ermatteten Glieder und er arbeitete heftig, sich aus den Armen seiner Freunde zu winden. Er hörte nicht auf die sanfte Stimme Suleima's, nicht auf seines Bruders muthigen Zuruf. Ermüdet sank er in Suleima's Schooß zurück, neigte sich nach dem Rande des Boots; und an seinem Lächeln merkte man, er glaube, sie schwebe vor ihm in den Fluthen; aber wenn diese Bilder verloschen, so sank er wieder in die erste Empfindungslosigkeit zurück. Suleima's Thränen rannen oft in die Locken des Fühllosen und sein angstvoller Blick bedeutete seinem Sohne, er fürchte, der Verstand des Edlen sey gänzlich durch den schrecklichen Schlag vernichtet.

Die Ruderer waren erschöpft von der heftigen Anstrengung. Sie ließen das Boot mit dem Winde langsam treiben, bis sie sich erholt hatten, dann ruderten sie mit neuer Kraft. Erst später fanden sie ein Segel unter einer Bank des Boots; nun trieb sie schneller der Wind. Drei Nächte und zwei Tage waren verflossen in stummem, düsterm Schmerze, ohne Speise, ohne Trank. Ermattet von Hunger, Hitze und Durst, erschüttert von der Kühle der Nächte, sanken sie darnieder. Gegen den Morgen der dritten Nacht entdeckten sie die spanische Küste, sahen in der Ferne die Spitzen der Berge, von den Strahlen der aufgehenden Sonne noch schwach erleuchtet. Nun rathschlagten sie erst, wohin sie sich wenden müßten, um nicht in die Hände eben so gefährlicher Feinde zu fallen. Suleima sprach:

„Steure, mein Sohn, nach jener Klippe, hinter welcher das Boot sich verbergen kann. Einige von euch schwimmen an das Land und suchen reife, erquickende Früchte. Dann laßt uns ferne vom Ufer zu unsern Brüdern in das Gebirge hinrudern. Entdecken uns die Spanier, so tödten sie uns alle und was würde aus unserm unglücklichen Beschützer werden, der sich uns aufgeopfert hat. Wir dürfen ihn in diesem Zustand nicht aussetzen, weil keiner von uns Unglücklichen bei ihm bleiben darf, die Pflichten der Freundschaft und Menschheit zu erfüllen. Laßt uns ihn heilen in den Gebirgen, dann kehre er heim nach seinem Schlosse und uns werde wie unsern Brüdern."

Sie folgten seiner Weisung, kamen beladen mit Früchten zurück und erquickten sich. Auch gelang es ihnen, den

brennenden Gaumen des Ermatteten zu erfriſchen. So erreichten ſie das Gebirge, welches ſich gegen die See erſtreckt. Sie hielten ſich in Gebüſchen verborgen bis zum Abend, dann banden ſie das Segel an zwei Stangen, um ihren kranken Freund ſanfter zu tragen. Erſt gegen Morgen ſtießen ſie auf einige Haufen der Geflüchteten. Suleima gab ſich zu erkennen, erzählte ihnen ihr trauriges Geſchick, und das Unglück des Beſchützers ihres Volks. Die Freude über Suleima's Ankunft verwandelte ſich in Trauer, ſie führten ſie ſtill nach den Höhen, wo ſich die Führer Morgens zu verſammeln pflegten. Suleima wiederholte die traurige Geſchichte, und da er Don Raphael nannte, auf ihn deutete, ihnen ſagte, was er für ſie gethan, in welchem Zuſtand er nun um ihretwillen ſey, erhoben ſie ein Klaggeſchrei, fielen bei dem Erſtarrten nieder, küßten ſeine Hände, und riefen ihn, mit Flehen und Gebet, zur Wiederkehr ins Leben. Suleima bat um Stille und Ruhe. Sie leiteten ihn in die Höhle eines der Führer, die ſie mit friſchen Geſträuchen verziert hatten, und bereiteten ihm von Moos und ihren Gewändern ein Lager. Suleima ließ ihn einige Stunden ruhen, dann rief er die Jungfrauen zuſammen, lehrte ſie das Klagelied Almerinens an Almanſor, und bat ſie, es in ſanften Tönen zur Laute zu ſingen. Die ſanften Klagen ertönten an dem Eingang der Höhle. Suleima und Aſan ſaßen an Raphaels Seite und lauſchten auf ſeine Bewegungen. Seine Seele ſchien bei dem leiſen Geliſpel der klagenden Jungfrauen aus ihrem Erſtarren erwachen zu wollen, und ſank wieder in Schlummer. Da winkte Suleima den Jungfrauen, in die

Tiefe der Höhle zu treten und noch leiſer zu ſingen. Die Töne drangen nun in ſein Herz, durch ſein Herz erwachte ſeine Seele aus dem Schlummer — er erhob ſein Haupt — horchte — Thränen freudiger Wehmuth zitterten in Suleima's und Aſans Augen. Raphael ſah ſie — ſah hin nach der Tiefe der Höhle, aus welcher die bekannten Klagetöne ſo ſanft in ſein Herz floßen.

„Wo bin ich? Bin ich? Iſt ſie?"

Die Klageſtimmen ſchwiegen.

„O Grab meines Vaters! Nimm mich auf. Suleima es iſt ihr Geiſt, ſie ruft mich, ihr zu folgen!"

Suleima ſchloß ihn in ſeine Arme: „Du ſollſt alles vernehmen, Geliebter, wenn du ihren Vater, ihren Bruder nicht verwerfen willſt. Alle die mir vertrauten Aufträge will ich dir verkünden, wenn du uns Unglückliche freundlich aufnimmſt."

„ — Sage, wo bin ich? iſt dieß ein Grab? Ein anderes Grab? Es iſt nicht das Grab meines Vaters. Sind wir alle hier? Alle Abgeſchiedene geborgen? Hat er uns alle ermordet, und haben ſich unſere Geiſter, der Geiſt des Gehofften unter dem Schutz der Verſchwundenen hier geſammelt? Wo iſt ſie mit ihm?"

„Wir ſind geborgen, leben, leben, weil ſie es will. Du biſt gerettet, biſt bei den Unglücklichen meines Volks im Gebirge, die dir ihr Leben weihen, die deines Raths, deiner Hülfe bedürfen."

„— Und ſie iſt nicht gerettet?"

„Sieh, es ſind Unglückliche, die den edlen Sohn des edlen Roderiko um Hülfe anflehen."

„— Ich sah sie auf den Fluthen schweben — nun seh' ich sie nicht mehr. Warum entrißt ihr mich dem Schlafe, in dem ich sie sah?"

„Du wirst sie sehen — sie umschwebt dich, verläßt dich nie. Gebietet ihrem Vater, ihrem Bruder, sich zu deinen Füßen zu werfen; in ihrem Namen dich zu flehen, sie nicht zu verwerfen, und auf ihr Elend zu blicken."

Die Führer riefen an dem Eingang der Höhle: „Lebe, edler Menschenfreund, für uns Unglückliche, für uns grausam Verfolgte!"

Dann baten sie ihn, etwas Wein und Speise zu sich zu nehmen; er that es, verfiel darauf in abermalige Verirrungen, und seine Seele schwebte bald in düsterm, bald in glänzendem Nebel der Träume. Er schlummerte ein unter dem sanften Geflüster der klagenden Jungfrauen, von seinen Freunden bewacht.

Beim Aufgang der Sonne erwachte er, und erblickte seine Freunde an seiner Seite; seine Kräfte hatten sich gesammelt. Sie führten ihn vor die Höhle, die aufgehende Sonne goß ihren goldnen Glanz über das Gebirge, die kühle Morgenluft umwehte sein Haupt, und des Lebens verstopfte Quellen öffneten sich.

Er sah mit ernster Entschlossenheit nach Suleima.

„Mein Vater, täusche mich ferner nicht, und entreiße mich dieser dunkeln Verwirrung. Verschlang sie das Meer? Hört' ich ihren Geist? Du weißt, sie sagte mir einst, sie würde mich umschweben."

Suleima. Ich täusche dich nicht, und ich, ihr Vater,

der alle Freude des Lebens mit ihr verloren, sage dir, daß sie das Meer verschlungen hat! Daß nur dieses sie vor Schmach und Schande retten konnte, daß sie ihnen zu entgehen den Tod dem Leben vorzog! Hier lege ich nochmals mein Leben und das Leben ihres Bruders in deine Hände, und wir erwarten beide, was du über uns bestimmst.

Hierauf theilte er ihm die ganze schreckliche Begebenheit mit, ihren freien Entschluß, ihre Worte, ihren Auftrag an ihn, und schloß: „Sollte die, die ganz Reinheit war, befleckt von dem Ungeheuer leben? Nur dann wäre sie vernichtet worden durch die Schmach, durch die Verzweiflung! Wir, der Vater und Bruder, die wir sie beweinen, so lange wir Thränen haben, danken ihr für die Rettung."

Raphael sah gen Himmel: „Geist der Welt, du hast sie wiederum aufgenommen. Erscheinen wird sie mir in ihrer reinen Erhabenheit, wie die Gedanken aus den Gefilden deines Aufenthalts. Der Tod kann mir nicht nehmen, was in mir lebt, in mir ist und fühlt. Nie sollen sie meine Lippen mehr nennen, nie sollen meine Augen um sie weinen. Nur der klage über den der Erde entflohenen Gefährten des Lebens, der ihm nicht zu nahen hofft. Als der Tod die Augen meines Vaters vor seinem sanften Hinscheiden küßte, durch seinen Kuß sie noch einmal öffnete, und der Urheber der Sonne sein Licht zum letztenmal gegen ihn wandte, sah er — ahnend mein künftiges Elend — meine Thränen in dem Glanze schimmern, welchen das Licht der Unsterblichen auf seiner Stirne verbreitet hatte. Da zeigte er mir meinen Trost und meine Rettung! -- Ha! nie fühlt' ich mehr, ich

ſey zur Fortdauer über das Grab geſchaffen, als in dieſem Augenblick. Unterſtützet das Gefühl, das mir von ihr kommt, das mich durchdringt wie der ſüße Laut ihrer Stimme. Wir haben alles verloren, und unſer Zweck geht von nun an über die Gränzen unſers Hierſeyns. Laßt mich ruhen auf jenen Felſen, daß ich in die fern wallenden Fluthen ſehen kann, und dahin bringe mir die Führer jener Unglücklichen."

Suleima. Was willſt du beginnen?

Raphael. Mit ihnen reden von ihrer Lage, ihren Hoffnungen, und vernehmen, was ich für ſie thun kann.

Suleima. Ich bitte dich in dem Namen deines Vaters, in dem Namen der Geretteten, verlaß uns nun, da du geneſen biſt, und kehre in dein Schloß. Einmal haſt du dich in unſer Schickſal gedrungen, und nun erſt ſind deine Bande gewaltſam und ſchrecklich gelöst. Entferne dich von denen, die das Verhängniß auf dieſe öden Gebirge geſtreut hat, um da zu verſchmachten oder unter dem Schwert ihrer Verfolger zu fallen. Laß den treuen Freund und Diener deines Vaters nicht um deinetwillen in Verzweiflung ſterben, gewähre mir ſanften Tod, und die Hoffnung, dem Geiſt deines Vaters dort nahen zu dürfen, wie meiner Tochter. Sieh, knieend bitte ich dich, verlaß dieſe Opfer des Todes, deren auf dieſem Gebirge zerſtreuten Gebeine bei den künftigen Geſchlechtern von ihrem grauſamen Schickſal zeugen werden.

Aſan kniete neben ſeinem Vater nieder, und Thränen erſtickten ſeine Bitte.

Raphael. Unbilliger! erſt lockteſt du mich mit trügeriſchen Tönen in das Leben zurück, dann ſuchteſt du mich

daran zu feſſeln durch den Zuruf der Menſchheit, und zogeſt mich aus dem ſeligen Schlummer der Starrheit durch den Gedanken, mein thätiges Leben könne dieſen Unglücklichen noch nützen. Dein Ruf erſcholl in meine dunkle Seele, und ſtillte die blutenden Wunden des Herzens. Nun da ich gerüſtet bin zu ihrem Schutze mit Muth und Stärke, willſt du mir das entreißen, wodurch ich allein leben kann. Ich kann euch nicht entſagen, durch das Band, das dort das Schickſal ſo ſchrecklich zerſchnitt, knüpft es mich hier feſter an euch. Vorwärts treibt es mich durch meinen angebornen Sinn; durchlaufen muß ich die mir von ihm feſtgezeichnete Bahn, bis geſchehen iſt, was durch mich geſchehen ſoll. Gewähre du mir nun, daß ich meinem Bruder das gerettete Leben danken kann. Ihr und dieſe Unglücklichen ſeyd das mir von ihr zurückgelaſſene Erbe, und ich kann mich von euch nicht trennen.

Suleima. Das Grab deines Vaters iſt ohne Schutz, es ruft dich zurück, dein Vater ruft dich durch mich zurück.

Raphael. Der Geiſt bewacht es nun, der uns einſt von da ſo ſanft entgegen klagte. Störe mich nicht weiter; ich bin geneſen und bin entſchloſſen. Von jenen in der Sonne glänzenden Fluthen wehen mir hohe Geſinnungen, erhabene Gedanken her. Geheiligt iſt mir die Fluth, geheiligt das Gefühl, das aus ihrer Tiefe mir emporſteigt. Um dieſem Gefühl zu gehorchen, bekämpfe ich den glühenden Durſt meiner Seele, der mich antreibt hineinzutauchen, um ſie ſchneller an dem Grabe meines Vaters aufzuſuchen. Weine nicht, und bringe mir die Führer her!

Suleima ging; da faßte er Aſan bei der Hand: „wir wollen Männer ſeyn und unſere Lenden mit dem Schwerte der Rache gürten. Willſt du ſie, dein Volk rächen, für die Schmach, die Qualen, deren Zeuge wir waren, ſeitdem wir denken und empfinden?

Aſan. Um deinetwillen will ich; um mein Schwert für dich zu führen, um für ein Grab zu fechten, denn dieß iſt alles, was uns zu hoffen übrig bleibt.

Raphael. So laß es uns wie Männer ſuchen, und das Grab unſerer Verfolger mit dem unſern aufwühlen.

Er ſchwieg; finſtre Gedanken entſprangen aus ſeinen Betrachtungen über die letzten ſchrecklichen Scenen. Haß gegen die verfolgenden Chriſten ſtieg zum erſtenmal in ſeiner Bruſt auf. Aber bald fühlte er wieder aus ſeinem Herzen, was der Menſch ſich und andern ſeyn könnte und ſollte, wie er ihn dachte in den glücklichen Träumen ſeiner Jugend, und ſeine Phantaſie leitete ihn in die goldne Zeit der Welt zurück, die ihm blühte in den ſtillen Thäler um Kaſtellmanſor, die er ganz genoß an der Seite Almerinens.

Suleima kehrte mit den Führern zurück. Raphael erkundigte ſich nach ihrer Lage. Sie ſagten ihm, daß ſich ihrer bis dreißig Tauſend mit Weibern und Kindern in das Gebirge geflüchtet hätten. Daß ſie nun fürchteten, der nahe Mangel an Lebensmitteln würde ſie aufreiben; aber ſie ſeyen entſchloſſen, lieber mit ihren Weibern und Kindern hier zu verſchmachten, als ſich den Würgern anzuvertrauen, die in der Ebene unter den Befehlen des Don Mescias auf ſie lauerten. Sie wollten, obgleich nur wenige von ihnen ſchlecht

bewaffnet wären, einen Angriff auf die Spanier thun, und das Letzte wagen.

Raphael. Ja, das wollen wir, mit Muth, Entschlossenheit und Vorsicht. Als eure Vorfahren die Christen verdrängten, sammelten sich diese in den Gebirgen, lebten in Höhlen, wie ihr nun thut; die edlen erloschnen Gefühle erwachten wieder in dieser freien, reinen Luft, und es gelang ihnen, sich die kühnen Eroberer zu unterwerfen. Warum sollte dieß euch nicht gelingen? wenn ihr wie Männer zusammenhaltet und muthig für euch, eure Weiber und Kinder streitet. Eine einzige glückliche Unternehmung erwirbt euch Lebensmittel auf einige Zeit, und Zeit gewinnen ist Sieg für euch. Auf das Gerücht eurer Thaten und Entschlossenheit werden eure in Spanien zerstreuten Brüder aus ihrer Starrheit erwachen, sich hier versammeln, und der Zertretne wird noch einmal den Tyrannen furchtbar werden. Laßt uns hier leben unter dem Schutz der rauhen und kühnen Natur, und von ihr gestärkt und beseelt ihre Rechte gegen eure grausamen Verfolger vertheidigen. Ich für mich bin entschlossen, euer Schicksal zu dem meinigen zu machen, mit euch zu leben, für euch zu streiten, für euch zu sterben. Fühlt und denkt ihr so, so theilt meine und eure Gesinnungen euren Brüdern mit, und wir wollen die Anstalten eurer Feinde beobachten, dann kühn von diesen steilen Höhen auf sie herabstürzen, streiten, sterben und siegen!

An dem Strahl seiner Augen entbrannten ihre Seelen. Ein Freudengeschrei ertönte zum erstenmal in den Felsen. Die Menge sammelte sich auf der Spitze des Gebirges, die

Führer theilten ihr Raphaels Entschluß mit, und jeder rüstete sich zum Kampfe, unter der Leitung eines Mannes, den sie als einen ihnen vom Himmel gesandten Genius verehrten.

So stieß ihn das Schicksal vorwärts durch die edlen Gefühle seines Herzens, und trieben ihn zu den gefährlichen Kämpfen, in welchen der so selten siegt, welcher sie zur Rettung derer unternimmt, die Herrschsucht, religiöse Wuth und politische Absichten zum Opfer ausersehen haben.

2.

Raphael hatte das Gebirge umgangen, die Stellung der Feinde und ihre Stärke genau erforscht. Er unternahm gegen ihre äußersten Posten einige Züge, um den Muth der Mauren zu proben, sie mit der Gefahr bekannt zu machen, und kam immer glücklich und siegreich zurück. Voll Vorsicht und Entschlossenheit stritt er an ihrer Spitze, schärfte ihnen bei jedem Auszug ein, sich geschlossen zusammenzuhalten, und beim Vortheil keine andere Beute zu machen, als Waffen und Kriegsgeräthe. Durch entfernte Päße schickte er Haufen ins platte Land und befahl ihnen, in den Dörfern nichts zu nehmen, als Vieh, Mundvorrath, Ackerzeug und Saat. Asan führte einige dieser Streifereien mit vielem Glück, und jeder der wiederkehrenden Haufen legte die kostbare Beute zu Raphaels Füßen. Unter die Streitbaren vertheilte er die Waffen, unter die Schwachen das Ackergeräthe, und wies ihnen Thäler an, sie zu bearbeiten und zu besäen. Die Weiber richteten die Höhlen zu bequemen, reinlichen Wohnungen ein, und Kinder und Greise, alles arbeitete, alle Geister waren

Zutrauen und Muth. Die bisher zerſtreute Menge ſammelte ſich zu Ordnung und enger Verbindung, und das Gebirge, auf dem vorher Winſeln und Klagen erſchallten, tönte nun von Freudengeſchrei, dem Geſang der Krieger, dem freien Gebet zu dem Gott ihrer Väter. So bildete ſich dieſer Haufen Verfolgter unter den Flügeln der Natur, durch höhere Kraft, zu einem wohlgeordneten Ganzen, und trotzte muthig den Tyrannen, die ſie von allen Seiten umgaben. Raphaels Ausſichten erweiterten ſich mit jedem Tage, und er hoffte, in dieſem rauhen Gebirge einen Stamm von Menſchen zu bilden, wie er ſich ſeine Landsleute dachte, da ſie mit den Römern um Freiheit und Daſeyn kämpften.

Den Spaniern entgingen dieſe Veränderungen nicht. Don Mescia merkte, daß ſie ein neuer Geiſt beſeelte, daß ihre Unternehmungen mit einer Entſchloſſenheit und Ordnung geführt würden, die auf die Zukunft und langen Widerſtand deuten. Er begriff nicht, woher den Verzweifelnden dieſes neue Leben komme, bis man ihm berichtete, es ſey ein Spanier, der ſich zu ihrem Führer aufgeworfen hätte. Er befahl alles anzuwenden, ſich ſeiner zu bemächtigen. In dieſer Abſicht verſtärkte er das kleine Korps gegen den Paß, aus welchem Raphael ſchon einigemal gefallen, und ſtellte kleine auserleſene Haufen an Orte, wo ſie gedeckt von Felſen, Gebüſchen und Hohlwegen liegen konnten. Durch dieſe neue Anordnung drohten die Spanier, die Mauren von einem kleinen Fluſſe, der ſie tränkte, abzuſchneiden. Der Quellen waren ſehr wenige im Gebirge, und leicht durch die Menge erſchöpft. Raphael wollte dieſe Quellen zuſammen leiten und

einfaſſen laſſen; um aber der Gefahr des Augenblicks zuvorzukommen, gedachte er nun mit den genug Erprobten einen Hauptſchlag zu wagen, und hoffte, ſich bei dieſer Gelegenheit eines Städtchens zu bemächtigen, das in dem Rücken der Spanier lag, und mit großem Vorrath angefüllt war. Er verſammelte in dieſer Abſicht dreitauſend Auserleſene, theilte ſie in drei Haufen und befahl ihnen, nach einem geſchehenen Zeichen aus den Päſſen hervorzubrechen. Er wollte mit Aſan das kleine Korps vorwärts angreifen, die übrigen ſollten ſich von den Seiten in dem Rücken deſſelben bewegen, um dann verbunden grade auf das Städtchen loszugehen.

Raphael ſtürzte mit ſeinem Haufen herunter. Die Spanier hielten ſeinen erſten Angriff aus, beim zweiten wichen ſie zurück. In dieſem Augenblick hörten die Mauren das Freudengeſchrei ihrer Brüder, ſie beantworteten es und folgten muthig dem langſam weichenden Feinde. Plötzlich ſahen ſie ſich im Rücken und von den Seiten ergriffen. Die weichenden Spanier wandten ſich und traten ihnen voll Feuer und Muth entgegen. Ihre Freunde wurden zu gleicher Zeit von kleinen, gutgeſtellten Haufen aufgehalten, und die Umringten ſahen keine andere Rettung mehr als in der Verzweiflung. Die verſchiedenen Angriffe hatten ſie getrennt. Raphael ſchrie ihnen zu, ſich feſt zu ſchließen, alles von ihrem Muth zu erwarten, und ſich durch den in ihrem Rücken ſtehenden Feind zu ſchlagen. In dem nämlichen Augenblick ſah er Aſan, nebſt einem kleinen Haufen Mauren umringt, die ſich verzweifelnd gegen die Spanier wehrten. Aſan ſank an ihrer Spitze und focht noch liegend gegen den Feind.

Nun sah Raphael nichts als dieß, er schrie den Mauren zu: „rettet mit mir den Sohn Suleima's!“ Ein Haufen wandte sich mit ihm, er fiel wüthend in die Spanier, entriß ihnen den noch lebenden Bruder, lud ihn auf die Schulter, umgeben von den wenigen, dem Schwert entronnenen Mauren. Ein Trupp Spanier warf sich indessen zwischen ihn und die weichenden Mauren. Sie feuerten, eine Kugel verwundete Raphael an dem Arm, womit er Asan umfaßte, die andere zerschmetterte die Stirne des Bruders. Er hörte sein leises, letztes Aechzen, sah sich um, und aus Asans hängendem Haupte floß das Gehirn. Noch hielt er ihn umschlungen mit seinem verwundeten Arm und drang vorwärts. Viele seiner Gefährten waren gefallen. Die Spanier drangen nun näher auf sie ein. Raphael legte die Leiche seines Bruders sanft zu Boden, stellte die wenigen Uebriggebliebenen um sich herum und erwartete den Angriff. Seiner vergessend schrie er laut den Mauren zu: „rettet euch nun, meine Brüder, und sagt Suleima, er solle sich schnell mit dem Volke tiefer in das Gebirge ziehen!“ Aber die Mauren traten näher zu ihm. Ergrimmt fielen sie die Spanier an, schrecklich war der Kampf der Umringten für den Freund, den Beschützer. Raphael fühlte seine Wunde nicht — tödtete und stritt, bis er erschöpft neben der Leiche Asans hinsank. Der spanische Offizier hielt den zurück, der ihn ermorden wollte, übergab ihn der Wache einiger und verfolgte die Fliehenden. Es war dem Haufen gelungen sich durchzuschlagen; sie standen auf den Felsen, sahen die Niederlage ihrer Brüder, sahen Raphael sinken, in der Gewalt ihrer Feinde. Ein Klaggeheul erhob

ſich im Gebirge und erſcholl von Felſen zu Felſen. Die kleine Schaar lag um Raphael herum, keiner war ohne Rache gefallen. Der Offizier kehrte zurück, und ließ den Ermatteten aufrichten. Das Geſchrei der Unglücklichen zerriß ſein Herz, er ſah düſter nach dem Gebirge; dann neigte er ſich gegen Aſan, drückte ſeine Hand auf ſeine Lippen und folgte den Spaniern. Schrecklicher tönte das Winſeln, das Jammern der Unglücklichen von dem Gebirge.

Die Spanier führten ihn zu ihrem General, Don Mescia. Verwundernd blickte dieſer auf ihn. Kalt ſtand Raphael vor ihm, den Schmerz tief ihm Herzen.

„Ihr gehört nicht zu dieſem Volke?“

— Nein.

„Wer ſeyd Ihr?“

— Ich darf meinen Namen auch jetzt noch nennen Raphael de Aquillas.

„Unglücklicher, wie kommt Ihr unter dieſe Elenden? Seyd Ihr nicht der Gemahl der Donna Seraphine, der Tochter Don Antonio's ***?“

Raphael blickte ihn düſter an.

„Ich bedaure Euch, bedaure mich, daß ich einen Mann von Eurem Stande, Eurer Miene und Eurer Geſtalt als Rebellen gegen Euren König, Euer Vaterland finden, und als einen ſolchen behandeln muß.“

— Ich bedaure nichts, als daß ich meinen Freund und dieſe wirklich Elenden nicht retten konnte.

„Ich fürchte, Don Raphael, Ihr werdet in Madrid mehr als dieß zu bedauern finden. Was konnte Euch bewegen,

Euch an die Spitze dieſer Unglücklichen zu ſtellen, und ihr Schickſal in dem Augenblick der ſchrecklichſten Entſcheidung zu dem Euren zu machen?“

— Schrecklich iſt ihr Schickſal, das iſt wahr, und eben darum machte ich es zu dem meinem. Doch die Urſachen dieſer Euch ſo unbegreiflichen That vielleicht vor Gericht. Ich bin Euer Gefangener, ſo weit der Menſch der Gefangene eines Menſchen ſeyn kann; aber in dieſem Augenblick bin ich mehr der Gefangene dieſer mich ſchmerzenden Wunde; laßt mir dieſen läſtigen Arm abnehmen, und ich bin um vieles freier.

„Könnt' ich Euch ſo ſicher retten, als ich hoffe, daß meine Wundärzte Euch dieſen Arm erhalten werden — Ihr weint —“

— Nicht um mich — ich höre noch das Heulen der Unglücklichen von jenen Felſen, die bald ihr Blut benetzen wird. O ſie ſind hingegeben! Ihrer und meiner ſpottet das Schickſal, und Ihr ſeyd nun der blinde Vollzieher ſeines grauſamen Spruchs. Ich bitte Euch, entſcheidet ſchnell über mich!

„Ich muß Euch, ſobald es Eure Wunde zuläßt, nach Madrid ſenden.“

— So ſey's nach Madrid.

Ein Offizier trat herein und meldete: einer der Mauren habe ſich den Spaniern friedlich genähert und gebeten, man möge ihn dahin ſenden, wo ſich der gefangene Spanier befände.

Don Mescia winkte und man führte ihn ein. Es war Suleima. Raphael ſank an ſeine Bruſt. „O mein Vater, warum thuſt du mir dieß? Warum verließeſt du die

Unglücklichen ohne Rath, um zu einem Hingeſchiedenen zu eilen, dem du nicht mehr nützen kannſt?"

„Erinnere dich des Bundes," liſpelte ihm Suleima zu, — „keiner ſoll ihn überleben."

„Keiner, und du weißt, wo wir uns wieder ſammeln. — Dein Sohn iſt uns vorangegangen —"

„Auf kurze Zeit."

„— Nun, General, fordere ich Euer Mitleid auf, um dieſes guten Alten willen, trennt mich nicht von ihm."

Euch, ſo lange Ihr in meiner Gefangenſchaft ſeyd, gut zu behandeln, iſt alles was ich kann. Trennen muß ich Euch von ihm. Das Gericht, das dieſes dunkle Geheimniß erforſchen muß, würde mir dieſe Einwilligung zum Vorwurf machen.

Raphael drückte Suleima an ſeine Bruſt und legte ſeinen Finger bedeutend auf deſſen Mund, dann wandte er ſich zu dem General: „ich bin von ihm getrennt, wie ich gefangen bin. Die Macht der Menſchen erſtreckt ſich nur auf das Sichtbare; wer vermag die zu trennen, die durch ſich leben!"

3.

Als Raphaels Wunde geheilt war, wurde er nach dem Staatsgefängniß in Madrid gebracht. Von Suleima erfuhr er weiter nichts.

In dieſer Einſamkeit erſtieg ſeine Seele den höchſten Gipfel ihrer Kraft. Er trennte ſich von Allem, was ihn umgab, ſchwang ſich in die Gefilde der Geiſterwelt und fühlte ſich ein Weſen, das gleich ihnen nicht mehr in die Kette

leidender Geſchöpfe gehört. Er glaubte, das Schickſal habe ihn durch dieſe ſchreckliche Verkettung von Unglück, Mißlingen aller ſeiner edlen Unternehmungen, zu dieſem erhabenen Standpunkt leiten wollen, auf dem er ſich nun ſo glücklich und ruhig fühlte. Ungeduldig ſchlug ſein Herz nach der Stunde, die ihn dahin befördern ſollte, wo er, vereint mit Almerine und ſeinen Freunden, in den lichten, ätheriſchen Gefilden ſchweben würde. Sein Geiſt drang zu dem Grabe ſeines Vaters, ſein Ohr hörte die Klagetöne Almerinens. Die Erinnerungen der glücklichen Tage der Liebe erwachten, gehüllt in Bilder der ſtillen Ruhe, des reinen Genuſſes, lebendig in ſeinem Herzen. Seine Phantaſie trug ihn unter ſeine Eichen; er hörte das Weben in ihren Wipfeln, das Rauſchen ihrer Blätter an den bemoosten Ruinen, den Geſang ſeiner arbeitenden, glücklichen Vaſallen, ihr fernes Lautenſpiel, und erinnerte ſich der weiſen und ſanften Geſpräche mit Suleima, Almerine und Aſan, bei dieſer und jener Veranlaſſung. Erhabene Gedanken quollen aus dieſen Erinnerungen, wurden zu warmen Empfindungen und ſtrahlten in dem ſanften Schimmer ſeines Herzens. Er hoffte den zerriſſenen Faden der genoſſenen Seligkeiten dann wiederum ganz feſtzuknüpfen, wenn der Tod ihn auflöſen würde. Sein Zuſtand glich einem Morgentraum der Jugend, in dem wir ſo leicht über die Erde hinſchweben, als entfeſſele uns eine mächtige Hand von der Schwere unſers Körpers, um uns ein entzückendes Vorgefühl der Unſterblichkeit zu geben. Das Wohlwollen ſeines Herzens, die Heiterkeit ſeines Geiſtes, die Eindrücke ſeiner Erziehung, ſein feſter Glaube

au Nothwendigkeit siegten über sein schreckliches Geschick, nur wenn der Schrei der verzweifelnden Mauren von dem Gebirge wieder in seiner Seele erklang, sank seine Kraft und seine Thränen flossen über die gewisse, gänzliche Vernichtung derer, die er zu retten wähnte, für die er so gern sein Leben hingegeben hätte. Er sah sie fallen unter dem Schwert ihrer Feinde, gejagt von Felsen zu Felsen, von Höhle zu Höhle — Weiber, Kinder und Greise zerschmettert oder verschmachtet auf den nackten Klippen. Sein Gefühl empörte sich, riß ihn zu finstern Betrachtungen über die Menschen, die solcher Thaten fähig sind. Grasse, finstere Gedanken sprangen aus diesen Betrachtungen, gleich den Gespenstern aus der zerrütteten Phantasie des Fiebernden, trieben ihn in wildem Grimm und starrer Kühnheit bis zu dem Thron des erhabenen, uns verhüllten Wesens, das allein die Kette der Begebenheiten faßt. Dann leiteten ihn die Geister Almerinens und seines Vaters an einem sanften Lichtstrahl der Liebe aus der verworrenen, schrecklichen Finsterniß zurück, und lispelten ihm zu: „bald wirst auch du in Klarheit mit uns schweben!“

4.

Peinvoller war der Zustand der unglücklichen Seraphine. Sie hatte durch ihren treuen Diener Balthasar, der sich auf ihren Befehl in der Nähe Kastellmansors aufhielt, Raphaels Abreise erfahren. Melchior Perez war nach Madrid zurückgekehrt und hatte berichtet: Don Raphael habe die Mauren zum Aufruhr gereizt, sich dann in einem Boote geflüchtet; er sey genöthigt gewesen, die Verwegensten über Bord zu werfen und die übrigen an der nachsten Küste auszusetzen. Sie zitterte

für den Mann, der ihrem Herzen alles war, ob er ihr gleich auf dieser Erde nichts mehr seyn konnte. Nun vernahm sie die Schreckenspost von seinem kühnen Unternehmen, seiner Gefangenschaft; lange saß sie betäubt von dem schrecklichen Schlag; endlich erwachte der Gedanke in ihrer bangen Seele: vielleicht bedarf er meiner Hülfe. Sie nahm Gold zu sich, eilte mit ihrem Knaben, einer Wärterin und dem treuen Balthasar nach dem Gefängniß, gab sich dem Aufseher zu erkennen, füllte seine Hände mit Gold und bat ihn, unter Versicherung, ihn über alle Hoffnung zu belohnen, geheim zu halten, was sie hier zum Besten Don Raphaels unternähme. Zitternd nannte sie ihn ihren Gemahl. Dann fragte sie nach seinem Zustand, und Thränen der innigsten Wehmuth flossen über ihre bleichen Wangen, als er sprach von seiner Geduld, seiner Sanfmuth. Plötzlich fuhr der Gedanke in ihr Herz: wenn ich es nun wagte, vor ihm zu erscheinen, ihm meine Dienste anzubieten! Mich ihm darzustellen als eine Fremde, ohne Rücksicht auf mich! Würde er mich verwerfen? Und wenn er mich verwürfe, sollte ihm mein Mitleid, meine stummen, treuen Dienste beschwerlicher seyn, als die Dienste der harten Diener dieses finstern Hauses? — Sie bat den Aufseher, sie nach seinem Gefängniß zu führen. Als sie vor die Thüre trat, fühlte sie ein Erbeben und sie wagte nun nicht, den Aufseher zu bitten, sie zu öffnen. Sie ließ sich auf ihre Knie nieder und sah durch die Oeffnung des Schlosses. Sie erblickte ihn auf seinem Sitze, ruhig, gelassen, seine Seele so in sich gezogen, als gehörte er dieser Welt nicht an. Seraphinens Herz schlug in ihrer Brust; sie

athmete, lebte nicht — nur einige Augenblicke beobachtete sie ihn, dann stand sie auf und sagte zu ihrem Knaben: „dein Vater ist kein Verbrecher, mein Kind, und deine Mutter darf ihm nicht nahen. Er bedarf keiner Thränen — laß uns nur über deine Mutter weinen!"

Sie entfernte sich schnell, bat nochmals den Aufseher zu verschweigen, daß sie hier gewesen sey. Hierauf ordnete sie alles an, was zu Raphaels Bequemlichkeit dienen konnte, ließ Balthasar mit dem Auftrag zurück, auf alles zu sehen und sich angelegen seyn zu lassen, Don Raphael bedienen zu dürfen, aber nie sollte er es wagen, ihm ihren Namen zu nennen oder ihn an sie zu erinnern.

Zum erstenmal suchte sie wiederum Menschen auf. Sie erkundigte sich nach seinen Richtern und besuchte einen jeden. Ihr Herz erbebte bei ihrer Antwort. Sie rathschlagte mit ihnen, ob sie sich an den König wenden sollte; sie riethen ihr sein Verhör abzuwarten und die Gnade des Königs nur dann anzuflehen, wenn das Gesetz ihn verdammte. Zwei Tage lebte sie in tödtlicher Angst. Das Gericht versammelte sich und Raphael wurde vorgefordert. Er trat vor die Versammlung, ohne Furcht, ruhig und bescheiden. Man legte ihm die Anklagen Don Mescia's und Melchior Perez vor. Die ersten nahm er an, die zweiten verwarf er und erklärte, nach seinem Gericht würde er als Kläger gegen diesen auftreten.

Auf die Frage: was er zur Vertheidigung seines eingestandnen Verbrechens vorzubringen habe?

„Nichts; er habe und bedürfe keiner Entschuldigung dafür."

— Die Urſachen, die ihn bewogen, ſich mit den Mauren zu verbinden.

„Dieſe könnte und wollte er nur dem König ſagen.“

— Er ſtände vor dem König, da ſie in deſſen Namen Gericht über ihn hielten.

„Das leugne er nicht; aber er habe eine Klage gegen den König ſelbſt, die er ihnen zu ihrem eignen Beſten nicht vertrauen dürfte.“

Die Richter drohten, ſtellten ihm den Spruch des Geſetzes vor, das ihn nach ſeinem eignen Geſtändniß als Hochverräther verdamme.

Dieſen Spruch erwarte er, war ſeine Antwort. Sie möchten ihn immer nach ſeinem Geſtändniß richten, die Urſache ſeiner That ſoll nur der König von ihm erfahren.

— Und wenn der König ihn nun nicht hören wollte?

Er ſchwieg, und ihre Vermahnungen, ihre Drohungen vermochten nichts über ihn. Sie verdammten ihn.

Als Seraphine vernahm, was vorgefallen, ſo ſchrieb ſie an den König:

— Die Unglückliche, die Euch ſchreibt, glaubte bisher, ſie habe nur über ſich zu weinen und in bittrer Reue zu ſterben. Nun ſoll ſie verzweifeln über den Fall des edelſten Mannes Eures Reichs. Wenn er ein Verbrechen begangen hat, ſo iſt es mein Werk und mit Scham ſetze ich hinzu, auch das Eure. Die ſchreckliche Euch bewußte Entdeckung, ſeine Rache, die ich beweinen und nicht verdammen konnte, haben ihn aus Madrid getrieben. Konnte nicht der Unwillen — doch nein, ſo ſtolz darf die gefallne Seraphine nicht ſeyn,

ſich als eine ferne Urſach der That eines Mannes, wie Don Raphael, anzuſehen; aber ich irre mich weniger, wenn ich ſage, ſein großes, menſchenfreundliches Herz, die ſchrecklichen Mißhandlungen, deren Zeuge er war, haben ihn bewogen, ſich zum Beſchützer der Unglücklichen aufzuwerfen, die ganz Spanien verfolgt. Für ſeine Richter iſt dieſes vielleicht keine Entſchuldigung; aber ſie iſt es zwiefach für Euch, mein König. Ich habe ihn geſehen, ohne daß er meine Gegenwart vermuthen konnte. Welche Ruhe! Welche Unſchuld! Er ein Verbrecher! Ich, ich bin eine Verbrecherin, ich die erſte Urſache ſeines Unglücks. Ihr müßt ihn ſehen, Don Philipp, müßt ſelbſt beobachten, was ich nicht beſchreiben kann. Ihr müßt ihn um Euretwillen wie um meinetwillen ſehen! Ihr müßt ihn ſehen, daß Euch die Unglückliche in Verzweiflung und Wahnſinn nicht laut anklage! Er forderte dieß von ſeinen Richtern, will nur Euch die Beweggründe ſeiner That entdecken. Seht ihn, hört ihn, vergebt ihm, dann will ich gern alle Schuld des gemeinſchaftlichen Verbrechens auf mich nehmen, gern allein dafür büßen und Euch frei davon ſprechen. Ich fordere ihn nicht für mich, ich fordere ihn in dem Namen der Menſchheit, um deren Willen er als Verbrecher erſcheint.

Dieſes Schreiben und der Bericht der Richter machten einen tiefen Eindruck auf Philipp. Er gab Befehl, Don Raphael in der Stille nach dem Palaſt des Herzogs de Lerma zu bringen, wo er ihn hören wollte. Raphael wurde vor ihn geführt und einige Vertrauten ſo geſtellt, daß ſie ihn beobachten konnten, ohne ihn zu hören. Er nahte dem König ohne Groll; Unſchuld und Sanftmuth ſchienen ihn

einzuführen. Philipp fühlte ſich bei ſeinem Anblick erleichtert. Raphael ſprach Folgendes in mildem Tone und nur ſeine Blicke gaben ſeinen Worten Nachdruck.

„Nicht um mein Leben zu bitten, tret' ich vor Euch, mein König. Auch nicht die That zu entſchuldigen, deren man mich anklagt. Was ich that, that ich aus freier Wahl und beklage nichts, als die Unglücklichen, die ich nicht retten konnte. Was mich vor Euch führt, mögt Ihr aus dem vernehmen, was ich nur Euch vertrauen konnte, und dann mich richten und verdammen.

Mein Vater hat dem Euren treu gedient; zum Lohn für ſeine Dienſte ſuchte Euer Vater meine Mutter zu verführen. Don Antonio *** und ein Prieſter waren ſeine Werkzeuge. Da es ihnen nicht gelang, gaben ſie meinen Vater dem Euren als ein Hinderniß der Erfüllung ſeines Wunſches an und der König ließ ihn dem furchtbaren Gerichte übergeben, das ſich ſo gern zum Sklaven der Lüſte des Königs gebrauchen läßt, um ſichrer ihr Tyrann zu ſeyn. Sie ließen ihn blenden. Mein Vater, um der Gefahr zu entgehen, womit man ihn von Neuem bedrohte, floh auf ſein Schloß, und meine Mutter, um das Leben ihres Gemahls, ihre Tugend zu retten, verbarg ſich unter den Ruinen einer Moſchee bei Kaſtellmanſor. Hier ſtarb ſie und ward auf der Stelle begraben, auf welcher ſie ihr junges Leben hingetrauert hat. Unter dieſen Ruinen ward ich geboren. Mein blinder Vater erzog mich in Grundſätzen, die, wie ich nun erfahren, in Spanien Verbrechen ſind. Vor ſeinem Tode eröffnete er mir ſein Geheimniß, um des Wunſches willen, in eben dieſer Gruft an der Seite

meiner Mutter begraben zu werden. Dieſes that ich. Ich kam nach Madrid, den Urheber ſeines Unglücks, deſſen Namen er mir verſchwiegen, aufzuſuchen, ihn zu rächen, wenn ich ihn entdeckte. Der Unerfahrne fiel bald darauf in die Schlingen der Donna Seraphine, Antonio's *** Tochter. Ich eile ſchnell über dieſen Punkt, Don Philipp. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß dieſer Antonio *** mir an jenem Abend geradezu geſtand, er ſey der Urheber des Unglücks meines Vaters, und er habe nun, um ſeines Gewiſſens und meines Glückes willen an mir vollendet, was er mit meinem Vater angefangen. Ich opferte ihn der kindlichen Rache und kehrte zu dem Grabe meines Vaters zurück. Auf meinem Schloſſe fand ich die Tochter des Freundes meines Vaters. Er iſt einer der Erſten dieſes unglücklichen Volks, deſſen Beſchützer mein Vater immer war und das des Schutzes ſo ſehr bedurfte. Von mir genöthigt und erfleht, verband er mich auf dem Grabe meiner Eltern, nach der Weiſe ſeiner Väter, mit der Tochter. Ihr erſchrecket und erſtaunt; aber ſie war, was vielleicht jene ohne ihre Verführer geweſen wäre! Das Edikt der Verbannung dieſes treuen, Spanien ernährenden Volks erſchien. Ich begleitete meine gewählte Familie, meine unglücklichen Vaſallen nach Afrika, um ſie vor Mißhandlung zu ſchützen. Ihr würdet unter der Beſchreibung der Greuel hinſinken, die Melchior Perez, der Kapitän des Schiffes, gegen die Verbannten ausgeübt hat! Es iſt eine Reihe von Schandthaten und Verbrechen, die nur ein höherer Richter rächen kann; doch ſchwer wird Spanien dafür büßen. Um mich, deſſen Anklage er fürchtete, zu einem raſchen Schritt

zu zwingen, griff er mein Weib an, drohte, ſie zu ſchänden, wie ſein Volk die Weiber und Töchter der Unglücklichen geſchändet hatte. Dieſer Schmach zu entfliehen, ſtürzte ſich mein Weib ins Meer. Ich folgte ihr; das Meer verſchlang ſie, als ich nach ihr greifen wollte. Mich retteten der Vater und der Bruder; ſie bemächtigten ſich mit einigen Mauren eines Boots, der Wind blies nach der ſpaniſchen Küſte, mein Geiſt war verfinſtert, ich lebte nicht. In dieſem Zuſtand konnten ſie mich nicht verlaſſen und aus Furcht, entdeckt zu werden, trugen ſie mich in die Gebirge. Dort fanden wir die Flüchtlinge dieſes unglücklichen Volks. Ich, der Zeuge der Greuel auf dem Schiffe geweſen, fühlte noch mehr als ſie das Schickſal, das ſie erwartete. Ich ſah ihre Angſt, ihren nahen Mangel, hörte das Winſeln ihrer Kinder, den Jammer der Mütter, ſah ſie umringt von Feinden, die nach ihrem Blute dürſteten und faßte den Entſchluß, ihnen beizuſtehen mit Rath und That. Bei einem Unternehmen ward der Bruder meines Weibes verwundet, ich wollte ihn retten und ward gefangen. Durch Euch hatte das Schickſal geſprochen, ſie ſollten von der Erde vertilgt werden. So ſeht Ihr nun, mein König, daß ich um Euretwillen niemand dieſe Geheimniſſe vertrauen konnte. Seyd nun Ihr mein Richter!“

Der König ſah ihn gerührt und bang an. — „Don Raphael — ein Mörder — durch ein ſündliches Band mit einer Ungläubigen verbunden. — Ein Verbrecher gegen ſein Vaterland — und doch — doch kann ich Euer Richter nicht ſeyn!“

— So mögen dann ſie ſprechen.

„Raphael, der Schleier, den ihr ſo ſchonend vor meinen Fehler gezogen habt, decke auch die Euren. Gott hat über Euch gerichtet, er richte ferner über Euch. Ich will auf die Quellen Eurer Thaten ſehen, und ſie vergeſſen. Das Geheimniß bleibe um unſer, meines Vaters willen, unter uns. Ihr ſeyd frei; alles, was ich wünſche, iſt, daß Ihr mit Donna Seraphine leben möchtet."

Raphael ſchwieg.

— „Doch davon, wenn wir uns wieder ſehen."

Raphael. Ich bitte Euch, verhelft mir dazu, daß ich Euch danken kann. Der Vater meines Weibes ſchmachtet im Gefängniß — gebt ihn mir, wenn Ihr wollt, daß ich des Geſchenks achten ſoll, das Ihr mir gemacht habt.

Der König ließ den Herzog de Lerma rufen und übergab ihm Don Raphael mit den Worten: „bedeutet den Richtern, Herzog, daß der Prozeß Don Raphaels und ſeines Mitgefangenen geendigt iſt. Sucht den jungen Mann mit der Welt auszuſöhnen, und ſeht zu, daß Ihr ihn meinem Dienſt gewinnt. Leiſe zu Raphael: Ihr, ſöhnt Euch mit Gott und der Kirche aus, damit ich Euch ohne Sorge ſehen kann."

Der Herzog de Lerma ſah den jungen Mann, der ſein verwirktes Leben ſo kalt aus den Händen des Königs nahm, mit Verwunderung an. Doch bald fand er den Mann aus, der vor ihm ſtand, und da er mehr als gewöhnliche Theilnahme in den Blicken des Königs wahrnahm, von der Vermählung Don Raphaels, ihren Folgen, nebſt dem Nutzen daraus für ihn, unterrichtet war, aus dem Inſtinkt des

Hofmanns fühlte, daß die Begnadigung damit zuſammenhing, ſo überhäufte er ihn mit Verſicherungen ſeiner Dienſte und feurigen Freundſchaftsbezeigungen.

Suleima erhielt ſeine Freiheit, und Raphael fühlte nur erſt in ſeinen Armen den Werth der ſeinigen. Nach einigen Tagen eilte Suleima nach Kaſtellmanſor, und Raphael blieb auf Zudringen des Herzogs, der im Namen des Königs ſprach, in Madrid.

5.

Suleima an Don Raphael.

Hier bin ich nun, mein Sohn, wo ſich die Ruhe der Todten niedergelaſſen hat, in deinem öden, verlaßnen Sch loſſe. Mit welchem Herzen durchwanderte ich die Felder, die noch vor kurzem meine Brüder bebauten. Die überreifen Früchte faulen an dem Baum, die Aehren beugen ſich zur Erde, und die Sichel roſtet, die in der Hand des frohen Schnitters blinkte. Ich ſank in die von den Unglücklichen gezogenen Furchen nieder und klagte, daß ich allein die Vernichtung meines Volks überlebt habe. Als ich zu den Hütten kam und keiner heraustrat, mich zu empfangen, und ich vor den Schwellen das Gras aufgewachſen ſah, floßen meine Thränen. Der Schlag des Hammers erſchallt nicht mehr in der Eſſe der Schmiede, der Webeſtuhl ſaust nicht mehr zu den fleiß-aufmunternden Liedern, die Spinne zieht ihr Gewebe von Pfoſten zu Pfoſten, niſtet über dem verlaßnen Ehebett, über dem häuslichen Tiſche. Ach, daß ich allein das Unglück meines

Volks überleben mußte! Nur hier beweint' ich meine Kinder. Sparte mich, den letzten Zweig des Heldenſtamms, das Verhängniß nur darum auf, daß ich in dem von meinen Ahnen eroberten Lande nun daſtehe, wie der Rumpf einer Säule, die ſich einſt auf dem Markte einer blühenden, volkreichen Stadt erhob, welche die alles vernichtende Zeit allein aufbewahrte, um künftigen Menſchengeſchlechtern zum Stoff ernſter Betrachtungen über Vergänglichkeit zu dienen? In dieſen Gedanken wanderte ich den Pfad hinauf, die dunklen Gebüſche empfingen mich, und düſtrer, trauriger wurden meine Gedanken; aber als ich den Ruinen nahte, die die Gräber der Edlen decken, an die Stelle trat, wo du die weiſſagenden Klagen aus der Geiſterwelt zu vernehmen glaubteſt, da floß mir Heiterkeit aus den Gefilden der Hoffnung zu, und meine Seele entfloh der Verzweiflung, die ſie ſchon ergreifen wollte. Von ihr, aus ihrer That, nicht von der erlernten kalten Weisheit, kam mir dieſer Troſt. Wird ſich nicht in den blühenden Thälern, die der Prophet ſo erhaben ſchildert, dieſes verfolgte Volk wiederum verſammeln, und da den Lohn einernten, den die Vergeltung dem edlen Dulder zwiefach zuzählt? Dank ſey es dem Unfaßlichen, der dem Geiſt des Menſchen die Kraft verlieh, ſich über die Gränzen dieſer Welt, als in ſein künftiges Eigenthum, zu ſchwingen! Ruhig trat ich nun in das öde Schloß. Pedro Gomez empfing mich mit Freude, welche die Hoffnung erhöhte, er würde nun auch dich bald ſehen. Von unſerm Schickſal wußte er nichts. Ich mußte mit der Erzählung ſein und mein Herz zerreißen. Ein Theil der Nacht verging in dieſer Trauer. Spät ging ich

allein, das Grab zu beſuchen; ich fand das Siegel, alles unverſehrt. Ich zerbrach es nicht, und vertraute durch meine Seufzer den Edlen, was aus denen geworden iſt, die vor ihnen den feierlichen Bund geſchworen haben. Komm hierher, mein Sohn! Nur hier iſt Ruhe! Fliehe die Welt, bevor das Schickſal ein neues Gewebe entwirft, um dich zu fangen; aber wer mag ihm entfliehen?

Petro Gomez hat die wenigen chriſtlichen Unterthanen deiner Güter geſammelt, und ſie in die verlaßnen Thäler vertheilt. Ihre Hände reichen nicht hin, den von den Verbannten hinterlaſſenen Reichthum der Felder zu ſammeln, vielweniger ſie künftig zu bearbeiten.

Sage mir, was iſt aus meinen unglücklichen Brüdern geworden? Iſt es ihnen allen ergangen wie uns? Ich vernehme ein dunkles, ſchreckliches Gerücht, ſchone meiner nicht, ſage mir alles, daß ich ſie beweine.

6.

Von Raphael an Suleima.

Wie, mein Vater, und du forderſt, daß ich dir von dem Unglück deiner Brüder ſchreiben ſoll? Haſt du nicht des Leidens genug? Erliegt deine Seele nicht unter der Vorſtellung der erlittnen Qual und Schmach? Willſt du das Elend eines jeden zu dem deinen machen, bis du der ungeheuern Laſt erliegeſt? Mein Herz iſt zerfleiſcht über das Geſchehene, meine Vernunft verwirrt, und doch gehe ich mit angſtvoller Begierde umher und forſche, wie es ihnen ergangen; aber was

ich erfahre — Suleima, die Spanier sind Christen und keine Menschen. Großmüthiger ist der Tiger der glühenden Wüste Afrika's, er zerfleischt auf einmal seinen Raub, langsam zehren diese an dem ihrigen.

Nur zwanzigtausend sind glücklich in Afrika gelandet von den vielen Hunderttausenden. Die übrigen hatten das Schicksal meiner Vasallen. Beraubt, die Männer verstümmelt, die Weiber geschändet und dann ermordet, schwimmen ihre Leichen in den Fluthen; welche die Qualen überstanden haben, verschmachten auf dem wüsten Ufer, seufzen nach den fruchtbaren Feldern ihres Vaterlandes, bis reißende Thiere, der schreckliche Hunger oder der wilde herumirrende Beduine, um der wenigen Lumpen willen, sie tödten. Keine Stadt, kein Dorf nimmt die Unglücklichen auf, die nichts mit sich bringen, als Armuth und ihre schrecklichen Gefährten. Sieh, dieß ist das Schicksal von Hunderttausenden arbeitsamer Menschen, die Spanien von sich stieß, für deren Verbannung und Ueberfahrt der König achthunderttausend Dukaten zahlte. So gehen Wahnsinn und Grausamkeit Hand in Hand, wüthen gegen sich selbst, indem sie um sich her zerstören. Bald wird das Blut der in die Gebirge Geflüchteten fließen. Man hat einen Preis auf das Haupt eines jeden gesetzt, und schon rüsten sie sich, sie mit Hunden, wie die Thiere des Waldes, zu jagen. Du weißt aus Amerikas Bekehrung, daß der spanische Christ die Menschenjagd liebt. Keiner deiner Brüder wird der durch Geiz angefeuerten, religiösen Wuth entfliehen. Suleima, und ich lebe! lebe unter diesen Menschen! Und hier, wo man von diesen neuen Grausamkeiten spricht,

wie von einem Stiergefecht! Wo man ſich auf den Tag der Verbrennung der Ketzer freut, wie auf einen feſtlichen? Was ſoll aus mir werden? Wie ſoll ich den wilden Trübſinn bekämpfen, der aus meinem Herzen ſteigt, und meinen Geiſt umhüllt? Warum fiel ich nicht bei der Leiche Aſans! Wozu haben ſie mich aufgeſpart?

Mit Recht fragſt du: und du kannſt um dieſen König ſeyn, der ſolche Befehle gibt? O Suleima, was weiß er davon; er unterzeichnet dieſe Befehle, weil ihm die Diener der Kirche und des Staats beweiſen, es fromme der Kirche und dem Staate; weil er dem Verſtand der letzten und dem Gewiſſen der erſten traut und trauen muß; weil der Staatsmann ſeinen Verſtand und der Prieſter ſein Gewiſſen gefangen halten. So ein König iſt ein bedaurungswürdiges Weſen, über das man in der Nähe ſeufzen muß, ob man gleich fern von ihm bei denen durch ſeine Schwäche verurſachten Leiden in Wuth erglüht, in Verzweiflung heult und ſeinem Haupte flucht. Ein ſchreckliches Loos, nur darum der Erſte zu ſeyn, um von der Herrſchſucht, der Bosheit, dem Geize, der Kabale, der Prieſterwuth erſonnene Verbrechen zu heiligen! Wird der, welcher ihn auf dieſe Stelle geſetzt hat, ihn darauf erhält, dieſe Entſchuldigung annehmen? Verliert das alles duldende Volk das Recht der Anklage? Hat es Recht dazu? Suleima, was iſt der Menſch, der eines Herrſchers bedarf, und gliche er auch dieſem? Sey er auch noch ärger? Und dieſer König will, ich ſoll ſein Freund, ſein Almoſenſpender werden; will, daß ich frei zu ihm reden ſoll. Fühle die gefährlichen Schlingen für mein Herz. Ich

habe es einigemal gethan, ihm den Verluſt des Reichs, die begangenen Greuel, zu deren Fortſetzung er eben einen Befehl unterzeichnet hatte, ohne Schonung vorgeſtellt. Er erbebte vor dem Heere der anklagenden Geiſter, die aus den Fluthen, von den Gebirgen, und Afrikas glühendem Sande emporſtiegen; aber der Chriſt ſiegte über den Menſchen. Er ſagte: es ſey ſchrecklich; doch ſey ſein Gewiſſen ruhig, Gottes Statthalter und die Biſchöfe hätten es für nöthig gehalten, um die Reinheit des Glaubens zu erhalten, die ihm über alles gehen müßte. Gott würde ihn nach ſeiner Abſicht richten! — Menſchenhaß will mich überfallen, meine Blicke ſchießen grimmig aufwärts, mein Geiſt ſtrebt, in das uns umhüllende Dunkel zu dringen, worin ſich die auf uns laurende Verzweiflung verbirgt. Sie ſoll mich nicht erhaſchen, ſo lang mein Herz noch Menſchenliebe fühlt. Ich mußte ſchweigen, Suleima, denn der Schwache iſt nur im Unſinn ſtark. Warum bin ich in Spanien geboren? Es iſt geſunken und ſinkt, wer kann, wer darf es aufhalten in ſeinem Sturze? Mit ſpähenden Blicken wandern die Verderber um die Todtengruft der Menſchheit umher und lauſchen, ob es einer wage, den wandelnden Schatten zuzurufen. Auf mich ſcheinen ſie nun beſonders aufmerkſam zu ſeyn; mit Eifer und Liſt ſuchen ſie die Quelle des Schmerzes zu entdecken, der mein Geſicht umhüllt. Was ſie zu tröſten ſcheint, iſt die Gewißheit, daß ich nichts ſuche, nichts ſeyn und bedeuten will; und ſie rächen ſich an mir, daß ſie mich einen traurigen Schwärmer nennen. Das bin ich nun freilich, und vorzüglich darum, daß ich unter ihnen verweile. Schon wollte ich zu dir fliehen; aber

es ſcheint, Philipp will das neue Gewand, das er in mir gefunden, erſt ganz abtragen, um es dann in Ungnade wegzuwerfen. Der Mann mit dem guten Gewiſſen verſichert mich, meine Gegenwart nutze ihm; er will mich als einen Mittler zwiſchen ihm und den Unglücklichen gebrauchen, die man von ihm drängt. Ihn dünkt, er habe längſt einen ſolchen Mann geſucht, ihn nun in mir gefunden, und ich müßte ſein Gnaden- und Almoſenſpender werden, weil er nur mir ſo reine Hände, ein ſo menſchliches Herz zutraut. Suleima, wenn dieß die Fäden ſind, womit das Schickſal ein neues Gewebe webt, mich zu fangen, ſo ſind ſie zu nah an mein Herz gelegt, als daß ſie mich nicht nach ſich ziehen ſollten. Gelingt es mir, nur einen Unglücklichen den Klauen der Unterdrücker zu entreißen, ſo iſt es Gewinnſts genug für mich. Freilich ſagt mir mein Verſtand, daß dieſe Rolle bei dieſen Menſchen, unter dieſen Menſchen nicht dauern kann; aber wer das Gute nach der Dauer, und edle Abſichten nach ihren Folgen nur beurtheilt, der muß ſich zur zerſtörenden, nicht zur heilenden Rotte der Geſellſchaft ſchlagen. Jährliche Opfer trugen die Griechen auf die Gräber der verſtorbenen Geliebten, laß mich die Erinnerung einiger gelungenen guten Thaten zu dem Grabe meines Vaters als Opfer bringen. Schon iſt ſeinem unglücklichen Sohne die ſüße Ernte einigemal gelungen, und nur dieſes kann die blutenden Wunden meines Herzens ſtillen. O daß ich Thaten thun könnte, wie meine Seele wünſcht! welch einen kühlenden Kranz wollt' ich um meine glühende Stirne winden, um ihn dort zwiſchen meinem Vater und der Geliebten zu theilen. Aber das

Gute muß ich nur heimlich thun, das Böſe kann ich nicht thun, und was dazwiſchen liegt, iſt von ſo unlauterer Miſchung, daß ſie nur Flecken in der Seele läßt. Wie theuer mich dieſer ſchwache Mann das wenige Gute, das ich thun kann, bezahlen läßt! Nie ſpricht er von meiner Geſchichte, ohne die Gloſſe: zum Beſten meiner Seele habe Gott das Band mit der Ungläubigen getrennt, mir dadurch eine väterliche Züchtigung verliehen, die ich mit Dank erkennen müßte. Welch ein Weſen iſt der Gott dieſer Menſchen! Ich ſtehe erſtarrt und ſchweige. Was kann ich anders? Grüße mit einem heitern Blick das Grab der Edlen! Bald werd' ich den Widerhall der himmliſchen Klägerin vernehmen.

Hier iſt ein Schreiben an den guten Pedro; auch eines von ſeiner Schweſter Donna Maria, die ich oft beſuche. Von ihr vernahm ich erſt, daß er um meinetwillen ſeine Stelle aufgegeben hat; ich lege hier eine Schrift bei, die ihm wenigſtens einen Theil ſeines Verluſts erſetzt. Sage ihm, daß ſein Freund nichts geben könnte, als menſchenleere Felder.

7.

Von Raphael an Suleima.

Ich kann hier nicht die Kraft der Seele erwerben, die ich brauche, mein Leben an einen feſten Zweck zu knüpfen. Wo ich auch einen Faden anknüpfe, ſo zerreißt ihn der Wahn. Die verderbende Rotte ſcheint mir keinen andern Weg, Gutes zu bewirken, erlauben zu wollen, als den ihrigen. Ich ſoll für mich einernten, das heißt, für ſie. Fallen und vergehen

laſſen, was da fällt und vergeht. Unter den Ruinen der Menſchheit feſtzuſtehen ſuchen, denn nur dieſes nennen ſie weiſe ſeyn, weil der Spruch über das Menſchengeſchlecht von Anbeginn, nach ihrer Meinung, unabänderlich iſt. Warum fühl' ich ſo ganz anders? Warum kann mein Herz an Dingen keinen Genuß finden, für deſſen Beſitz ſie ihr Leben, ihre Ehre, ſelbſt ihren Gott wagen, den ſie doch ſchreckend und rächend genug gebildet haben. Gehör' ich zu einer andern Welt, oder iſt es Spiel der Phantaſie, was mir ſo labend aus der Seele quillt, mich bei jeder Ungerechtigkeit empört und bei jeder guten That entzückt? Muß der Menſch ihnen gleichen und bin ich dem Zwange ſeiner Natur durch Zufall entgangen, daß ſie nun hinter mir herjagen, mich in ihren Wirkungskreis zu treiben oder an ſeinem Rande zu erwürgen, wenn ich ihn nicht betreten will. Weil ich ihrem Götzen, dem Wahn, der Gewalt über andere, nicht opfern, den Vortheil, der aus dieſem Opfer fließt, nicht für Vortheil halten kann, ihre kleinliche Ehrſucht verachte, bei ihrem ſchwächlichen Böſen, ihren halben Laſtern ergrimme, über ihre Thorheiten, die Qualen ihres Lebens, bitter lache, nennen ſie mich Schwärmer. Ach ſpotte ihrer, wer über Elend lachen kann, wer ſein Gefühl an dem Verſtand, an der Selbſtliebe verkältet hat. Ich kann nicht über die lachen, die andere weinen machen. Damit du nicht glaubeſt, ich ginge zu weit in meinem Urtheil, ſo will ich dir einige von den Menſchen, zwiſchen denen ich nun ſtehe, hinzeichnen. Jeder von ihnen möchte mich auf ſeine Seite ziehen und was du leſen wirſt, hab' ich von ihnen ſelbſt.

Der Herzog de Lerma wankt, iſt ſeinem Fall ganz nah. Lange ſchon hat er dieſer vorgeſehenen Gefahr entgegengearbeitet; er glaubte als Vater und ſeiner Hofmann in ſeinem Sohne, dem Herzog de Uzeda, die ſicherſte Stütze ſeiner immerſinkenden Macht zu finden. Er empfahl ihn dem König und gab ihn ihm zum Geſellſchafter. Leicht war es dem jungen Uzeda, durch ſeine Unbedeutſamkeit, ſein geſchmeidiges, artiges Weſen, durch die Gewohnheit, die Tyrannin der Großen, dem ſchwachen Philipp unentbehrlich zu werden. Lerma freute ſich als Vater und Hofmann; als Vater, weil er hoffte, den König ſeinem Sohne nur als Erbſchaft zu hinterlaſſen; als Hofmann, ſich ihn ganz zugeſichert zu haben. Um den König von der zugänglichſten Seite zu feſſeln, zog er einen Mönch Aliaga aus dem Staube hervor und drang ihn ihm als Beichtvater auf. Der alte Hofmann unterrichtete den Mönch wie den Sohn und wähnte, es würde ihn, da er die Dankbarkeit nicht unter des Menſchen Tugenden rechnete, doch wenigſtens das Bewußtſeyn an ihn feſſeln, daß ſein Glück von ihm allein abhinge. Der Sohn, verbunden mit dem Beichtvater, machte ſchnelle Fortſchritte, ſchnellere, bedeutendere, als der Vater gerne ſah, und nun merkte er erſt, daß er verlor, was dieſer gewann. Mit Schrecken ſah er ſich getäuſcht, getäuſcht von ſeinem Sohne und von einem Menſchen, den er wegen ſeines Blödſinns aus dem Staube emporgehoben hatte. Bald zerfloßen in dem Kampfe um die Gnade des Königs, den Einfluß dadurch auf andere, um den Schimmer des Throns, der die Mängel und Gebrechen des Hofmanns vergoldet, alle väterliche, kindliche Geſinnungen und Verhältniſſe. Das

Gespenst Herrschsucht tödtete in ihren Herzen die Gefühle der Natur; Vater und Sohn traten von nun an als erhitzte Streiter auf, die nur sichern Sieg in der politischen Vernichtung des gefährlichen Gegners sehen. Beide buhlten um den Beistand des Beichtvaters. Dieser war lange verlegen, auf welche Seite er sich schlagen sollte, doch der Geist seines Ordens lehrte ihn bald, daß mehr von dem zu erwarten stehe, den man sich selbst verpflichtete, als dem man durch Wohlthat verpflichtet sey. Lerma, der in gleicher Lage dasselbe gethan hätte, seufzte nun laut über die Schlechtigkeit der Menschen; da er aber fühlte, daß ihn dieses nicht weiter bringen würde, so setzte er seinem Sohne einen neuen gefährlichen Nebenbuhler in seinem Neffen, dem Grafen de Lemos, entgegen. So dachte nun der Klügling zwei junge, kühne Streiter einander entgegenzustellen, die beide seines Einflusses benöthigt wären, wechselsweis von ihm abhängen müßten und über die, wenn er nur das Gleichgewicht klug vertheilte, er sich bald schwingen würde. Doch der angenehme, geschmeidige Uzeda gefiel dem König besser, als der edle, feurige, unternehmende Lemos. Sobald man am Hofe diese Lage merkte, wagten alle Feinde des Herzogs laut zu werden. Nun erst traten Kläger auf, weil sie Hörer fanden, auf deren Schutz zu bauen war. Uzeda sorgte dafür, daß das allgemeine Mißvergnügen über seinen Vater, alle alte und neue Beschwerden gegen ihn durch den Beichtvater zu des Königs Ohren kamen. Aeußerte der König seinen Unwillen gegen Uzeda, so hüllte sich dieser in heuchlerisches Mitleid und überzog die Fehler seines Vaters, unter der Miene, sie zu entschuldigen, mit dem grellsten Firniß.

Demungeachtet würde der Herzog noch lange widerſtanden haben, wenn er nicht einen Schritt gewagt hätte, deſſen Folgen ihn nothwendig ſtürzen müſſen. Er ſuchte in Rom und erhielt den erſten Rang der Kirche, ward Herzog Kardinal in der feſten Ueberzeugung, auf das fromme Herz des Königs durch die ihm nun ſchuldige Ehrfurcht zu wirken; ſich wenigſtens, wenn er ſich auch nicht halten könnte, vermöge dieſes Ranges von der ſtrengen Unterſuchung ſeiner Regierung, womit ſeine Feinde ihm drohen, zu befreien. Aber nun zerriß erſt der Faden der Gunſt, den Furcht vor Veränderung und Gewohnheit bisher noch hielten. Der ſchwache Philipp gleicht wenigſtens darin andern Königen, daß ihm, wie ihnen, nur der Mann gefällt, der ihm allein Glück und Anſehen zu verdanken hat, der mächtig iſt, weil ſie es ſo wollen, es iſt, ſo lange ſie wollen. Ohne Eiferſucht ſehen ſie auf die Achtung, die man ihren Günſtlingen erzeigt, weil ſie es als einen Tribut anſehen, den man dem Glanze bezahlt, der von ihnen auf den hervorgezogenen Günſtling ſtrahlt. Aber nun ſtrebte Philipps Geſchöpf, unabhängig von ihm zu werden, forderte Achtung in dem Namen eines andern, forderte vermöge ſeines, von einer fremden Hand ertheilten Ranges Achtung von ihm ſelbſt und ſetzte ſich durch den Purpur ſogar an ſeine Seite. Du kannſt leicht denken, wie ſein Sohn und der Pater Beichtvater dieſen Fehltritt zu benutzen wußten. Sein Fall iſt nun beſchloſſen und man ſinnt nur noch auf die Form. Mit bittern Thränen klagt er über die Grauſamkeit ſeines Sohns und ſieht in ſeinem herannahenden Sturz gänzliche Vernichtung ſeines Daſeyns.

Vergebens bittet er die Undankbaren, vergebens schmeichelt er ihnen, umsonst sind seine Warnungen, sein Flehen, seine Thränen; sein Sohn spottet seiner Schwäche und genießt ohne Schonung seines Siegs. Suleima, was machen Könige aus den Menschen? Mit Wohlgefallen sieht Philipp auf diesen empörenden Kampf um seine Gunst zwischen Vater und Sohn und hofft in dem einen Freund zu finden, der auf die Ruinen des Glücks seines Vaters das seine baut. Sieh, so weit verblendet sie der Schimmer, den ihre Sklaven durch knechtische, blinde Unterwerfung um sie zaubern. Ich war Zeuge von Scenen zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Mönch, die mich so empörten, daß ich nicht an mich halten konnte; aber keiner versteht mich, weil ich von Grundsätzen ausgehe, die ihnen so fremd sind, als mir die ihrigen einst waren. In dem Augenblick, da ich jedem besonders seinen Unsinn zeige, spricht er zu mir, als glich ich ihm und hängt einen glänzenden Preis aus, um mich in sein Interesse gegen den andern zu ziehen. Was auch erfolge, ich glaube Mittel gefunden zu haben und sie so leiten zu können, daß dieser schändlichen Farce, worüber auch die Verdorbensten lachen, ein Ende werde. Der Graf Lemos ist ein Mann, der durch Adel des Herzens, durch Kraft des Geistes, durch tiefe Kenntniß der Quellen unsers Elends allein fähig ist, Spanien von seinem gänzlichen Sturz zu retten. Für ihn arbeite ich — mag Lerma immer den Namen tragen, wenn nur der junge, feurige, unternehmende Mann wirken kann. Auch wird dem Alten der Schatten voriger Macht genug seyn und besser ist es, daß er, der schon alle Begierden befriedigt hat,

an der Stelle bleibe, wo er ſteht; nur nach neuen Erpreſſungen kommt der Nachfolger ſo weit, daß er ſo reif wie er zum Abſchütteln werde. Gelingt mir nun dieß, ſo will ich nach Kaſtellmanſor eilen und mich in der Ferne an dem Lichte ergötzen, das dieſer zu Spaniens Wohl geſchaffene Geiſt ausbreiten wird. Ich habe gegründete Hoffnung und ſchon hört Philipp mit Wohlgefallen auf die kühnen Aeußerungen des edlen Lemos, vor denen er ſonſt ſo ſehr erſchrack. Dieſes, die Anklage gegen den Unmenſchen Melchior Perez und das Schickſal eines grauſam Unterdrückten beſchäftigen mich nun hauptſächlich. Wann werde ich zu dem Grabe meines Vaters flüchten, um mich da von allen den Greueln zu reinigen, deren Zeuge ich ſeyn muß? Ich muß fliehen, bevor ich die Menſchen haſſe, bevor ich die Großen des Staats und der Kirche mit der Menge in eine Maſſe werfe, da doch die Schlechtigkeit dieſer, ſo wie ihr Elend, nur das Werk der Erſtern iſt. —

8.

Von Raphael an Suleima.

Was hat das Schickſal weiter mit mir vor? Auf welche Probe will es mich ſtellen, daß es nun ſo den Weg zu meinem Herzen ſucht? Bin ich nur das Wild, nach dem es jagt? Sieh, es hat einen neuen Weg gefunden, mich zu reinigen, mir ein Weſen in Größe und Erhabenheit dargeſtellt, deſſen Fall ich dadurch nur mehr beweinen und bedauren muß, deſſen Größe und Erhabenheit mir läſtig werden, weil ſie den Flecken nicht tilgen, nur ſichtbarer machen können.

Gestern ritt ich zu Pedro's Schwester, um mein verflogenes Glück in der Einsamkeit zurückzurufen. Ich stieg bei dem Garten ab, um mich nach meinem Ruheplatz unter die Kastanien zu begeben. Tief in Gedanken bemerkte ich nicht, daß der Platz schon eingenommen sey, bis ich vor den Bäumen stand. Nur da erst ward ich einer schwarz gekleideten Dame gewahr, die ein unmündiges Kind auf dem Schooße hielt und es mit freundlichem Spiel ergötzte. An ihrer Seite stand eine Wärterin, die dem Kleinen den Namen Mutter vorsprach, es ihn nachzulallen reizte. Diese bemerkte mich zuerst und hielt plötzlich inne. Die Mutter sah nach ihr und von der Wärterin Blick geleitet, nach mir. Es war Seraphine — nur an ihrer hohen Miene, die der Gram in ihrem edlen Gesicht nicht vertilgen konnte, erkannte ich sie. Ein sanftes Beben ergriff sie. Röthe und Bläße wechselten auf ihrem Angesicht, auf dem sich plötzliches Erstaunen und bange Angst ausdrückten, das nur allein die Freude nicht auszudrücken wagte, die durch die peinvollen Empfindungen dringen wollte. Ihre Lippen wollten sich öffnen und konnten nur zittern. In der kurzen Sekunde schien alles Vergangene durch ihr Herz zu stürmen; aber ihre Seele faßte das Ruder in diesem unerwarteten Sturme. Ich sah plötzlich ihren Geist sich auf ihrer Stirne ausbreiten. Sie stand auf — nahte mir sanft. — Ihr Angesicht war heiter — stumm; aber mit einer Beredtsamkeit der Seele aus den Augen, die durch das Innerste meines Wesens drang, reichte sie mir den schönen, freundlichen Knaben gegen meine Lippen dar. Ich starrte den Knaben an, ohne mich zu ihm zu neigen — sah die Thränen in ihre

Augen treten, sah schweben den Knaben auf ihrem bebenden Arm — ich küßte ihn und mein Herz war in meinen Lippen. Heiter ward ihr Blick — der gepreßte Athem drang aus ihrer Brust, sie drückte den Knaben mit einem unaussprechlichen Entzücken an ihr Herz und ging — erstarrt, tief gerührt sah ich ihr nach. Langsam wandelte sie dahin, den Knaben fest an ihre Brust gedrückt — sie verschwand und ich hörte ihren Wagen aus dem Hofe rollen. Suleima, die Rosen sind verschwunden von ihren Wangen, die Reue, die Scham, der Gram haben die Blüthe der Jugend abgezehrt; aber nur der Sieg ihres Geistes, das erhabene Gefühl, das aus dieser Verwüstung hervorbrach, nun so feierlich auf ihrer Stirne liegt, der feste Entschluß, die gänzliche Hingebung in das unerbittliche, unversöhnliche Geschick, ihr hohes Betragen, ihr Schweigen erfüllen meine Seele. Lange stand ich erstarrt; gleich den dunkeln Gewitterwolken, durch die die untergehende Sonne vor ihrem Verschwinden noch einmal dringt, zogen die Bilder des Vergangenen vor mir über. Aber der holde Knabe — mein Geist sank in die Tiefe des Meers, ich kämpfte mit den mich umsausenden Gewässern — lebte nun nicht der Sohn der reinen, unglücklichen Mutter, den das Meer mit der Mutter verschlang? Suleima, oft, noch die letzte Nacht, sah ich sie auf den Fluthen schweben — sie retten, empfangen von den Nymphen des Meers. In einem glänzenden Wagen fuhr sie auf dem dunkeln Gewässer, begleitet von ihren Retterinnen, und hielt das Kind der süßen Hoffnung auf ihrem Schooße. Namenloses Entzücken rann durch meine Adern und ich faßte beim Erwachen den Entschluß, auf dem weiten Meer

herumzuſchwärmen, ſie aufzuſuchen, bis ein Sturm mich zerſchlüge und ich landete an dem Orte, wo ſie meiner harrt, mit dem Geiſt des Ungebornen. Dann ſah ich ſie wieder, von den Wellen grablos getrieben, ausgeworfen auf das wüſte, wilde Ufer und Wahnſinn überfiel mich, mein Geiſt trieb mich, ſie aufzuſuchen, ihre Aſche zu ſammeln und ſie in jener Erde zu beſtatten, auf welcher wir den Bund ewiger Vereinigung ſchwuren. Alles dieſes kam nun in meine Seele zurück; ich verſank in tiefe, düſtere Schwermuth, hörte näher und näher die rauſchenden Pfeile des Schickſals, denen ich ſo gerne die zerrißne Bruſt öffnete. Pedro's Schweſter nahte und entſchuldigte ſich, mir nicht längſt vertraut zu haben, daß Donna Seraphine ſie zu Zeiten beſuche. Es ſey ihr unmöglich geweſen, einer ſo guten, traurigen Dame die Luft zu verſagen, die ſie hier mit ihrem lieblichen Kinde zu genießen ſuchte. Ich konnte nicht reden, ich fühlte Thränen in meinen Augen, deren Mißdeutung ich Donna Maria verzieh. Sie fuhr fort, mir zu erzählen, was die edle Dame alles gelitten, wie ſie nach dem Gefängniß geeilt, daß ſie mich dort geſehen hätte, daß von ihr die Anſtalten zu meiner Bequemlichkeit herrührten, die ich damals nicht begriff. Dieſes alles habe ſie ihr in der einzigen frohen Stunde nach unſrer Trennung, in der Stunde meiner Befreiung erzählt und ihr beim Abſchied geſagt, ſie würde ſie nie wieder beſuchen, wenn ſie mir ihr Geheimniß vertraute. Auch Balthaſar, der mir ſo treu ergeben iſt, kommt von ihr. Ich danke dem braven Mann für ſein Schweigen, er ſoll bei mir bleiben. Ich drückte Marien die Hand und brach auf; aber dieſer Knabe, Suleima, und

die Mutter, die ihn so darreichte — mit bebendem Arm darreichte und schwieg — und ging — ich kann für sie sterben, für sie ins Feuer springen; aber nie ihr nahen — will nie ihr nahen.

9.

Ich weiß nicht, was Philipp will. Er sprach mir heute von einem Briefe, den ihm Seraphine während meiner Gefangenschaft geschrieben; sagte mir geradezu, wie nöthig ihm unsre Aussöhnung zu seyn schien. Ihm, Suleima? Er drang in mich, that mir die glänzendsten Anträge, bat mich um seines Gewissens, seiner Ruhe willen und das mit einer Art —

Ich konnte ihm nichts antworten.

Wahrlich, sagte er endlich mit sichtbarem Verdrusse, der erste Grande meines Hofes würde eine Helene, eine Lais um einen solchen Preis zum Weibe nehmen.

Und würde eines des andern werth seyn, antwortete ich ihm. Doch es thut mir leid, Donna Seraphine nach solchen Namen zu nennen. Sie ist die erste ihres Geschlechts, so wie sie jetzt ist und damit sie es bleibe, müssen wir ewig getrennt seyn.

Ich begreife Euch nicht, Raphael, und oft bewundere ich Euch, ohne zu wissen, was ich bewundere.

Verzeiht, mein König, wenn ich Euch sage, daß ich dieß an Eurem Hofe oft habe hören müssen. Auch ich weiß nicht, was man an mir bewundert, und oft verwundere ich mich über die Bewunderer. Bewundert man hier darum einen Mann, weil er nicht ein Sclave der schrecklichsten Tyrannen, der Ehr- und Herrschsucht werden will, von denen er doch

weiß, daß ſie ihre Unterworfenen mit giftigen Ruthen peitſchen, und unheilbare Wunden in ihre Seelen reißen?

Ich wollte dir gerne das Fernere von dieſer Unterredung mit dem Könige ſchreiben, die wahrſcheinlich die letzte iſt, denn meine Rolle hier ſcheint zu enden. Eben, da ich Obiges ſchrieb, erhielt ich ein Blatt von Seraphinen folgenden Inhalts: „Don Raphael, entfernt Euch eine Zeitlang aus Spanien, das Männer wie Euch nicht tragen kann. Der König ſelbſt kann Euch nicht retten, wenn Euch gewiſſe Männer, deren Namen man nur mit Zittern nennt, verderben wollen. Fliehet, ſchenkt mir Euer Mitleiden, und dem Knaben, den ich Euch nicht zu empfehlen wagte, Eure väterliche Liebe. Daß er ſie verdienen ſoll, dafür ſorgt ſeine unglückliche Mutter.“—

Ich wußte nicht, was ich von dieſem Schreiben halten ſollte. Warum fliehen? Was hab' ich verbrochen? Sohn Roderiko's, liſpelte mir mein Geiſt zu, du biſt in Spanien, und fragſt, was du verbrochen haſt. — Nein, ich will nicht fliehen!

Mein Vetter, dem ich bisher ausgewichen, dem man immer meine Thüre verſagte, drang heute gewaltſam bei mir ein. Ich empfing ihn mit kalter Verachtung; er ließ ſich dieß nicht ſtören und ſagte: „auch Eure Verachtung will ich tragen, wenn Ihr mich nur zu Eurem Beſten hören wollt. Don Raphael, nehmt noch heute eine Bedienung von dem König an, die Euch ſchütze; oder verlaßt Madrid dieſe Nacht. Nein, ſetzte er gedankenvoll hinzu, auch er kann Euch nicht gegen Eure Feinde ſchützen, er muß Euch fallen laſſen. Verlaſſet Madrid, bis der Sturm vorüber iſt.“

„Und warum?“

— Dieſe Frage hab' ich von Euch erwartet. Um vier Urſachen willen, wovon jede hinreichend iſt, Euch zu verderben, weil man nun einmal Euer los ſeyn will.

„Die Urſachen, Don Alvaro!“

— Ich ſchwieg von der Gefahr, welcher Euch die geheimnißvolle, ſonderbare Verbindung mit dem Könige ausſetzt. Ich rede nichts von Euren ſtillen Wohlthaten — gut mögen Eure Abſichten immer ſeyn; aber die Leute, denen Ihr ſie erweist, in dem Namen des Königs erweist, er füllen die Stadt mit Eurem Lobe, und dieſes Lob vergeben Euch die Hofleute und Prieſter eben ſo wenig, als die guten Thaten ſelbſt. Sie ſchließen ſo: der Mann, der im Namen des Königs Gutes thun kann, kann durch eben dieſen Einfluß Böſes thun — kann wenigſtens das, was wir thun, auffallender machen; ein Thor arbeitet nur immer für andere, und Don Raphael iſt kein Thor. Doch dieß berühre ich nur. Die erſte Urſache alſo iſt: Eure Anklage gegen Melchior Perez. Er iſt auf dem Weg nach Indien.

„Nach Indien, vor ſeinem Urtheil?“

— Nach Indien, auf einem königlichen Schiffe. So viel ich weiß, hat er dem Gerichte, vor dem unſere Könige ſelbſt erblaſſen, eine Anklage gegen Euch eingegeben, die von ſchrecklichen Folgen ſeyn kann. Ihr ſollt Euch nach Eurem eigenen Geſtändniß mit einem mauriſchen Weib vermählt haben. Der Prieſter ſeines Schiffs beſchwur die Ausſage. Da Ihr es ſo kalt anhört, ſo möcht' es ihnen an Beweiſen fehlen; doch Vetter, dieſes Gericht fragt nicht nach Beweiſen;

Vermuthung, Verdacht ſind ihm genug, wenn es verdammen will. Auch fehlt es ihm nicht an Mitteln, Geſtändniſſe zu erzwingen.

„Weiter!“

— Habt Ihr nicht einen jungen Menſchen, Alfonſo Ferando, in Eurem Hauſe, der den Jeſuiten in Indien entſprungen iſt? Ich höre, es iſt eine Sache von großer Wichtigkeit für den Orden, denn es kommt auf die Verlaſſenſchaft des reichen Xavier Ferandos an. Iſt er bei Euch?

„Allerdings. Seht, Alvaro, die guten Väter, um die Million des alten Ferando's ſich zuzueignen, zogen dieſen Alfonſo, ſeinen zweiten Sohn, in ihren Orden und ſchickten ihn nach Indien. Der ältere Bruder ſtarb hierauf plötzlich. Ihm folgte der Vater. Zum Verdruß des Ordens erfuhr Alfonſo in Indien den Tod ſeines Bruders und ſeines Vaters. Da er nun keine Gelübde abgelegt hatte, bat er um Entlaſſung aus dem Orden. Die Väter, die von dem Teſtament des Alten zum Beſten des Ordens noch früher unterrichtet waren als der junge Mann von dem Tod ſeines Vaters, wollten ihn zum Gelübde zwingen. Er entfloh auf einem engliſchen Schiffe und kam nach Madrid. Vor ungefähr vierzehn Tagen ging ich in einer ſehr dunkeln, ſtürmiſchen Nacht an dem Kloſter der Jeſuiten vorüber. Nah an demſelben hörte ich Degengeklirre und um Hülfe rufen. Zwei Männer, die, wie ich nachher erfahren, verkappte Väter dieſes Ordens waren, wollten den Entflohenen mit Gewalt nach dem Kloſter ziehen. Drei Bewaffnete unterſtützten ſie. Ich zog meinen Degen und rettete den jungen Mann, der ſich bisher muthig vertheidigt

hatte, aus ihren Händen. Er erzählte mir seine Geschichte, ich gab ihm bei mir sichere Herberge, brachte ihn in Dienst der Armee und hoffe nun, er soll in einigen Tagen vorerst gegen die guten Väter, um des Testaments willen, zu Felde ziehen. Auch ist der König davon unterrichtet."

— Vetter! Vetter! was gehen Euch Jesuiten und die Erbschaften an, die sie heben wollen! Glaubt mir, die Sache wird für Euch so schlimm ausfallen, als für den jungen Mann. An Eurer Stelle würd' ich ihn aufpacken, ihn dem Pater Provinzial überliefern, in dessen Hände er doch spät oder früh fallen muß. Besser noch für ihn, ein Jesuit zu seyn, als ein Bettler oder etwas schlimmeres. Und dann — ich achte Eures Unwillens nicht, weil ich Euch dienen will — dann, sage ich, würde ich mich, wenn ich diesen Sturm beschworen hätte, mit Donna Seraphine aussöhnen, um durch ihre geist- und weltlichen Verwandten einen schützenden Hinterhalt gegen die erste Anklage zu haben.

„Und die dritte Ursache, Don Alvaro?"

— Was wird Euch diese seyn, da Euch die ersten so wenig schreckhaft scheinen; doch ich thue meine Pflicht. Warum schlosset ihr Euch so fest an den kühnen Lemos an? Warum kämpft Ihr für den alten, gesunkenen Herzog Kardinal, der nicht zu retten ist? Glaubt Ihr, daß Don Uzeda, der seinen eigenen Vater um der Gunst des Königs willen zu stürzen sucht, Eurer schonen wird? Eurer, den er haßt! — Ich mache keine Anmerkungen, denn so viel ich sehe, so seyd Ihr entschlossen, gegen eine Priesterkabale, von einer Hofkabale unterstützt, als muthiger Kämpfer aufzutreten; aber wenn

Ihr keine Wunder thun könnt, ſo entflieht, denn mit unſichtbaren Feinden ſchlägt ſich's ſchlecht.

„Und die vierte Urſache?"

Die weiß ich nicht; aus der Miene des Beichtvaters vermuthe ich bloß, daß ſie den erſten Nachdruck geben ſoll. Auch er meint, es ſey um unſerer Familie willen gut, daß Ihr Euch ſchnell entferntet.

„So laßt ihm die Familie für den guten Rath danken."

— Beſſer wär' es, Ihr nehmt den Meinen an.

Er ging — und ich ſollte fliehen? Fliehen wie ein Verbrecher? Nimmer! Sie ſollen mich finden, heute und morgen, und ich will kämpfen mit ihnen, wie ein Mann und fallen wie ein Mann. Nah ſteht mir der Geiſt meines Vaters, ich werde die Pfeile des Schickſals nicht fühlen.

10.

Die Warnungen waren nur allzuſehr gegründet. Die Kabale des Hofs, die Wuth der Prieſter hatten im Finſtern den Dolch geſchliffen, der Raphaels Herz zerſpalten ſollte. Das Schickſal ließ ſich nieder auf dem Grabe ſeines Vaters, bereitete ihm den zermalmenden Schlag an der Stelle, die er zum Kreis ſeiner Beſtimmung mit dem diamantnen Griffel der Nothwendigkeit bezeichnet hatte. Von dem Augenblick, da er dieſe Stelle betrat, umſchlang ihn das da entworfene Gewebe; gewaltſam zog ihn die Kette der Zufälle, und hier, in dem Mittelpunkte ſeines Heiligthums, ſollte, mußt' er ſcheitern.

Daß ein Geheimniß zwiſchen dem König und Raphael

ſey, konnte den ſpähenden Augen ſeiner Feinde nicht entgehen. Daß der König kein Geheimniß haben dürfte, war wie überall feſtgeſetzte Regel. Daß der Mann fallen müßte, der ihn ſo weit bringen könnte, ein Geheimniß zu verſchweigen, war Herkommen. Aus Raphaels feſtem Gange ſchloß man auf ſeine Sicherheit; aus der Kühnheit, womit er dieſen oder jenen beſchützte, auf große Entwürfe. Dieſe Meinung beſtärkten einige hingeworfene Gedanken des Königs, die zu neu und ſtark waren, als daß ſie aus ſeiner eignen Seele fließen konnten. Raphaels innige Freundſchaft mit dem Grafen Lemos verband endlich alle Parteien gegen ihn; aber noch wagte es keiner ihn einzeln anzugreifen, bis die Ausſage des Kapitäns auf eine Spur führte, die zu wichtigen Entdeckungen zu leiten ſchien. Der Beichtvater erhielt von dem Großinquiſitor den Auftrag, dem König ſein Geheimniß durch Furcht, Schrecken und Drohen zu entreißen. Dieſer nutzte den Augenblick einer Erſchlaffung des Königs, die auf eine Unverdaulichkeit erfolgte. Philipp beichtete, und der Pater konnte den Mann nicht abſolviren, der durch geheimnißvolle Vertraulichkeit mit einem der Apoſtaſie Verdächtigen ſeine Seele der Verdammung ausſetzte. Er verſicherte den erſchrocknen König, er ſuche hierbei nichts als ſeine Ruhe, die er ihm doch nur nach ſeinem aufrichtigen Bekenntniß der Beſchaffenheit des gefährlichen Verhältniſſes mit Don Raphael zuſagen könnte. Hierauf bewies er ihm, daß, wenn ein uns vertrautes Geheimniß Sünden enthielte, wir dieſelben durch unſer Schweigen mit dem Verbrecher theilten. Da dieß wirkte, ſo trieb er bald die Seele des ſchwachen Königs durch

fürchterliche Gemälde der Zukunft so in die Enge, daß er ihm das Geheimniß Raphaels unter dem Siegel der Beichte vertraute. Philipp genas und vergaß.

Einige Zeit darauf berichtete der Großinquisitor dem König: es befänden sich noch viele Moscheen in Spanien, die der Zerstörung entgangen wären; und in diesen Moscheen, wie er gewiß wüßte, versammelten sich heimliche Apostaten. Auch vermuthe man mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß die Verbannten viele Schätze darin vergraben hätten, die ihre Anhänger nach Verlauf einiger Zeit ausgraben würden, um sie ihnen zuzustellen. Er bat demnach den König, einen Befehl zu unterschreiben, diese Reste des Unglaubens zu zerstören, und aus ihren Trümmern, den darin gefundenen Schätzen Kirchen und Kapellen zum Dienst des wahren Gottes aufzubauen. Philipp, der den Befehl zur Verbannung der Unglücklichen unterschrieben hatte, fand nichts Bedenkliches hierin. Nur einige Tage hernach, als er Raphael gewahr wurde, der düsterer als gewöhnlich vor sich hinblickte, erinnerte er sich des ihm vertrauten Geheimnisses. Er winkte ihm, verschloß sich mit ihm in sein Kabinet, und fragte ihn ängstlich, ob er ihm nicht vertraut hätte, daß er die Leiche seines Vaters in eine der Moscheen begraben hätte.

Der besorgte Blick des Königs schlug in Raphaels Herz. Er antwortete ein banges Ja.

— So eilet und suchet die Leichen zu entfernen.

Raphael erstarrte. Philipp sagte ihm, durch welche Beweggründe der Großinquisitor einen Befehl zur Zerstörung aller übrigen Moscheen abgenöthigt hätte — Eilet, ich fürchte,

es gilt Euch, weil ich Euch liebe, weil sie die Feinde eines jeden werden, den ich an mich ziehe.

Raphael. Fürchtet Ihr das, Don Philipp? Nun so seyd auch Ihr es, der ihnen mein Euch allein vertrautes Geheimniß offenbart hat. Wißt, in ganz Spanien steht keine Moschee mehr, lange hat sie die Wuth der Christen zerstört. Nur die Ruinen der einzigen, die das Grab meines Vaters decken, die mich nun zerschmettern sollen, sind der gänzlichen Vernichtung entgangen.

König. Ihr irrt Euch; um der Ruhe meines Gewissens willen vertraute ich Euer gefährliches Geheimniß dem Pater Aliaga unter dem Siegel der Beichte. Es wäre sträfliche Vermessenheit von einem Priester zu denken, er könnte eine so heilige Handlung entweihen. Auch bin ich weit entfernt davon, es zu glauben. Durft' ich wohl mit dem Manne rechten, der mich in dem Namen Gottes zum Mitschuldigen fremder Sünden macht, die ich unbekümmert in meinem Busen schlafen ließ? Konnt' ich, der ich um irdischer Vortheile willen so oft gezwungen ward, meine liebsten Freunde zu verleugnen, mein künftiges Glück um Euretwillen wagen? Ich weiß, daß Ihr hierüber anders denkt; und dieses hat mich oft bekümmert. Eilet nun und sichert die Leichen, angstvoll erwarte ich Eure Rückkunft.

Raphael. Erwartet sie nicht. Verflucht sey die Stunde, in der ich Euch mein Geheimniß vertraute! Verflucht der Augenblick, in dem ich mein Leben aus Euren Händen nahm. Ruhig konnt' ich damals sterben. Würdig seyd Ihr, der König eines solchen Volks zu seyn. Ja, ich will fliehen, sie

an dem Grabe erwarten, und die Asche der Todten rächen, wenn sie sie zu stören wagen. Philipp — der Ihr mein Weib verführt habt — der Ihr mich Euren wüthenden, blutdürstigen Priestern aus Schwachheit verrathen habt — — Sohn des Tyrannen, des Verfolgers meines Vaters, meiner Mutter, Euch schützt nur mein Beruf, die Entweihung ihres Grabs zu rächen, nur die Verachtung vor dem Mord, zu dem mich mein empörtes Herz jetzt auffordert. Ihr seyd der Rache meiner Hand nicht werth, und müßt als zitternder Sklave Eurer Priester sterben.

König. Raphael, ich vergab Euch ein Verbrechen gegen den Staat, ich vergeb' Euch dieses gegen mich. Geht nun, und laßt mich's nicht bereuen. Ihr wüthet über eine Begebenheit, wo ich bebend den Finger Gottes wahrnehme. Er ist es, der, um Eure verirrte Seele zu retten, die verborgenen Sünden auf eine mir unfaßliche Art an das Licht gebracht hat. Rettet Euch, nutzet die Warnung!

Raphael flog nach Hause. Wuth und Rache begeisterten ihn. Er umgürtete seine Lenden mit einem breiten mauriſchen Schwerte, schwang sich aufs Pferd, nur von Balthasar begleitet. Alles vergangene Schreckliche verschwand aus seiner Seele, er sah nichts als die Entweihung des Heiligthums seines Herzens, schnaubte in Rache, Angst und Verzweiflung. Rastlos ritt er. Zu spät! Schnell hatte der Großinquisitor Priester mit Alguasils gesandt. Sie drangen in das Schloß und forderten die Oeffnung der Moschee. Pedro Gomez erblaßte bei ihrer Erscheinung; da er aber nichts von dem Geheimniß wußte, so erholte er sich von seinem Schrecken und

führte ſie nach denen von ihnen bezeichneten Ruinen, die ihre Wache ſchon beſetzt hatte.

Der Schrecken des Todes drang in die Seele Suleima's. Er ſah die letzte Stunde nahen, ſah nahen die ſchreckliche Entwicklung des Schickſals Raphaels, ſah nahen die Entweihung des heiligen Orts. Er löste das Siegel, eilte durch den dunkeln Gang und ſetzte ſich mit gefaltnen Händen auf den Stein, der die Edlen deckte. In feuriger Erhebung der Seele ſaß er da und erwartete den Augenblick, der ihn zu den Geiſtern der Geliebten führen ſollte. Er vernahm im dunkeln Gewölbe ihr düſtres Gemurmel, das Brechen der Eiſen, den Schlag des Hammers. Von außen ſtürzten mit dumpfem Rollen die Ruinen zuſammen. Ein Lichtſtrahl fiel durch die Oeffnung des Schloſſes der mit Ruinen bedeckten Thüre. Er verhüllte ſein Angeſicht. Die Thüre ſprang auf. Die Prieſter traten herein und fuhren vor dem Verhüllten, wie vor einem die Todten bewachenden Geiſte zurück. Dann drangen verbunden die Alguaſils mit ihren Speeren herein, riſſen das Gewand von ſeinem Angeſicht, und erkannten an ſeinen Zügen, er ſey einer des verabſcheuten Volks. Auf ihre Frage, wer er ſey, warum er ſich hier verberge, antwortete er:

Suleima. Ich bewache das Grab dieſer Edlen, die nur hier Ruhe vor Verfolgung fanden. Ihr müßt mich, den Wächter der Todten, tödten, denn ich verlaſſe dieſe Gräber nicht, bis mein Blut ſie benetzt.

Die Prieſter. So tödtet ihn auf den Gräbern der Verdammten, die dem Glauben entſagt, ungeweihte, verfluchte Erde der heiligen vorgezogen haben.

Suleima verhüllte abermals sein Haupt, sank nieder auf das Grab und empfing die Todeswunden, seufzend über das Schicksal des Unglücklichen, der allein den hier beschwornen Bund überlebte. Sein Blut floß über den Marmor hin; sie ergriffen den Sterbenden und warfen ihn hinaus.

Sie lasen die Inschriften, eröffneten unter Verwünschungen die Gräber, zogen die modernden Leichen heraus und warfen sie zu der blutenden Leiche Suleima's. Die Priester befahlen, die verdammten Reste der Apostaten zu verbrennen, und bald loderte hoch die Flamme.

Raphael nahte. Ein Bote von Pedro Gomez sprengte ihm entgegen und rief ihm aus keuchender Brust die schreckliche Nachricht zu.

Seine Augen starrten auf gen Himmel. Finsterniß umgab ihn und die Verzweiflung schoß durch das Dunkel seiner Seele.

„Und Suleima?" fragte er bebend.

Ermordet auf den Gräbern, die man unter den Ruinen fand.

„Auch du! Und das Heiligthum meiner Seele entweiht! Verbrannt die Leichen der Edlen! Verflucht sey das Volk, das die Ruhe der Todten stört! Verflucht sey ich, wenn ich sie nicht räche. Rächen will ich ihre Asche, und dann unstät irren auf dem Erdboden, bis Schmerz und Verzweiflung die Kraft aufzehren, die mich an diesem Schauplatz des Wahnsinns und namenloser Grausamkeit fesselt. Laß, laß mich diese edlen Todten rächen, diese Christen verfolgen, meine Hände mit ihrem Blute füllen, und es gegen den Thron ihres Gottes schleudern!"

Die Nacht senkte sich düster herunter. Der Sturm brauste vom Meer her. Umheult von dem Winde, umsaust von den Fittigen der Rache, sprengte er den Felsen hinan. Durch die Finsterniß loderte ihm die Gluth entgegen. Die kühnen Priester brüllten in dumpfen hohlen Tönen den letzten Verdammungsgesang, über die in Asche sinkenden Gebeine der Todten, der Ewigkeit zu. Raphael ächzte in das Gebrüll. Die Alguasils hatten sich an den Stämmen der Eichen gelagert, und waren unter dem finstern, einförmigen Verdammungsgesang entschlafen. Raphael sprang unter die Priester, sein Schwert schwingend, wie der Engel des Todes. Die Rache umsauste ihn. Todeswunden schlug er mit dem Schwerte der Rache. Die Priester stürzten nieder, und er sah glühen die heiligen Reste der Geliebten — zerfallen in Asche ihre Gebeine — er neigte sich nach der Gluth. Schnell ergriffen ihn seine Getreuen. Balthasar eilte nach dem Fluß, ergriff einen Kahn. Pedro befahl, Pferde aus dem Stalle zu ziehen und nach dem Ufer zu führen. Raphael sprang in den Kahn mit den beiden, sie leiteten die Pferde am Zaume an der Seite des Kahns und schwammen hinüber.

Fünftes Buch.

1.

Stumm ritten sie die Nacht. Raphael starrte mit gespanntem Geiste in die Scene des Schreckens, der man ihn entrissen hatte. Die wilde Verzweiflung nagte an seinem Herzen, und seine Vernunft war in das Dunkel des Chaos gehüllt. — Der Morgen brach an. Petro Gomez und Balthasar blickten mit Entsetzen nach ihm. Es war nicht mehr der sanfte Raphael; die stille, gedankenvolle, theilnehmende Melancholie war von seinem Angesicht verschwunden. Verschwunden waren der Blick des Wohlwollens und der Liebe, das zarte, einladende Lächeln um seinen Mund, das harmonische Spiel seiner Züge, die freien, edlen Bewegungen seines Leibes. Starre, trutzvolle, drohende Entschlossenheit lag nun auf seiner Stirne. Hohnlachen schwellte seine Lippen. Drohende Kraft fuhr aus seinen Bewegungen. Das Band, welches einst sein Herz mit seiner Vernunft so harmonisch verknüpfte, das den schrecklichsten Stürmen seines Lebens widerstanden, war zerrissen, und sein Geist forderte ergrimmt die todte und lebende Natur, Himmel und Erde zur Rechenschaft auf. Selbst die Aussicht in jene Welt verfinsterte sich in dem fürchterlichen Chaos seiner dunkeln, schmerzvollen Empfindungen, seiner wilden, verworrenen, kühnen Gedanken.

Die erhabenen Lichtgeſtalten, welche ihn ſo oft durch ihren fernſchwebenden Schimmer aus den finſtern Verwirrungen ſeiner Leiden in die entzückenden Gefilde der Träume gezogen hatten, waren ſeinem Geiſt entſchwunden. Alle Hoffnung zerrann. Ein dickes Gewölk zog ſich zwiſchen ihn und die Menſchen, zwiſchen die Erde nnd den Himmel. Entheiligt ſchien ihm die Erde durch die Entweihung des Grabs ſeiner Geliebten, leer und troſtlos der Himmel; ausgeſpannt ſah er die zermalmende Hand des Schickſals über den Welten, und wanderte dahin, in Dunkelheit gehüllt, wie ein ausgeſtoßenes, abgeriſſenes, der Verfolgung geweihtes Weſen, das an nichts mehr hängt, das nichts mehr wünſchet, nichts mehr hoffet. Kein Gegenſtand feſſelte ſein Auge, todt und vernichtet war alles um ihn her. Vor ihm loderte die Gluth; er ſah die Leichen zu Aſche werden, hörte das Geheul der Prieſter, und ſein Herz erfüllte ſich mit grimmigem Haſſe gegen eine Religion, welche die Lebendigen mordet und die Todten unter der Erde verfolgt. Nur einzelne Töne und Aechzen hörten ſeine Begleiter von ihm.

Auf den Pyrenäen ſchickte er, trotz alles Flehens, Pedro Gomez zurück, und gab ihm den Auftrag: Seraphinen zu grüßen, ihr zu ſagen, daß er den Knaben zu ſeinem Erben einſetzte, wenn ſie ſeine Güter von den Verfolgern erhalten könnte. „Sagt ihr," fuhr er fort, „daß ich ihrer, um unſrer letzten Zuſammenkunft, nicht vergeſſen werde, ſo lange ich mich meiner erinnere. Sagt ihr, wenn ſie etwas rettete, ſo möchte ſie Euch und meine treue Diener belohnen. Ich ziehe nun dahin, wo die Todten ruhig ſchlummern dürfen."

Bei dem Abſchied vergoß er die erſten Thränen.

Pedro ſteckte Balthaſarn einige Juwelen und einiges gerettetes Gold zu, bat ihn, er möge ihm Nachricht von ſeinem Herrn geben und über ihn zu erhalten ſuchen, daß er ſeinen Namen änderte, wenn er ſich nach Italien begäbe.

So zog nun Raphael mit ſeinem Diener weiter, und nicht das Gewühl der Städte, nicht die freie, blühende Natur zogen ihn aus ſeinen düſtern Betrachtungen. Ohne allen Gegenkampf ließ er ſeinen Verſtand von ſeinem tiefverwundeten Herzen leiten. Ehemals konnte ſich ſeine Seele in das goldene Abendroth, auf ferne umſchattete Gebirge ſchwingen und ſich ſanft mit dem Heere der Sterne hinbewegen; dann leiſe auf den Fittigen des Weſts, über die duftenden Felder, nach dunkeln Gebüſchen ſchweben, wo er Schatten aus jener Welt, in dem Schimmer des Mondes, zu ſehen glaubte. Zu dieſen geſellte er ſich in ſeiner Täuſchung, ſchwang ſich an der Hand Almerinens über die Gränzen dieſer Welt, und genoß der Unſterblichkeit in entzückenden Träumen. Nun war ſein Blick gegen die Erde geſunken. Nur an dem Rande der Abgründe verweilte er und blickte hinunter in die rauſchenden Bäche, welche dunkle Klüfte verſchlangen, drang ihnen nach und ſah nur in der Tiefe Ende und Auflöſung der Dinge. Sein Geiſt bedurfte keiner Antwort mehr, alle ſeine Fragen ſchienen ihm entſchieden und aufgelöst.

Beim Eintritt in Italien erhielt Balthaſar von ihm, daß er ſeinen Namen änderte. Zugleich machte er ihn auf die Gefahr aufmerkſam, welcher er ſich ausſetzte, wenn er ſich nach Neapel, unter ſpaniſcher Herrſchaft, begäbe. Raphael

fürchtete nichts; er ahnete den Geiſt des Herzogs Oſſuna, des Unterkönigs, aus der Furcht und Angſt, die er Philipp und ſeinem Hofe ſchon ſo lange eingeflößt. Er glaubte ſeinen Zweck zu errathen und fühlte ſich überzeugt, daß ein Mann wie er ihn nicht hindern würde, ſich von Menſchen zu trennen, die er ſelbſt ſo laut verachtete. In Rom hielt er ſich einige Tage auf. Mit finſterm Groll blickte er auf den Vatikan, wo man die Ketten für das Menſchengeſchlecht ſchmiedete. Er verfluchte den gekrönten Prieſter, der den Dämon der Verfolgung in ſein Vaterland geſandt, den Mord gegen die unglücklichen Mauren geheiligt, die Entweihung der Gräber, all ſein Unglück und ſeine ſtarre Verzweiflung verurſacht hatte. Er wandelte unter den Ruinen des alten Roms und erwärmte auf Augenblicke ſein erſtarrtes Herz an der Rückerinnerung der edeln Männer der Vorzeit. Aber bittere Thränen folgten dieſem Gefühl, wenn er ſeine Augen aufſchlug gegen die Stadt, wo nun freche Prieſter herrſchen und ſich zwiſchen Gott und die Menſchen zu ſtellen wagen. Nächte lang ſaß er auf den Trümmern eines Tempels, den Rieſenruinen des Koliſäums, in öden, verwüſteten Grabmälern und verſammelte hier die Geiſter der Männer um ſich, die nach der Kraft ihres Herzens wirken durften, ihre Brüder nicht um Meinungen verfolgten und mordeten, die Gräber der Todten für heilig hielten und ſie durch ſchützende Denkmäler der Nachwelt empfahlen. Aber auch ſie hatte der zerſtörende Verfolgungsgeiſt der Chriſten aufgewühlt und entweiht. Er weinte bei dem Anblick der zerſchlagenen Aſchenkrüge und rief: „nichts iſt dieſem Volke heilig als ſein

Caraccioli, der General der Venetianer, deſſen ſchöne Frau ich auf ihrer Reiſe aufheben ließ und die mir nun mit Aſtor die Arbeit würzt, nach Rom kommen, ſo empfehlt ihn dem Bruder meines Michellotto's. Ich höre, daß er viel Lärmens macht und da er ein hitziger Kopf iſt, ſo muß man ſeiner Rache zuvorkommen. Die Venetianer verſtehen ihren Vortheil zu gut, als daß ſie ſich um ſeinetwillen mit uns überwerfen ſollten. Das Geräuſch der Waffen hat mich der Angelegenheiten meiner Schweſter nicht vergeſſen machen. Der Abgeſandte des älteſten Sohns des Herzogs von Eſte iſt auf dem Wege, die Vermählung in ſeinem Namen mit ihr zu vollziehen, und ich hoffe ihr noch beizuwohnen. Wir ſind nun der Colonne, der Orſini, Salviati, Vitellozzo und aller unſrer gefährlichen Feinde los! Laßt uns noch das Haus Eſte und Medicis vertilgen, Ludwig den Zwölften ſich, wie ſein Vorgänger in Italien, aufreiben, wer wird es dann noch wagen, gegen die Borgie aufzuſtehen? Ich küſſe Ew. Heiligkeit die Füße u. ſ. w. Cäſar Borgia, Gonfalonier.

Fauſt ſah nach Leſung dieſes Briefs finſter gen Himmel und rief: „Er iſt dein Statthalter, nennt ſich nach dir, dein Volk betet ihn an und deine Gläubigen flehen ihn um Abſolution ihrer Sünde, in dem Augenblick, da er ſie erwürgen läßt! Ein blutſchänderiſcher Meuchelmörder vertritt deine Stelle auf Erden, Tyrannen, wie ich ihrer einige geſehen, geißeln und erwürgen deine Völker, du ſchläfſt und ſie nennen dich ihren Vater! Iſt alles Feuer in den Eingeweiden der Erde verloſchen? haſt du es ausgeblaſen? vermag es nicht mehr durch die dicke Kruſte der verfluchten Erde zu

wiederholten Befehlen, die Ruhe Italiens nicht weiter zu ſtören, ſchritt kühn in ſeinen Unternehmungen fort und verletzte alle gewöhnlichen Verhältniſſe. Alles um ihn herum ſuchte Frieden in Madrid, erhielt ihn, nur er allein wollte und führte Krieg, weil ſein reifender Plan gerüſtete Armeen und Flotten erforderte. Ohne Religion, ohne Sitten, blieb er ein Gegenſtand der Bewunderung und des Staunens, ſelbſt für die, die ihn haßten und fürchteten, und obgleich alle ſeine Unternehmungen offenbare Empörungen waren, ſo wagte es doch der ſchwache Philipp nicht, den kühnen, gefährlichen Mann gerade anzugreifen. Er hauste in Neapel wie ein Weſen höherer, beſonderer Art, das alles in ſeinen rauſchenden Wirbel mit ſich fortzog, Freund, Feind und Auflaurer. Erſt vor kurzem hatte er durch einen Mann von ſeinem Schlage, den kalten, ränkevollen Marcheſe de Bedmar, Venedig durch eine Verſchwörung, die einzig in der Geſchichte ſteht, nah an die Klippe des Untergangs getrieben. Das Mißlingen, dieſe Königin der Meere zur Sklavin zu machen, ſtörte ihn nicht; den Staat, den er nicht verderben konnte, ſuchte er nun zu gewinnen. Alle ſeine ungeheuren Entwürfe waren dem Ausgang nah, als Don Raphael in Neapel ankam. Er hatte den hohen Adel erniedrigt, ihn dem Volke verächtlich gemacht und es über ihn erhoben. Die von ihm geſammelten und gut bezahlten Truppen gehorchten ſeinem Wink, die Flotte führte einen Wimpel von der Farbe ſeiner Familie und viele Großen in Madrid ſtanden in ſeinem Solde. In dem Königreich Neapel und Sicilien wirkten ſeine Geſchäftsträger, ſchilderten Philipp als einen Sklaven der Pfaffen und

Günſtlinge, der ihnen einen Mann zu nehmen drohte, dem ſie ſchon ſo viel zu danken hätten, und welcher nun auf dem Punkt ſtände, Italien von dem Joche der Spanier, der zügelloſen Franzoſen und der deutſchen Barbaren zu befreien. Dieſe Sage durchlief insgeheim die benachbarten Staaten, und viele Tauſende blickten hoffnungsvoll auf Italiens Freiheitsrächer. Den Unterkönig in Sicilien hatte er durch ſeine Intriguen außer Stand geſetzt, ihm zu ſchaden. Mit der Pforte ſtand er im Einverſtändniß; an Mahomets Grabe, für deſſen Anhänger er gern gehalten ſeyn wollte, brannten in ſeinem Namen hundert Lampen, und dieſes günſtige Vorurtheil hoffte er auf der Küſte Afrikas zu ſeinem Vortheil zu nutzen. Nun glaubte er dem Augenblick nahe zu ſeyn, ſeine raſtloſen Bemühungen zu krönen und die läſtige Abhängigkeit von einem ſchwachen Hofe abzuſchütteln. In dieſen gefährlichen, wirbelnden Kreis, den der feurige Geiſt dieſes Mannes um ſich zog, ſtieß nun das Schickſal Raphael, um ihn zu zerſchmettern.

Don Raphael ließ ſich bei dem Herzog unter ſeinem angenommenen Namen melden und bat um einen Reiſepaß nach Afrika.

Oſſuna ſah ihn an und wog den jungen Mann, der vor ihm ſtand, auf der Wage, die ſein Geiſt zur Beſtimmung der Kräfte des Menſchen ſo feſt und ſicher zu halten wußte. Mit zuverſichtlichem Tone ſagte er zu ihm:

„Ihr ſeyd nicht der Mann, für den Ihr Euch ausgebt. Wenn ich auch Euer Unglück nicht wüßte, ſo würde ich's auf Eurer Stirne, in Euren Augen leſen, aus dem Tone Eurer

Stimme hören. Freilich hat Spanien keinen Raum für Männer Euresgleichen, oder vielmehr Männer wie Ihr finden dort keinen Raum. Wozu die Verſtellung gegen mich, die Eurer Natur ſo ſehr zuwider iſt. Ihr ſeyd Don Raphael de Aquillas."

Raphael ſah ihn unerſchüttert an.

Oſſuna. Euer Blick ſagt mir, der Mann, der dieſen edeln Namen führt, fürchtet nichts. Wahrlich, bei Oſſuna hat er nichts zu fürchten! Gut, daß ihr den ſpaniſchen Kardinälen und ihrem Anhang in Rom entwiſcht ſeyd; ich wundere mich darüber, denn Pfaffen ſind ſonſt gut bedient. — Ich bitte Euch, laßt Euch nieder. — Dank unſerm blinden, unterjochten Vaterlande, daß es ſolche Männer ausſtößt, ſie zwingt, ſich hier zu ſammeln, um ein Volk zu bilden, das der Aufmerkſamkeit der Menſchen wiederum würdig werde. Eure Geſchichte iſt mir bekannt, ich habe Freunde in Madrid, die aufmerkſam auf Geiſter Eurer Art ſind. Ueberdem hab' ich Briefe an Euch von einem Pedro Gomez, nebſt einer Anweiſung auf eine Summe Gelds, die Ihr heben könnt. Ihr ſeht, daß ich Euch kenne; verſtehen werden wir uns bald. Nun ſagt mir, worin ich Euch dienen kann?

Raphael. Ein Paß nach Afrika, Don Pedro, iſt das einzige, für das ich Euch danken kann und will.

Oſſuna. Und warum nach Afrika?

Raphael. Sagtet Ihr nicht, Ihr wüßtet meine Geſchichte?

Oſſuna. Allerdings; Eure Verfolger ſelbſt haben mich von ihrer heiligen Wuth, von Eurer Rache unterrichtet, mir in frommem Vertrauen aufgetragen, Euch ihnen zuzuſenden, wenn ihr Euch in dieſes Reich verirren ſolltet. — Ich danke

Euch für die Ruhe, womit Ihr dieſen chriſtlichen Auftrag anhört.

Raphael. Ich kann nicht mehr erſchrecken, und wenn Ihr wollt: der Herzog de Oſunna kann Spanien, einem Schatten von König gefährlich werden, nicht mir.

Oſſuna. Hierüber ſind wir eins; aber mir genügt es nicht, Euch ihren Klauen entriſſen zu ſehen, zum Rächer möcht' ich Euch an ihnen machen. Haß iſt ein Gefühl der Ohnmacht, das uns ſelbſt verzehrt; nur wenn er zur Rache wird, uns zur Thätigkeit anſpornt, wird er unſrer würdig.

Raphael. Was hätt' ich zu rächen? Sie ſind dahin, um deren willen ich lebte! Ich kann ſie nicht zurückrufen, kann durch keine Unternehmung ſie aus dem Nichts herauskämpfen, in das ſie die Ungeheuer gewaltſam vor der Zeit geſtoßen haben. Unverwundbar iſt der Dämon, der ſie zu wüthenden Thaten treibt; laßt mich ziehen, bevor er auch mich ergreift. Dem, der zu ſterben wünſcht, iſt darum nicht jeder Tod gleich, und ich möchte mich nicht gern einem Götzen ſchlachten laſſen, den Herrſchſucht, Blutdurſt und Wahnſinn geſchaffen haben. Laßt mich ſchnell nach einem Lande ziehen, wo wenigſtens die Todten in der Erde ruhen dürfen.

Oſſuna. Und um eben dieſen Götzen von dem blutigen Thron zu ſtoßen, möcht' ich Euch hier behalten; wenigſtens habe ich gegründete Hoffnung, ihn zu erſchüttern. Daß dieſer Dämon verwundbar ſey, zeigen uns die edeln Kämpfe um Licht in Deutſchland. Auch in Italien beginnt die Dämmerung. Sollen denn wir nur immer ſtille ſitzen, unſre Leiber morden, unſre Geiſter erdrücken laſſen, als ſeyen wir nur

dafür in die Welt geworfen? Wenn Männer, wie Ihr, die so gelitten, so fühlen, mit solcher Kraft begabt sind, so helle sehen, es tragen können und wollen, so sind wir freilich zur Finsterniß verdammt; aber wir verlieren auch das Recht zu klagen und verdienen die stechenden Vorwürfe der Zeitgenossen und Nachwelt. Sollen wir immer nur für den Augenblick, für unser kurzes Daseyn arbeiten? Laßt uns den Samen auswerfen, sehen wir ihn auch nicht reifen, so wird er zu seiner Zeit schon auftreiben. Ich will Euch nun ein Feld zu Thaten öffnen, in denen sich Euer gedrückter Geist in aller Kraft entwickeln soll.

Raphael. Ich habe nichts gethan, Don Pedro, das mich zu Unternehmungen berechtigen könnte, die ein Mann, wie Ihr, entwirft.

Ossuna. Nichts gethan, Don Raphael? Der junge Mann, der sich allein in Spanien, trotz aller Gefahren, zum Beschützer der Bedrängten aufwarf, nichts gethan? Der Mann, der so früh beurtheilen konnte, er sey in einem Lande geboren, wo alles sich gegen den rüstet, der kühn genug ist, die verwüstenden Ungeheuer anzugreifen? Der jeder Versuchung, jeder Schmeichelei, jedem Reiz der Größe und Macht widerstand, weil er seine Größe nur in edle, uneigennützige Thaten setzte? Ich würde sagen, nur Eure künftigen Thaten nehme ich in Beschlag, wenn ich nicht wüßte, welchen Plan Ihr auf dem Gebirge zur Rettung der unglücklichen Verbannten entworfen, wie entschlossen und klug Ihr ihn betrieben habt. Hätte Euch die Großmuth, den Freund zu retten, nicht hingerissen, Ihr würdet nun, zum Schrecken Spaniens, mit

Hunderttausenden auf den unüberwindlichen Gebirgen sitzen. Schon war man in Frankreich aufmerksam auf Euer Unternehmen und hättet Ihr Euch noch eine kurze Zeit gehalten, so trug man Euch von dorther Beistand an. Dieses weiß ich von meinem Geschäftsträger am französischen Hofe, der dieses Vorhaben nach allen Kräften unterstützte. Wäre dieß gelungen, so hätten wir, ohne uns zu kennen, auf einen Zweck gearbeitet. Wie, wenn wir es nun könnten; wenn nun Euer kühner Entwurf erst in Neapel reifen sollte?

Raphael. Ihr sprecht mir von einem schönen Traume, aus dem ich so schrecklich erwachte, wie aus allen Träumen meines Lebens. Don Pedro, wenn Euch das gelingen soll, wovon die schüchternen Höflinge sich in die Ohren flüstern, wovor Philipp zittert und worüber ich Euch nicht weiter fragen will, so laßt mich um Euretwillen keinen Theil daran nehmen. Ich habe nichts gethan und will nichts thun; leise, unbemerkt will ich über die Erde hinschleichen, bis sie sich mir öffnet. Das Schicksal hat mich und meinen edlen Vater zum Opfer seiner Tücke auserlesen. Unablässig schwebt es über mir, treibt mich durch dunkle Wege dahin und dorthin, zwingt mich zu beginnen, und Schmach, Mißlingen, Unglück und Verzweiflung sind mein steter Lohn. Den besten Schwimmer rettet seine Kunst nicht, wenn das Verhängniß will, daß er ertrinken soll: ja seine Retter selbst zieht er mit sich ins Verderben. Ihr lächelt über meine Worte! Meine Erfahrung spricht für mich, und das, was das Herz erlitten, spottet des Verstands. Was bin ich? Was leitet mich, da mein blinder Sinn gänzlich zerschlagen ist. Laßt mich nach Afrika

zu den Unglücklichen ziehen, mit ihnen nur kann ich über mein Elend weinen, da es mit dem ihren aus einer Quelle fließt.

Als Ossuna ihn so entschlossen sah, drang er für diesen Augenblick nicht weiter in ihn.

Ossuna. Bleibt einige Tage bei mir; ich bin gesonnen einen von der Pforte an mich geschickten Abgesandten nach Afrika überſetzen zu lassen, mit diesem könnt Ihr reisen, wenn Ihr Euren Sinn nicht ändert. Auch kann er Euch dort durch sein Ansehen von großem Nutzen seyn. Und nun zu Neuigkeiten von Madrid. Den Herzog Kardinal haben sie endlich zur Ruh gebracht; sein Sohn Uzeda hat das Ruder des Staats ergriffen, um das kranke, morsche Schiff rascher zwischen die Klippen zu treiben. Dem König hat der Großinquisitor, wegen seines Umgangs mit Euch Sünder, eine strenge Buße aufgelegt, die er nun seufzend trägt.

Raphael. Ist er zu etwas anderem geboren? — Erlaubt mir, mich zu entfernen, um diese Briefe hier zu lesen.

3.

Raphael ging und erbrach Pedro's Brief, der ihn von Seraphinens Jammer unterrichtete. Er schrieb ihm, sie sey dem Tode nah gewesen und nur der unmündige Knabe halte noch das schwache Band ihres peinvollen Lebens. Sie klage ohne Unterlaß darüber, daß es ihr nicht vergönnt sey, Raphaels Geschick mit ihm zu theilen. Nur Furcht vor Mißdeutung von seiner Seite halte sie in Spanien zurück. — Er hütete sich, ihm zu melden, daß die überschickte Summe von Seraphinen komme, und gab vor, er habe sie aus Dingen

von Werth gelöst, die er in Kastellmansor gefunden und gerettet hätte. Er bat ihn, sich nicht lange in Neapel aufzuhalten, ihm den Ort seines künftigen Anfenthalts, in welchem Winkel der Erde es auch sey, bekannt zu machen, damit er ihm dahin folgen könnte. Ein rührender Abschied von Seraphinens Hand schloß den Brief.

— Raphael sah nun täglich den Herzog de Ossuna, drang unaufhörlich um seine Entlassung in ihn. Nur nach und nach gelang es diesem, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und da er dieser einmal gewiß war, so theilte er ihm seinen Plan mit der Beredtsamkeit einer von großen Gedanken erfüllten Seele mit, die Gegenwart, Zukunft umfaßt und des glücklichen Ausgangs ganz versichert ist. Alle seine Zwecke enthüllte er ihm; sagte ihm grade heraus, wie er nun auf dem Punkte stehe, sich gänzlich von Spanien abzureißen und das Papstthum, den Thron des Aberglaubens, zu erschüttern.

Er stellte ihm vor, wie alle seine bisherigen Unternehmungen nur darauf zweckten, das blühende Italien von dem Joche der Priester und Ausländer zu befreien. Daß er für sich keinen andern Lohn suchte, als dieß gethan zu haben. Dann sprach er von der Zuverlässigkeit seiner Armee und Flotte, entwickelte ihm seine Verbindungen in Italien, mit der Pforte, die seine Unternehmungen so gern sähe, daß sie ihm Hülfe angeboten hätte. Da ihm aber diese Hülfe verdächtig wäre, so sey er entschlossen, den Rest der aus Spanien verbannten Mauren an sich zu ziehen, ihnen feste Plätze in [illegible] einzuräumen, um sie zu seinen weitern Entwürfen [illegible] „Laßt uns, Don Raphael," fuhr er fort, „die

Feſſeln der Menſchheit zerſchlagen, die ihr Prieſter und Tyrannen angelegt haben und den Menſchen in ſeinem großen urſprünglichen Werthe wiederum herſtellen. Laßt uns der Schutz der Unterdrückten werden und zugleich die blutenden Wunden jener Verbannten ſtillen, die ihnen unſer blödſinniges, grauſames Vaterland zu ſeinem eignen Verderben geſchlagen hat. Beim erſten Blick ſah ich einen Beförderer und Mitwirker dieſer ſo edlen That in Euch. Ziehet hinüber nach Afrika, der Abgeſandte der Pforte wird Euch bei den Beys unterſtützen. Führet die Unglücklichen in das fruchtbare Sicilien herüber; gern werden ſie Euch folgen, Ihr kennt ihre Sitten, ſprecht ihre Sprache und Euer Andenken iſt ihnen heilig. Auch mein Name iſt ihnen als Freund bekannt; immer nahm ich mich ihrer an und ſprach mit feurigem Eifer gegen ihre Verfolgung und Vertreibung. Um ihretwillen zog ich mir den Haß der Inquiſition zu, dem ich nur dadurch entging, daß ich mich furchtbar zu machen wußte. Ziehet zu ihnen, reichlich will ich Euch mit Gold verſehen, Euer Schiff mit Waffen beladen laſſen, damit ſie in Sicilien als Rächer ihrer Schmach gegen Spaniens beſoldete Sklaven erſcheinen können. Gleich nach Eurer Abreiſe ſollen Euch noch einige Schiffe voll Kriegsgeräthe nach Algier folgen und ſobald Ihr mir Nachricht gebt, daß alles zum Einſchiffen bereit iſt, will ich Euch den Ort ſagen, wo Euer erſter Angriff in Sicilien geſchehen ſoll. Der ſchon geſchwächte Unterkönig wird mich gegen Euch zu Hülfe rufen, ich eile mit einem Korps hinüber, wir verbinden uns, Sicilien iſt unſer und Neapel folgt ihm. Dann wollen wir das erſtarrte, von Prieſtern bezauberte

Blut der Christen wiederum neu beleben! Die Götzen des Wahnsinns mit ihren falschen, blutdürstigen, tyrannischen Priestern zertrümmern, Italien befreien und unsre Namen mit glänzenden, nie zu vertilgenden Zügen in der Geschichte der Menschheit aufzeichnen. Ihr allein sollt der Anführer dieser Unglücklichen seyn und bleiben — die Geister der Ermordeten, Euch, Euer edles Weib, Eure Freunde, Euren Vater, Eure Mutter, ihre entweihten Leichen rächen! rächen als Gatte! als Sohn, als Held, der für die Freiheit und das Glück gegenwärtiger und künftiger Geschlechter das Racheschwert führt! — Von Gefahr spreche ich zu einem Mann, wie Ihr seyd, nicht; denn wäre diese nicht damit verbunden, so wäre es kein Unternehmen für Euch und mich! In dem Kampfe, dem Ringen und Streben liegt der Preis und Lohn der That, und selbst die Herrschaft über die Welt würde mir keinen Genuß gewähren, wenn ich sie nicht mit Mühe und Anstrengung erworben hätte. — Laßt mich Eure Hand fassen; ich sehe, wir verstehen uns auch hierin; die großen Gedanken Eurer Seele, die ein gerechter Unwille unterdrückte, drängen sich aus dem Trübsinn hervor und Ihr seyd in diesem Augenblick ganz der Mann, wozu Euch die Natur so früh gebildet hat. Soll ich Euch noch fragen, ob Ihr nach Afrika ziehen wollt, Eure unglücklichen Freunde, die dort mit dem Elend, dem Hunger und der Verzweiflung kämpfen, zu retten? Führet das edle Volk herüber, daß ich es mir und Euch durch Wohlthaten verpflichte, es herstelle in seiner vorigen Kraft, in seinem vorigen Glanze."

Dieser Gedanke zündete in dem Herzen Raphaels. Ein

ſanfteres, heiteres Erglühen goß ſich über ſeine Wangen. Der düſtere Nebel verſchwand von ſeiner Stirne, ſeine Augen glänzten in dem Schimmer des Wohlgefallens ſeiner Seele bei einer guten Handlung, und die kühnen Entwürfe Oſſuna's ſchienen ihm, verbunden mit der Rettung des unglücklichen, verfolgten Volks, ein ſchönes, edles Werk. Der ſanfte Zug der Menſchheit allein bewirkte, was weder die Rache, noch die Ruhmbegierde vermochten.

Raphael. Nur darum, weil Ihr das Gute mit dem Großen verbindet, tret' ich Eurem Entſchluſſe bei. Gern zieh' ich nun hin; möchte es Euch gelingen, durch dieſes Volk den Dämon, der die Chriſten zur Verfolgung antreibt, zu vertilgen und die Menſchen wieder in ihre Würde einzuſetzen. Ich würde ſagen, gern ſpende ich mein Leben, dieſes bewirken zu helfen, aber es hat keinen Werth für mich; doch vielleicht gibt ihm dieſes Unternehmen einigen.

Oſſuna ſchloß ihn in ſeine Arme: ja, Werth ſoll es durch dieſe That erhalten. Aus den Händen der Menſchheit wollen wir einſt den Kranz des edlen Ruhms empfangen und die ſpäte Nachwelt ſoll uns ſegnen, wenn wir längſt zu Staub geworden ſind. Freiheit und Recht! Zerſtörung der blutigen Altäre, die ſie einem Gott des Zorns, der Rache, des Wahnſinns und der Verfolgung erbaut haben, dieß ſey unſer Zweck!

Er machte ihn mit dem Abgeſandten der Pforte bekannt, der mit Schreiben des Sultans verſehen war, um Oſſuna's Anſuchen bei den Beys zu unterſtützen. Raphael hob die für ihn angewieſene Summe, Oſſuna ſtellte ihm eine ſehr

nächtliche zu und erſegelte mit dem türkiſchen Botſchaf-
aus dem Hafen von Neapel.

4.

Raphaels Herz glühte nun wieder, und konnte die ver-
genen Schreckensſcenen in ſanfterer Schwermuth zurück-
finden. Er ſchwang ſich in die Zukunft, in die Geiſterwelt,
fühlte wiederum das Band, durch das ſein Daſeyn an
einen geknüpft war, fühlte ſich von ihrem ſchützenden
umſchattet. In dem Dienſte dieſes Geiſtes ſegelte er
nach Afrika. Oft ſah er mit düſtern Augen in die
, ſchaudernd überfiel ihn das Andenken jener ſchreck-
Nacht, als er das ferne Land erblickte. Er ſah ſie
Meer ſtürzen, in ihrem weißen Gewande, von den Wellen
gen, dahinſchweben, dann ſinken — hinunter hätten ihn
ſchenden Fluthen gezogen, wenn der neue Beruf, ihren
glücklichen Brüdern beizuſtehen, nicht die düſtre Melancholie
pft hätte. Mit peinvollen Stichen, unter grauenvollen
dern durchriß das Gefühl ſein Herz und drang in ſeinen
: „grablos liegt ihre Leiche an jener glühenden Küſte!“
n überfiel ihn all das Vergangene, eine ſchreckliche
rende Vorſtellung folgte der andern, bis er ihrer Laſt
g, und ihm ſein Leben der qualvollſte Traum zu ſeyn
n, welcher je ein fühlendes Weſen gemartert hat. Nur
Willkomm der Verbannten, ihr lautes Freudengeſchrei,
Thränen, ihr Stammeln, ihr Segen erweckten ihn aus
finſtern Betrachtungen. Von ihren Geſichtern ver-
den bei ſeinem Anblick die Spuren des Unglücks; voller
ung, voller Gewißheit eines beſſeren Schickſals durch

seine Ankunft, erzählten sie ihm ihre ausgestandnen Leiden. Der Waise sah in ihm seinen Vater, der Kinderlose seinen Sohn, Mütter und Jungfrauen ihren Beschützer und das ganze Volk seinen Retter. Tief gerührt stand er mitten unter dem sich ihm nah drängenden Haufen, vergaß sich, sein Unglück, und unterrichtete sie von dem Zweck seiner Ueberkunft. Jeder war bereit, ihm zu folgen, wohin er sie auch führen wolle. Er gab jedem so viel Gold, als er bedurfte, und schnell erscholl der Ruf seiner Ankunft in dem Lande, den fernen Dörfern und Städten, wo die geflüchteten Elenden von sparsamen Almosen lebten. Viele Tausende versammelten sich. Er vertheilte die Waffen unter die Streitbaren, versah sie mit allem Nöthigen, unterhandelte mit den Beys wegen der Ueberfahrt, und als er alles angeordnet hatte, bestieg er eine Brigantine, um dem Herzog von der glücklichen Beendigung seines Geschäfts Nachricht zu geben.

5.

Die Scene in Neapel hatte sich einige Tage vor seiner Ankunft geändert. Der Hof in Madrid erwachte endlich aus seinem Schlummer, und die Stimmen der Bestochenen mußten verstummen vor den allzu klaren Anzeigen der nahen Empörung Ossunas. Man wollte ihn zurückberufen, und zweifelte an seinem Gehorsam. Den Kühnen, umgeben von seinem Anhang, unterstützt von seiner Macht, mit Gewalt anzugreifen, hielt man für gefährlich. In dieser Verlegenheit ergriff man die List, die Waffen der Schwachen, und wählte einen Mann dazu, der an einem Hofe lebte, dessen einzige Stütze sie immer war. Man sandte dem Kardinal Kaspar de Borgia

Befehl zu, von Rom nach Neapel zu eilen, ſich, gleichviel durch welch ein Mittel, der Regierung in dem Namen des Königs zu bemächtigen und Oſſuna zu ſtürzen. Der nämliche Bote überreichte ihm das Diplom zum Unterkönig. Der Kardinal ſuchte vor allen Dingen den Kommandanten des neuen Kaſtells durch Furcht und große Verſprechungen zu gewinnen; es gelang ihm. Er eilte in Verkleidung nach Neapel, der Kommandant ließ ihn bei Nacht in das Kaſtell ein und plötzlich verkündigte der Donner der Kanonen von dem neuen Kaſtell den beſtürzten Einwohnern die Ankunft des neuen Unterkönigs und den Fall Oſſunas. Oſſunas Geiſt lachte der Gefahr, und wagte noch um die Herrſchaft, das Gelingen ſeines großen Unternehmens, zu kämpfen. Er ſchmeichelte ſich durch ſeine Freunde, die Armee und das ihm ergebene Volk gegen den neuen Unterkönig zu empören; aber der Beſitz des über ihrem Haupte drohenden Kaſtells, der wiederholte Donner der Kanonen, der unter Trompetenſchall bekannt gemachte Befehl des Königs, das Anerkennen Borgias von Seiten des unterdrückten Adels und der Staatsbedienten, die Furcht eines jeden Einzelnen, lösten alle Anhänglichkeit an den kühnen Waghals auf. Oſſunas Rieſengedanken, ſeine Ausſichten, ſchimmernden Entwürfe ſchwanden, wie eine leuchtende, ſchreckende Erſcheinung am Horizont, und nur er ſtand groß und unerſchrocken unter den Ruinen ſeines wirklichen und geträumten Glücks. In dem erſten Augenblick der ihm aufgezwungenen Ruhe dachte er an Raphaels Gefahr; aber beobachtet, wie er war, fand er kein Mittel, ihm die unerwartete Veränderung bekannt zu machen. Der Hafen

war mit Wache beſetzt, und jedes Fahrzeug das auslaufen wollte, ward zurückgehalten. Raphael lief hoffnungsvoll in den Hafen ein. Die Wache umringte ihn im Namen des neuen Unterkönigs. Bitter lachte er, und ſein Lachen ziſchte durch die Luft. „Ich fühle deine Hand, allgewaltiges Schickſal, und hoffe, es iſt der letzte deiner zermalmenden Schläge!“ Sie führten ihn zu Don Borgia, er ließ ihn nicht vor. Auch er hatte in Rom Aufträge erhalten, ihn, wenn er ihn entdeckte, nach Spanien zu ſenden; aber Raphael war ſchon auf dem Wege nach Neapel, als er in Rom nach ihm forſchen ließ. Von dem Kommandanten im neuen Kaſtell hatte er ſeine geheime Verbindung mit Oſſuna, ſein verdächtiges Auslaufen nach Afrika erfahren und ſchickte ihn nun, als ein nahes Opfer des Todes, nach dem Gefängniß der verworfenſten Verbrecher. Raphael winkte Balthaſarn, ſich von ihm zu trennen, und da dieſer ihn nicht verlaſſen wollte, ſo gab er ihm Aufträge an Petro Gomez, unter dem Vorwand, als könnte dieſer vielleicht etwas zu ſeiner Rettung beitragen. Balthaſar ſuchte den Herzog de Oſſuna von Raphaels Unglück zu unterrichten. Oſſunas ſtarke Seele ward von Raphaels Geſchick tief erſchüttert, er ſah ſich als die Urſache ſeines Unglücks an, und der Stolze, den nichts bewegen konnte, ſich zu unterwerfen, machte nun den erſten Schritt gegen den Kardinal. Er bat ihn ſchriftlich um die Freiheit des edlen jungen Mannes, bot ihm einen Theil ſeines Schatzes dafür, und verband ſich, alles, was dieſer unternommen, auf ſich zu nehmen. Sein Schreiben begleiteten Koſtbarkeiten von hohem Werthe, der Kardinal nahm ſie und antwortete kalt:

„er ſey ein Diener der Kirche und des Staats, Verbrecher gegen dieſe zu ſchützen, wäre gegen ſein Gewiſſen und Pflicht.“ Oſſuna mußte bald darauf abreiſen; er begab ſich zu Lande nach Madrid. Raphael wurde zu Schiffe mit einigen Prieſtern nach Spanien geſandt, deren Auftrag war, ihn der Inquiſition zu überliefern. Ohne Seufzer, ohne Klagen, ohne Thränen ſtieg er ein, ſah in die nahe, ſchreckliche Entwickelung ſeines Lebens mit aller Kraft ſeines Geiſtes, und betrachtete ſich als ein Opferthier, welches das Schickſal auserſehen hatte, nach einer Reihe von Weh, Unglück und Mißlingen an dem blutigen Altar des Wahnſinns geſchlachtet zu werden. Die Hoffnung, nach dem Sieg über die gedrohten Schrecken denen zu nahen, deren Geſchick es vor dem ſeinen ſo gewaltſam und grauſam entſchieden hatte, gab ſeiner Seele den erhabenſten Schwung. Die Geiſterwelt öffnete ſich ihm in allem Glanz; er fühlte ſich erwartet von dem Vater, der Mutter, der Gattin, den Freunden und allen den Unglücklichen, die er um ſich her vergehen ſah. So nahte er nun dem Felſen der Nothwendigkeit, an dem er zerſchmettert werden ſollte, ohne Schauder, ohne Murren, ohne Beben.

Sie landeten. Schrecklich war die Poſt Balthaſars für Seraphinen. Sie ſah nun keine Rettung mehr, und langſam löste der Tod das Band des ſchmerzerfüllten Lebens. Pedro Gomez verließ ſie nicht, und gelobte ihr, ſein Leben ihrem Knaben zu weihen.

Oſſuna erſchien am Hofe ohne Furcht, entſchloſſen, nicht für ſich, nur für Raphael zu ſprechen, wenn man es ihm vergönnte. Er nahte dem König und wollte ſprechen. Des

milden, ſchwachen Philipps ganze Rache an dem Manne, deſſen kühne Unternehmungen ihn ſo ſehr geängſtigt hatten, war, daß er ihn keines Blickes würdigte und ihm den Rücken wandte. Der ſtolze Oſſuna ſah ihm lächelnd nach und ſagte zu den Umſtehenden: „dieſer König da behandelt mich als einen Knaben, nicht wie einen Mann. Sagt mir, hab' ich ihn ihm nicht genug gezeigt?“

Ein König kann ein Verbrechen gegen ſeine Krone vergeben, ſich hinlänglich gerächt glauben, wenn er den kühnen Frevler unbedeutend gemacht hat; aber nie verzeiht der Prieſter.

Schon hatte Raphael die Schwellen der finſtern Wohnung betreten; ihn empfingen ihre Bewohner, der Schrecken, der Aberglauben, die Wuth, der Wahnſinn, die Rache, und bliesen ihn mit ihrem giftigen, vernichtenden Athem an; aber geſtählt war ſein Herz gegen die ſchreckenden Geſpenſter. Mit höhnendem Triumphe führten ihn die Prieſter als ein ihrem grauſamen Götzen willkommnes Opfer in ein düſtres Loch, das eine ſchwache Lampe erleuchtete, und bedeuteten ihm, daß es einſt ſein Vater bewohnt, daß hier auf ſeinen verwegnern Sohn ſchrecklichere Strafen warteten. Sie verſchloſſen die eiſerne Thür — ihn umſausten die Klagen ſeines Vaters; er ſah ihn liegen auf dem feuchten unreinen Boden, ſah ihn ſtehen geblendet, ſein Angeſicht bedeckt mit ſeinem Blute. Die Stärke ſeines Geiſtes erlag der ſchmerzvollen, lebendigen, plötzlichen Rückerinnerung, und aus ſeiner Bruſt drang ein wilder, bittrer Schrei über des Edlen, ſein und der Menſchen Loos. Hoffnung, Muth und Entſchluß drohten

zu zerrinnen vor den Leiden seines Herzens, vor den schaudervollen Bildern, die seine empörte Einbildungskraft aus dem Vergangenen zog, bis das Gefühl erwachte: „er ist ihnen entronnen und du wirst ihnen entrinnen, und wirst dann noch seyn, mit denen seyn, die dem Leiden des Lebens entronnen sind, das ein unfaßliches Schicksal mir und ihnen zugetheilt hat. Hierher mußt' ich getrieben werden, vergebens war aller Gegenkampf, vergebens war die Flucht. Vater und Sohn sollten hier von den Unmenschen gemartert werden, so wollte er es — wer wollte es? Wer hat dieses Loos über mich und ihn so geworfen? Wer das Herz des Edlen so gestimmt, und das meine durch ihn, daß es uns in diese Mörderhöhle führen mußte?"

Er drang in die dicke Finsterniß, bestieg die morschen, unsichern Sprossen der Vernunft, geleitet von ihrem Zwitterlicht, getrieben von den qualvollen Empfindungen seines Herzens, den wilden, schaudervollen Vorbildungen seiner Einbildungskraft, bis er, ergriffen von dem Wirbel, zurücksank: „Schweige und laß dich zerschlagen! Nothwendigkeit ist der Name der gewaltigen, unbekannten Macht; dieß ist alles, was du fassest! Unterwirf dich und stirb!" Aber die Geister der Freunde lispelten ihm zu: „nah bist du uns, uns ist das Räthsel enthüllt worden, dir wird es enthüllt werden durch uns! Die Ahnung davon liegt in dem Bewußtseyn guter Thaten, in dem Segen derer, denen du wohlgethan hast, denen du wohlthun wolltest!"

Er entdeckte Schriftzüge an den grauen Wänden, nahm die Lampe und erkannte sie nach ihrem Inhalt, nach Aufsätzen, die er gelesen, für die Schrift seines Vaters. Es

waren Stücke aus dem Homer, den griechiſchen Tragikern, den Weiſen Griechenlands und Roms über Menſchen, Schickſal, Welt, Helden, Gegenwart und Zukunft. Heiße Thränen des Danks weinte er dem Abgeſchiednen, der hier in dem ſchrecklichſten Augenblick ſeines Lebens ein Denkmal ſeiner edlen Geſinnungen hinterlaſſen hatte, durch das ſich nun ſeine Seele in gleich ſchrecklicher Lage erheben ſollte.

Mit bebender Stimme rief er: „Dank dir, mein edler Vater, daß du mir hier ein Denkmal deines Daſeyns hinterlaſſen haſt, durch das ſich mein banger Geiſt dir nachſchwingen kann. Wohl magſt du gehofft haben, daß dieſe erhabenen Sprüche einen Unglücklichen aufrichten und einige Augenblicke der einſamen, ſchauerlichen Gefangenſchaft ausfüllen würden; aber ferne warſt du zu ahnen, daß ſie deinem noch ungebornen Sohne zum Troſt und zur Stärkung dienen ſollten! Hätteſt du dieß ahnen können, deine Hand und dein Herz würden erſtarrt ſeyn, und nie wäre ich aus dem Nichts an das Licht getreten, in welchem mich namenloſes Weh erwartete, das nun ein gewaltſamer, ſcheußlicher Tod beſchließen ſoll. Aber würde ich denn an deiner Seite die ſeligen Träume meiner Jugend genoſſen, die Weisheit in ſanftem Tone von deinen Lippen gehört haben? Es war Vorbereitung auf das Kommende. — Du ſollteſt mich fähig machen, auch noch in dieſem öden Kerker Hoffnung fühlen, dem Schickſal trotzen und mich ſo emporſchwingen zu können, als gehörte ich zu der Zahl der Heroen, der Söhne der Götter alter Zeit, denen darum ſo viel Leiden zugetheilt wurden, daß ſie ihren Urſprung durch Kampf und Dulden bewieſen. Wenig waren meiner

Thaten, viel meines Leidens, und ich ſterbe nun hier in der kraftvollen Blüthe des Lebens, fern von den Augen der Menſchen! Mir ward nicht wie ihnen der Tod fürs Vaterland, der Tod für die Rettung der Brüder, für die Befreiung der Unterdrückten. Ich habe kein Vaterland, meine Brüder ſtießen mich von ſich, und da ich mich zum Kampfe für die Unglücklichen aufwarf, ergriff mich das Schickſal und ſchleuderte mich in die Gewalt der Feinde der Menſchheit, daß ich in der Finſterniß den Tod des Verbrechers ſterbe! Verſchwinden mußt' ich ſehen von der Erde alle meine Geliebten und Freunde — zerſtört ſehen die heilige Stätte deiner Ruhe — entheiligt, in den Flammen glühen deine Gebeine, und gänzlich getilgt die Spur deines Daſeyns. Hier erſcheinſt du mir wieder, daß ich noch einmal mit dir lebe, noch einmal aus dieſen todten Worten den Klang deiner ſanften Stimme vernehme! Hilf mir die Schrecken des ſchmählichen Tods bekämpfen! Stehe mir nah mit der Freundin meiner Seele, daß meine Mörder nicht über den Geiſt ſiegen, den du gebildet haſt, wenn ſie dieſen bebenden Leib zerfleiſchen!"

Oft las er die halb verblichenen Worte, dachte ihrem hohen Sinn nach, erinnerte ſich der Zeit, der Umſtände, da er ſie ſeinem Vater vorlas, ſeine Auslegung, ihre Anwendung, und es gelang ihm, die Schrecken, das Gewinſel, die Klagen aus der Ferne, die oft die Todesſtille ſeines Kerkers unterbrachen, zu beſiegen.

6.

Der fürchterliche Tag erſchien, an dem er vorgeführt wurde. Man ließ ihn lange vor der Marterhöhle ſtehen, in

welcher verwegene Prieſter Gott an ſeinen Geſchöpfen zu rächen wagen. Bald erſchallten Töne des Schmerzes, Aechzen und Stöhnen eines Gemarterten in ſeinen Ohren und zerriſſen ſein Herz. Seine Wächter bedeuteten ihn, er ſollte ſich auf die nahen Qualen rüſten, denn er würde den nun Gemarterten ablöſen. Wilde Gluth goß ſich in ſeine Adern, er zog die Thränen, die über ſeine Wangen ſtürzten, mit zitternden Lippen ein, fühlte ſchrecklich ſeine Ohnmacht und den Hohn der Unmenſchen. Das Jammergeſchrei und Aechzen ließ nach, er hörte das Röcheln des Sterbenden — man trug ihn in einem offnen Sarge an ihm vorüber — er erkannte den noch Röchelnden, es war Alfonſo Ferando, den er den Jeſuiten entriſſen — kalter Schauder rauſchte durch ſein Blut — die Nerven zogen ſich in ſeinem Gehirne zuſammen — dicke, kalte Tropfen drangen auf ſeine Stirne — ſein Geiſt, ſein Daſeyn verloſchen — er ſank nieder und ſtöhnte in die kalte, fühlloſe Erde. Man riß ihn aus ſeiner Betäubung und zog ihn gewaltſam vor die furchtbaren Richter. Sie ſaßen um einen langen, ſchwarzbedeckten Tiſch, auf welchem einige Lichter und ein großes Kruzifix ſtanden. Stumm ſaßen die Prieſter da, und hefteten lange ihre kalten, ernſten Blicke auf das längſt erwünſchte Opfer ihrer Rache. Bei ihrem Anblick hatte ſich Raphael aus der Starrheit emporgehoben, Wärme belebte wieder ſein Herz, er fühlte ſich ſtehen zwiſchen dem Geiſt ſeines Vaters und Almerinens, ſah ſie ſeiner harren, um ihn nach dem Schrecken des Todes ſie[illegible] und freudig zu empfangen.

Der Großinquiſitor brach das ſchaudervolle Schweigen,

und ergoß ſich in Verwünſchungen über Raphaels Apoſtaſie, den Prieſtermord, die Entweihung der Religion durch die Ehe mit einer Ungläubigen und das Begräbniß ſeines Vaters. Die entflammten Beiſitzer ſtimmten ein, und der gewölbte Saal ertönte von dem Schrei der Verdammung, dem Geheule der Rache.

Der Großinquiſitor winkte Schweigen:

„Prieſtermörder! Abgefallner von der chriſtlichen Kirche, hier ſteht Ihr vor Gottes Gericht, an der mit dem Blute der Frevler benetzten Schwelle des Tods! Martervoll habt Ihr ihn verdient, und martervoll ſoll er Euch werden. Zerriſſen werde Euer Leib, der ewigen Verdammung übergeben wir Eure Seele nach ſchmerzlichem Tode. Doch das heilige Gericht verſtattet auch Euch, dem verworfenſten Sünder der Erde, vor Eurem ſchrecklichen Tode durch aufrichtige Entdeckung Eurer Verbrechen, ihrer fernſten Veranlaſſung aller mit Euch durch Worte oder Thaten in Eure Verbrechen Verwickelten, dem Gott zu nahen, den wir an Euch rächen. An einem Eurer Verbundenen iſt ſchon die Rache vollzogen, Ihr habt ihn geſehen und werdet ihn bald ſehen an dem Ort der endloſen Qual. Sprecht und nutzet die Euch verſtattete Friſt. Mit dieſem Sande läuft Eure ſündenvolle Zeit zu Ende und die Qualen beginnen!“ Er drehte das Stundenglas. —

Raphael ſprach:

„Ja, ich will reden! und daß meine Sprache Donner, die Strahlen meiner Augen Blitze würden, mein Odem dem in der Erde gefangenen Sturm gliche, damit ich euch alle

vernichten und dieſe Höhle des Mords zertrümmern und über euch zuſammenſtürzen könnte. Das Lamm mag ſich ohne Murren erwürgen laſſen, und nicht der Menſch, in deſſen Bruſt das Gefühl von Recht und Unrecht thront, deſſen Verſtand Wahrheit und Irrthum unterſcheidet. Doch zu euch will ich nicht reden von den Gefühlen meines Herzens, dem Sinne, der mich durch das Leben leitete, den Hoffnungen, die mich nun über eure Schrecken erheben; denn ihr ſeyd Prieſter des Wahnſinns, ſprecht der Menſchheit Hohn und zertretet ſie, um tyranniſch über ſie zu herrſchen. Ihr ermordet die Lebenden, ſtöret die Ruhe der Todten, reißt die Leichen aus den Gräbern, die auch der roheſte Wilde ehrt. Von Gott ſprecht ihr zu mir? Was wißt ihr von ihm? Wer iſt euer Gott? Was kann mir ein Gott ſeyn, um deßwillen ihr Vermeßne ſagt, daß ich hier ſtehe, den ihr nun durch meine Ermordung rächen wollt! Was that ich ihm, der ich nur ſtrebte, die Geſetze der Menſchheit nach der Leitung meines Herzens zu erfüllen, der ich mich gern vergaß bei der Noth und den Gefahren Anderer, der ich im Dienſte der von euch verfolgten Unglücklichen nun in das Netz gefallen bin, das ihr über das Menſchengeſchlecht gezogen habt, ſo weit eure tyranniſche Herrſchſucht reicht! Was that mir euer Gott, der weder mir noch einem der Opfer eurer Wuth beiſtand! der keines meiner Leiden ſtillte? Zu dem der von euch Geplagte vergebens ruft? Wohl iſt es ein Gott, nach eurem Herzen gebildet, denn er iſt grauſam, tyranniſch und blutdürſtig, wie ihr, ein Gott der Rache, der Zerſtörung und nicht der Liebe und Erhaltung. Nie ſah ich ihn den Jammer,

die Wunden, die Thränen, die Verzweiflung der Unglücklichen ſtillen. Zornig ſitzt er auf ſeinem flammenden Stuhl der Rache, taub und fühllos gegen das Klaggeſchrei der Geplagten, läßt euch ruhig in ſeinem Namen Verbrechen begehen, an denen nur ein böſes Weſen und ſeine Prieſter ſich ergötzen können. Hunderttauſende der Verbannten habt ihr ihm zu Ehren ermordet; in Madrids Straßen verbrennt ihr eure Brüder um ſeinetwillen, hier in der Finſterniß tödtet ihr ſie mit langſamer Marter, und er ſchweigt. Dieſen Gott kenne ich nicht; habe ihm nie geopfert, habe nie zu ihm gefleht und will ihm nie nahen. — Raſet nur, eure Blicke tödten mich nicht, und können mich nicht verwirren. Ich verachte euch, eure falſchen Tugenden, eure ſklaviſche Götzenfurcht, wie ich eure Laſter haſſe. Keines Vorzugs rühme ich mich. Menſchenliebe, Bereitwilligkeit, den Unglücklichen beizuſtehen, führten mich endlich in dieſe Wohnung der Schrecken. Und hier, wo ich das Aechzen, das Todesröcheln des von euch zerfleiſchten edlen Freundes hörte, bereue ich keine meiner Thaten. Ich weiß, daß meiner noch ſchrecklichere Qualen warten, denn bekannt ſind die Prieſter der Chriſten auf dem weiten Erdboden in Erſinnung neuer Qualen; aber laßt immer meine innere Natur erbeben, meine Nerven erzittern, ich werde die furchtbare Stunde der Martern meiner würdig beſtehen, denn reinere, mächtigere Götter ſtehen mir zur Seite. Dieſen hat mich mein edler, von euch geblendeter Vater bei meiner Geburt geweiht, und mich geſichert vor Meinungen, um derenwillen ihr mordet. — Ergrimmt, raſet, wüthet, erſinnet neue Qualen, ich bin kein Chriſt, gehöre

euch nicht zu, und rühme mich deſſen. Seht und dahin habt ihr mich getrieben, daß ich mit Groll und Murren zum Himmel aufblicke; daß Vorſehung und Abſicht und Sorge einer höhern Macht für das Menſchengeſchlecht mir verſchwanden! Daß nun meine Seele ſtürmt in meiner Bruſt nach ſchneller Befreiung, um das erhabene, von euch mißkannte Weſen kühn um die Urſache meiner Leiden, der Leiden aller Unglücklichen zu fragen, deren Anblick von je mein Herz zerriſſen. Gezwungen von euch, muß ich den milden Menſchenfreund haſſen, deſſen Namen ihr ſo freventlich mißbraucht, und deſſen Lehre, nach eurer vermeßnen Deutung, eure Frevel rechtfertigen und heiligen ſoll. In eurem Buſen lodert des Fanatismus wilde Flamme, die ſanfte Gluth der menſchenfreundlichen Religion habt ihr nie empfunden. Weg mit euren Göttern! Mein Gott iſt die Kraft meines Herzens, die mich zur Veredlung meines Geiſtes belebte, mich weitere, höhere, edlere Entwicklung ahnen läßt. Durch ſie ſeh' ich euch ohne Schrecken. Ob ich mich hierin irre, werd' ich vielleicht erfahren, ich ſtehe der Enthüllung des unauflöslichen Räthſels nah; dieß nur fühl' ich deutlich, daß da, wo Menſchen wie ihr leben, geehrt ſind und glücklich ſcheinen, kein Weſen herrſcht und leitet, das ihr Gott zu nennen wagt. Hingeſchleudert in das Unermeßliche ſchwimmt dieſer Ball, die Erde nährt und trägt den Guten wie den Böſen, und daß der Böſe und Ungerechte die Herrſchaft [illegible]ßen, beweist ihr ja. Fern ſey von mir die Läſterung zu glauben, der Erhabene, den ich vielleicht nur denken kann und ſoll, wenn ihr dieſen Leib zerſtört habt, bemerke, daß auch ihr

da seyd. Was über dieses wilde Chaos herrscht, das weiß ich nicht. Zufall, Schicksal, Nothwendigkeit nennen es die Thoren und die Weisen, so nenn' ich's auch mit ihnen, und durch sie steh' ich vor euch, ohne Hoffnung auf die Zukunft, ohne Furcht vor ihr. Wahnsinnige! soll ich glauben, er habe mich hierher gestoßen, damit ihr ein Verbrechen mehr an mir begehen möchtet? Durch euch entflieh ich nun der gewaltigen Hand des Schicksals, und nur besser kann mein Zustand werden. Nichts oder mehr; ewige Dunkelheit oder Klarheit. Doch wahrlich von großer Bedeutung ist mir der sehnende Blick, der nach Freiheit, Licht und Erkenntniß strebende Geist, und das Herz voller Ahnung und süßer Hoffnung. Sättigt nun eure Rache an mir. Ja, ich habe bei dem scheußlichen Feuer die Wüthenden geschlachtet, welche die Ruhe der heiligen Todten störten, die den Busen der Erde aufrissen, in welcher sie der Ewigkeit entgegen schlummerten, nachdem sie euch entflohen waren. Ich rächte die Entheiligung der Asche der Geliebten, den Tod des Freunds, und noch seh' ich die verweseten Reste der Edlen in den Flammen glühen, noch hör' ich das Geheul der kühnen Verdammung, und mein Geist ergrimmt und treibt mich zur Rache! Daß ich euch alle hier schlachten könnte, wie sie, eure Leiber zum Haufen aufthürmen könnte — jauchzen könnte in dem Genuß der gerechten Rache, der Stärke meiner Faust, dann aufsliegen könnte, wie der Adler, gesättigt vom erjagten Raub in den Schooß der Natur."

Die Richter des Tods saßen erstarrt vor Wuth und Grimm. Nie war ein Mann vor sie getreten, der so ihrer

trotzte. Nie ein Sterblicher, der dem Gott, den sie zu rächen glaubten, Hohn zu sprechen gewagt hätte. Nur flehende, bleiche, zitternde, von der Furcht halb getödtete Leichen hatten sie bisher gesehen.

Der Großinquisitor rief:

„Er falle durch die schrecklichsten Martern, ein Opfer dem Gotte, den er verhöhnt. Ich übergebe seinen Leib der Pein, seine Seele der Verdammung, der endlosen Qual der Hölle. Langsam sterbe er, bis die Verzweiflung die Stärke des Kühnen vernichte, und er sein Leben aushauche in Stöhnen, in Flehen um Erbarmung, um Erbarmung bei dem Gott, den er gelästert hat!"

„Höre sie, erhabener Verhüllter! höre sie Natur! — Mein Vater, hier siehst du mich vor diesen wahnsinnigen Mördern, wie du mich sahst, als der sanfte Tod in der letzten Sekunde deines Lebens deine von meinen Mördern geblendeten Augen noch einmal öffnete. Rein und unbefleckt strahlt meine von dir gebildete Seele auf meinem Angesicht. — Ich darf dir nahen ohne Furcht und Scham — du wirst mich erkennen!"

Die Diener der Rache ergriffen ihn mit wüthender Faust. — Ausgespannt lag er — die Menschheit schaudert bei dem Anblick — und nur ein Priester, der solche Qualen ersinnen und ansehen kann, vermag es, sie zu beschreiben. Drei Tage dauerte die Marter — stumm lag der Gemarterte — nur Aechzen und Stöhnen erzwangen die Henker. Als er der Erlösung nah war und graue Todesblässe sein entstelltes Angesicht bedeckte, und das letzte Lebensgefühl auf seinen Lippen